This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

RADCLIFFE COLLEGE LIBRARY

WOMAN'S ARCHIVES

Gift of
Dr. Julie Braun Vogelstein

Schlesinger Library

Die Frauenfrage

vom

Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung

auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft beantwortet

von

Augustin Rösler C. SS. R.

Wien 1893.

Commissionsverlag und Druck von Josef Roller & Comp.

„Weder Weib ohne Mann, noch Mann ohne Weib im Herrn, denn wie das Weib aus dem Manne, so ist der Mann durch das Weib, Alles aber aus Gott."

I. Corinth. 11, 11 f.

94
K 71

Vorwort.

Das Buch des socialdemokratischen Führers August Bebel »Die Frau und der Socialismus« ist für die Socialdemokratie eine Art Bekenntnißschrift geworden. In der Vorrede zur 11. Auflage desselben im August 1891 konnte der Verfasser melden, daß »seit Anfang Februar dieses Jahres 26.000 Exemplare« abgesetzt worden seien. Uebersetzungen in die gebräuchlichsten europäischen Sprachen sind bereits angefertigt worden. Es ist ein höchst bedenkliches Zeichen für die Bildung zunächst des deutschen Volkes, daß ein so oberflächliches und widerspruchsvolles Buch eine solche Verbreitung finden kann. Allein die traurige Nothlage des größten Theiles der arbeitenden Bevölkerung läßt die Leser über der vielfach wahren Schilderung dieser physischen und moralischen Noth die außerordentlichen Mängel im Wissen und Denken des Verfassers übersehen. Die Leo-Gesellschaft hielt es daher für nothwendig und zweckentsprechend, eine Behandlung der Frauenfrage zu veranlassen, welche den gerechten Anforderungen gebildeter Leser und Leserinnen Genüge leisten kann. Wer Bebels Buch zu lesen vermag, wird auch unsere Schrift verstehen; nur setzen wir etwas mehr Nachdenken voraus. Unsere Arbeit beschränkt sich keineswegs auf eine einfache Widerlegung der Bebel'schen Schrift, sondern hat die Stellung der Frau nach den Grundsätzen der Vernunft, nach den Erfahrungen der Geschichte und der Offenbarungslehre positiv und systematisch entwickelt. Dabei haben wir uns bestrebt, die einzig wahre Ursache der gegenwärtigen Nothlage aufzudecken und gegenüber den socialdemokratischen Vorspiegelungen einer besseren Zukunft den wahren Weg zur Rettung zu zeigen. Daß es sich bei der Benützung der einschlägigen Literatur nicht um Vollständigkeit, sondern um eine zweckentsprechende Auswahl handeln konnte, ist wohl selbstverständlich. Möge die Arbeit namentlich unter den Gebildeten zur Klärung der Begriffe über die Würde und den Beruf der Menschheit überhaupt und der Frau insbesondere beitragen und so den Gefahren vorbeugen helfen, welche der Gesellschaft durch die Revolution drohen.

Mautern in Steiermark, 2. Juli 1893.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorwort

Einleitung . . . . . 1—9

Begriff und Bedeutung der Frauenfrage (1—2). Die einander aufhebenden Beantwortungen derselben durch die Socialdemokratie einerseits, durch das Christenthum andererseits (2—5). Das Besitzrecht der christlichen Auffassung (5—6). Die vom Christenthum geforderte Emancipation der Frau (6—7). Das wahre Verdienst der Bebel'schen Schrift über die Frau und der Kernpunkt der Frage (7—8). Die drei Urkunden der christlichen Auffassung: Natur, Geschichte Offenbarung (8—9).

Erster Theil.

Welche Stellung spricht die Natur der Frau in der Gesellschaft zu? . . . . . 11—92

1. Begriff der Natur und ihrer Zeugnißkraft im Allgemeinen (11—12). 2. Die Lösung der Frauenfrage muß in der Natur gesucht werden; der Mißbrauch in der Berufung auf die Natur (12—15). 3. In wieweit kann die Menschennatur insbesondere Zeugniß in der Frauenfrage ablegen? (15—17). 4. Die natürliche geistige und leibliche Ausstattung der Frau spricht ihr einen andern Beruf zu als dem Manne (17—19). 5. Mit dem Bildungsfortschritt wächst der Unterschied der Geschlechter (19—20). 6. Bebel widerspricht sich in Bezug auf diesen Punkt selbst (20—21). 7. Das Gehirn der Frau und die Denkfehler Bebels über diesen Gegenstand (21—24). 8. Die eigenthümlichen Anlagen der Frau auf Grund ihres Nervensystems (24—25). 9. Die Verstandesthätigkeit der Frau gegenüber der des Mannes (26). 10. Die Anlage der Frauen zur Geduld und Bedürfnißlosigkeit (26—27). 11. Der Unterschied zwischen Mann und Frau in der physischen Entwicklung (27—28). 12. Die Sanction der Naturgesetze durch die Gewohnheit und die allgemeine Meinung (28—30). 13. Der tiefste unterscheidende Charakterzug zwischen Mann und Weib; die ideale männliche Erscheinung (30—32). 14. und 15. Vergleichung der Geschlechter in Bezug auf die Schönheit (32—33). 16. Der eigenthümliche Schauplatz der männlichen Thätigkeit (33—35). 17. Die ideale weibliche Erscheinung (35—37). 18. Der eigenthümliche Schauplatz der weiblichen Thätigkeit (37—38). 19. Resultat der bisherigen Untersuchungen ist die Naturwidrigkeit einer Verwischung der geschlechtlichen Unterschiede (38—39). 20—22. Die Einseitigkeit eines jeden der beiden Geschlechter und die Absicht der Natur, beide durch einander zu vervollkommnen (39—43). 23. Das Zeugniß der Kunst für die wesentliche Verschiedenheit der Geschlechter (44). 24—26. Die von der Natur beabsichtigte Vereinigung

Seite

der Geschlechter in der Ehe. Die lebenslängliche Einzelehe eine Forderung der Natur (45—49). 27. Das Vorrecht des Mannes, die Frau zu suchen (49—50). 28. Die naturgemäße Einrichtung der Familie. Bebels unlogischer Angriff auf dieselbe (50—53). 29. Die wichtigste Forderung zur Lösung der Frauenfrage: die politische Emancipation der Familie (53—54). 30—33. Ist der Ehestand für jeden Mann und jede Frau von Natur aus eine physische oder moralische Nothwendigkeit? Luthers und Bebels Irrthümer. Die letzte und alleinige Bestimmung der Frau ist keineswegs die Verbindung mit dem Manne in der physischen Ehe (54—64). 33. und 34. Die schließliche Antwort der Natur auf die Frage nach der socialen Stellung der Frau lautet: Erziehe die Mädchen nach ihren Naturanlagen vor Allem so, daß sie, sei es unmittelbar in der Ehe, sei es mittelbar außer derselben Mutterpflichten erfüllen können (64—68). 35—37. Die Mädchenerziehung in und außer der Schule (68—72). 38. Das letzte Ziel jeder naturgemäßen Erziehung (72—76). 39—42. Das nächste Ziel der Mädchenerziehung. Die Erweiterung des weiblichen Wirkungskreises überhaupt und das Frauenstudium insbesondere (76—90). 42. Die specielle sittliche Erziehung der Mädchen (90—92).

Zweiter Theil.

Was sagt die Geschichte über die Stellung der Frau 93—257

Die Zeugnißkraft der Geschichte im Allgemeinen. Der »Historiker« Bebel (93—98).

Erster Abschnitt. Die Frau vor und außer dem Christenthum . . . . . 98—132

a) Die Frau bei den alten Culturvölkern . . . . . 99—114

Die Aegypter (99—102). Babylon und Assur (102—105). Die Phönizier (105—106). Die Perser (106). Die Chinesen (106—108). Die Inder (108—109). Die Griechen (109—111). Die Römer (111—114).

b) Die Frau bei den Naturvölkern . . . . . 114—120

Die Völker Afrikas. Die Volksstämme Amerikas. Australien und die Inseln des großen Oceans. Die Naturvölker Asiens.

c) Die Frau bei den vor- und außerchristlichen Bekennern des Monotheismus 120—132

Die Juden (120—124). Die Araber und der Islam (124—132).

Zweiter Abschnitt. Die Stellung der Frau im Christenthum . . . . . 133—257

Der Einfluß der Lehre Christi auf die Stellung der Frau im allgemeinen (133—136).

a) Die Frau im christlichen Alterthum . . . . . 137—158

1. Maria, die Mutter Jesu (137—141). 2. Die Jungfräulichkeit bei den ersten Christen (141—144). 3. Die Entstellung der Paulinischen Lehre durch Kötzschke (144—146). 4. Die Sorge der alten Kirche für die unverheiratheten Frauen (146—147). 5—7. Die Umgestaltung der Ehe (147—154). 8. Die principielle Gleichwerthigkeit des Weibes mit dem Manne (154—155). 9. Die altchristliche Frauenerziehung (155—158).

Seite

b) Die Frau im christlichen Mittelalter von der Völkerwanderung bis zur Wiederbelebung des classischen Alterthums . . . . . 158—201

1. Deutschland und das Christenthum (158—160). 2. Die Hochschätzung der Jungfräulichkeit. Die Klöster des Mittelalters (160—169). 3. Die mittelalterliche Frau im Ehestande (169—176). 4. Die sociale Stellung der alleinstehenden Frau im Mittelalter. Die Beginen (176—180). 5. Das Ritterthum und der Minnedienst (180—186). 6. Die Prostitution im Mittelalter (186—194). 7. Die geistige Bildung und Erziehung der Frauen im Mittelalter (194—201).

c) Die Frau in der Neuzeit von der Wiederbelebung des classischen Alterthums bis zur Gegenwart . . . . . 201—257

Die drei bisherigen Epochen der antichristlichen Bewegung in der Neuzeit: Die italienische Renaissance, die deutsche Reformation, die französische Revolution (201—202).

I. Der Einfluß des Humanismus auf die Stellung der Frau . . 202—212

1. Petrarca's Schwärmereien für und Schmähungen gegen die Frauen (202—206). Boccaccio, Leon Battista Alberti, Leonard Bruni. Die berühmten Frauen der italienischen Höfe (206—208). Der Humanismus und die Frau des Volkes (208—209).

2. Die christlichen Bestrebungen gegenüber der libertinistischen Renaissance zu Gunsten der Frauen. Vespasians da Bisticci und Johannes Nyders Nachrichten. Die weiblichen Heiligen des 15. Jahrhunderts. Die Reformbestrebungen der Kirche (209—212).

II. Der Einfluß der kirchlichen Umwälzung des 16. Jahrhunderts in Deutschland auf die Stellung der Frau. . . . . 212—234

1. Luther's Angriffe auf die christliche Jungfräulichkeit und die Heiligkeit der Ehe (212—222). Die Schädigung der Frau durch die kirchliche Revolution in socialer Beziehung (222—223). Der Hexenwahn und die Hexenverfolgung (223—225).

2. Die katholische Reformation zu Gunsten der Frau. Theresia von Jesus. Die Frauenorden seit dem 16. Jahrhundert. Die Vertheidigung der Heiligkeit der Ehe. Die Mädchenerziehung. Ludwig Vives. Fenelon. Frau v. Maintenon (225—234).

III. Der Einfluß der modernen naturalistischen Weltanschauung auf die Stellung der Frau. . . . . 234—257

1. J. J. Rousseau, der Repräsentant des 18. Jahrhunderts, und seine Stellung zu den Frauen (234—239). Goethe und die Frauen (239—241). Schiller. Schopenhauer (241—242).

2. Der moderne Staat gegenüber der Frau. Die Civilehe und die Ehescheidung (243—246). Die moderne Frauenbildung. Die russischen Studentinnen (246—248). Rousseau und Goethe über Frauenbildung (248—250).

3. Die Nothlage der Frau des Volkes in der Gegenwart und der Capitalismus (251—253).

Seite

4. Die Sorge der katholischen Kirche für die Frau in der neuesten Zeit. Die religiösen Frauencongregationen der Gegenwart (253—254). Die Arbeiterinnen. Cardinal Manning über die Frau. Der christliche Rittersinn in der Poesie. Der Kampf der Päpste für die Ehe (254—257).

Dritter Theil.

Was lehrt die Offenbarung über die Stellung der Frau . . . . . 258—290

Die Nothwendigkeit der Offenbarungslehre (258—259). Die Leugnung der Offenbarung (259—261).

1. Die ursprüngliche und ideale Stellung der Frau zum Manne nach den Offenbarungsurkunden (261—267). 2. Der tiefste Grund der geschlechtlichen Differenz und der Familienhaftigkeit in der Menschheit. Die Frau ein Abbild des heil. Geistes (267—274). 3. Die Unordnung in dem Verhältnisse der Geschlechter zu einander aufgeklärt durch die Offenbarung über die erste Sünde (274—279). 4. Die Wiederherstellung und Erhöhung der Frauenwürde durch die Erlösung. Die Ehe zwischen Christus und der Kirche (280—289).

Schlußwort.

»Gezählt, gewogen, getheilt« . . . . . 290—297

Der moderne Staat und die jetzige bürgerliche Gesellschaft, soweit sie vom religiösen und politischen Liberalismus beherrscht wird, arbeiten der Socialdemokratie in die Hände. — Die Gottlosigkeit der modernen Gesellschaft. — Die schwache Seite der Bekämpfer der Socialdemokratie. — Die einzige Rettung durch die Rückkehr zu den Grundsätzen des katholischen Christenthums.

Einleitung.

„Will man eine Zeit vollends zum Untergange führen, so muß man durch verkehrte Bildung das weibliche Geschlecht um Haltung und Stellung bringen.“ Diese schwerwiegenden Worte des berühmten Vertheidigers[1]) der christlichen Sittenlehre verdienen in unsern Tagen die ernsteste Beherzigung. Unter dem Titel »Die Frauenfrage« wird heute lebhaft erörtert, welche Stellung die Frau in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen habe. Wohl eine sonderbare Frage! Haben die Jahrtausende, seitdem das Menschengeschlecht diese Erde bewohnt, noch nicht genügt, die endgiltige Antwort auf diese Frage zu geben? Wenn nicht, dann ist heute nicht blos die Frau im Ungewissen, was denn ihre Aufgabe im gesellschaftlichen Leben sei, dann tappt auch der Mann im Dunkeln über seine Stellung herum, ja dann ist das ganze Menschengeschlecht sich über den Zweck seines Daseins nicht klar. Hierin liegt die hohe Bedeutung der sogenannten Frauenfrage; sie ist buchstäblich: die Menschenfrage. Denn das Menschengeschlecht ist nun einmal nach unumstößlichem Naturgesetze durch Mann und Weib zugleich dargestellt und in der geordneten Beziehung des einen Geschlechtes zum andern im Einzelnen wie im Ganzen beruht der Bestand der Menschheit überhaupt. Nicht um eine zufällige beiderseitige Beziehung handelt es sich hierbei, die beliebig geändert werden könnte. Dieselbe ist vielmehr durch die Naturgesetze beziehungsweise durch den Willen des Schöpfers endgiltig und wesentlich festgestellt. Demnach kann der Mann seine rechtmäßige Stellung in der Gesellschaft nicht ändern, ohne zugleich

[1]) P. Albert M. Weiß. Apologie III. 625.

die Stellung der Frau anders zu gestalten und damit zugleich die ganze Entwicklung der Menschheit in andere Bahnen zu leiten. Ebensowenig kann der Mann in seiner Lebensstellung unberührt bleiben, sobald die Frau den Kreis ihrer Rechte und Pflichten erweitert oder verengert. Mit innerer Nothwendigkeit hat daher der socialdemokratische Führer Bebel, dessen starke Seite das logische Denken sonst gerade nicht ist, seinem Buche über die Frauenfrage den Titel: »Die Frau und der Socialismus« geben und in dasselbe die Schilderung der ganzen socialdemokratischen Zukunftsgesellschaft hineinziehen müssen. Von jedem Standpunkte aus, nicht blos von dem seinigen, wie er zu meinen scheint, trifft die Frauenfrage zusammen mit der andern Frage, welche Gestalt und Organisation die menschliche Gesellschaft überhaupt erhalten muß. Wahr und richtig schreibt der fein beobachtende Culturhistoriker Riehl[1]) vom entgegengesetzten Standpunkt bezüglich der Männer: »Die Emancipirung von den Frauen ist nöthig geworden eben durch die Mißachtung der natürlichen Berufe beider Geschlechter in der Erziehung. Die Frauen werden in allerlei männlicher Kunst und Wissenschaft aufgezogen und haben in Folge dessen unser Geistesleben weibisch gemacht, statt daß sie, in den Mysterien des deutschen Hauses herangebildet, unserem Familien- und Gesellschaftsleben den echten weiblichen Grundton hätten geben müssen. So gehen die Wirren der socialen Frage bis auf den verkannten Unterschied von Mann und Weib zurück«.

Welche Stellung soll also die Frau dem Manne gegenüber in der Gesellschaft einnehmen? Zweifach wird diese wichtige Frage gegenwärtig beantwortet, und zwar so, daß eine Antwort der andern den Krieg erklärt. In der thatsächlichen Stellung, welche die Frau heute bei allen gebildeten Völkern mehr oder minder der christlichen Sittenlehre entsprechend einnimmt, liegt die eine Antwort. Ihr gegenüber behauptet die Partei, welche eine ganz neue Gesellschaftsordnung schaffen möchte: Die Frau ist in den bestehenden Verhältnissen wesentlicher Rechte beraubt; sie befindet sich in einem Zustande der Unterdrückung. Der Mann hat ungerechter Weise wesentliche Rechte für sich allein in Anspruch genommen. Die Frau muß daher aus diesem Zustande der Sclaverei befreit, emancipirt werden, indem ihr

[1]) Die Familie (10. Auflage 1889.) S. 25.

im öffentlichen wie im Privatleben genau dieselbe Stellung einzuräumen ist, wie dem Manne. Kurz gesagt heißt dieß: Zwischen Mann und Weib gibt es keinerlei wesentliche Unterschiede; von Natur aus haben beide den durchaus gleichen Wirkungskreis. Von den gegenwärtig vorhandenen Unterschieden beider Geschlechter sind einige nur durch Gewohnheit und Erziehung herbeigeführt und lassen sich durch andere Erziehung beseitigen; die anderen unabänderlichen Differenzen dagegen sind mit Rücksicht auf die sociale Stellung bloße Zufälligkeiten, die bei der Bestimmung des Wirkungskreises der Frau nicht in Betracht kommen können.

Die historische Weltanschauung vor und nach Christus nimmt hievon das Gegentheil an. Alle Betrachtungsweisen dieses Gegenstandes, welche neben der christlichen in Betracht kommen können, stimmen mit dem Christenthum mehr oder minder überein. Die Ansicht der außerchristlichen Völker auf dem Standpunkt des Naturgesetzes und insbesondere die des jüdischen Volkes ist dem Christenthum nicht entgegengesetzt, sondern wird von ihm vorausgesetzt, wenn nicht etwa das Naturgesetz durch mißbräuchliche Gewohnheiten entstellt worden ist. Die civilisirte moderne, vom Christenthum großentheils abgefallene Gesellschaft aber hat bis jetzt trotz mancher Abschwächung die Auffassung des Christenthums beziehungsweise des Naturgesetzes beibehalten. Wir dürfen daher der oben angedeuteten Ansicht der Frauenemancipation einzig die christliche Ansicht von der Stellung der Frau entgegensetzen. Im christlichen Sittengesetze also gilt die geschlechtliche Verschiedenheit von Mann und Weib in einer gewissen Beziehung allerdings auch nur als etwas Zufälliges. Vor dem gemeinsamen Schöpfer gilt Mann und Weib insofern gleich, als er beiden dieselbe, gleiche Menschennatur und Würde verliehen hat; beide sind in gleicher Weise zur Theilnahme an der Erlösung berufen, und das letzte ewige Ziel ist beiden gemeinsam. Der einzelne Mann ist in dieser Beziehung also ohne das Weib nicht etwa blos ein halber Mensch; er soll ein ganzer und voller Mensch werden und seine Menschennatur zur Vollkommenheit bringen. Ebenso ist aber auch dem einzelnen Weibe die Menschennatur voll und ganz eigen und in einer wahren und wirklichen Unabhängigkeit vom Manne kann und soll sie ihr letztes und höchstes Ziel, ihre persönliche Vollkommenheit, erreichen. Mann und Weib sind verschiedene gleichwerthige Repräsentanten und Träger der

einen Menschennatur. Die Menschheit oder das Menschengeschlecht dagegen kann nur durch Mann und Weib zusammen dargestellt werden und beide Geschlechter haben sich hierbei wechselseitig zu ergänzen.[1])

Auf dem Schauplatze des gesellschaftlichen irdischen Lebens sind daher dem Manne wesentlich andere Pflichten zugewiesen als der Frau, und in dieser Beziehung sind die Geschlechtsunterschiede wesentliche. Mann und Weib zusammen stellen hiernach eine innere Einheit dar, indem beide in gesondertem Pflichtenkreise das eine Ziel der Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes anstreben; sie bilden gewissermaßen »eine moralische Gesammtpersönlichkeit«.

»Je tiefer wir eindringen in das Wesen der Familie, wie es durch die im Culturprocesse wechselnde Art von Mann und Weib mitbedingt wird, umso reicher und prachtvoller wird auch hier die natürliche Mannigfaltigkeit des gesammten Volkslebens vor unsern innern Sinnen aufleuchten. Recht als ein Spiegel des großen Weltorganismus, darinnen auch nicht das Gleichartige, steif Symmetrische, sondern das Ungleichartige, groß und klein, gerad und krumm, zur stolzen Einheit sich zusammenbaut, schaut uns dieses organisch gegliederte Volksthum an«.

Nach der entgegengesetzten Ansicht sind Mann und Weib überall im socialen Leben zwei selbstständig und unabhängig neben einander lebende Individuen, die mit ganz gleichen Rechten und Pflichten ausgestattet wohl zu einem losen, äußeren Beisammenleben, nie aber zu einer inneren organischen Lebenseinheit zusammentreten können. Nach christlicher Ansicht ist das Menschengeschlecht, wie es durch Mann und Weib dargestellt wird, ein einheitlicher Organismus, der sich in inniger und nothwendiger Zusammengehörigkeit entwickelt. Wird dagegen die Frau dem Manne social durchaus gleichgestellt, so bildet die Menschheit nur eine Summe von Einzelindividuen, die als Menschen alle wohl mit und neben einander existiren und etwa

[1]) Riehl, die Familie S. 23: »Gesellschaft und Staat werden erst in ihrer gegenseitigen Durchdringung ein lebendiges Ganze, wie Weib und Mann zusammen erst einen ganzen Menschen ausmachen.« Wir halten den in sich richtigen Gedanken Riehls nicht für ganz richtig ausgedrückt; Mann und Weib für sich müßten hiernach nur halbe Menschen sein. Vorzüglich dagegen sagt Riehl, S. 119. »In einem einzelnen Mann oder einer einzelnen Frau kann sich die Idee der Menschheit niemals vollständig darstellen. Ein Ehepaar gibt erst einen Mikrokosmos der ganzen Menschheit.«

durch gegenseitige Hilfeleistung aggregatartig zusammengehören, die aber nicht durch innere Bande nothwendig mit einander verbunden sind. Das letzte Ziel und Ende ist daher nach socialdemokratischer Ansicht die vollkommenste Vereinzelung oder Atomisirung der Menschheit unter dem äußeren Scheine vollkommener Einheit. Nach christlichen Principien sucht sich dagegen die Menschheit zu einer wahren und wirklichen innern Zusammengehörigkeit, zu einer großen Familie zu entwickeln, in der jedem einzelnen Gliede persönliche Selbständigkeit zukommt.

Die genannte christliche Entwicklung vollzieht sich auf Grund einer Unterordnung der Frau unter den Mann, da eine vollkommene innere Lebenseinheit ohne eine solche undenkbar ist. Bei vollkommener Gleichstellung der Frau findet dagegen nur eine Nebeneinanderordnung statt. Setzt die Unterordnung der Frau im Manne eine gewisse Autorität voraus, so hört diese Autorität bei der Gleichstellung der Frau vollständig auf. Da aber der Ursprung jeder Autorität schließlich in dem Vorrange des Mannes in der Familie zu suchen ist, so wird streng genommen mit der Beseitigung der Unterordnung der Frau unter den Mann jede Autorität sowie jede eigentliche Gehorsamsforderung, die ja nur bei der Existenz einer rechtmäßigen Autorität denkbar ist, abgeschafft.

Tiefgreifender und folgenreicher kann nach dem Gesagten wohl kein Unterschied sein, als der zwischen den beiden Ansichten über die Stellung der Frau. Durch die bestehenden Verhältnisse ist die Frage zu Gunsten der christlichen Anschauung gelöst. Wenn das Verjährungsrecht irgendwo in Anwendung kommen darf, so ist es in unserem Falle. Die gegenwärtige Stellung der Frau in der Gesellschaft hat das denkbar beste Besitzrecht. Die Vertheidiger der sogenannten Frauenemancipation haben sich daher bemüht, die Rechtmäßigkeit dieses Besitzrechtes anzustreiten. Die Gründe, auf welche sich die heutige Frauenstellung stützt, sind ihnen Vorurtheile. »Die Philister des männlichen und weiblichen Geschlechts«, nennt Bebel die Vertheidiger dieser Gründe, »die sich aus dem engen Kreis der Vorurtheile nicht herauszufinden vermögen. Es ist das Geschlecht der Käuzchen, das überall ist, wo Dämmerung herrscht, und erschreckt aufschreit, wenn ein Strahl von Licht in das ihm behagliche Dunkel fällt.«[1]) Wir indeß schreien

[1]) Die Frau, S. 3.

nicht auf über den vermeintlichen Lichtstrahl. Wir verlangen nur, daß Bebel und alle, die ganz oder theilweise das Besitzrecht der christlichen Weltanschauung in unserer Frage durch Wort und Schrift anstreiten, den Muth haben, mit uns eine Untersuchung der Besitztitel dieses Rechtes anzustellen. Es handelt sich indeß hierbei keineswegs blos um eine Zurückweisung socialdemokratischer Theorien. Leider sind ja diese phantastischen Zukunftspläne nicht müßiger Einbildungskraft entsprungen. Die thatsächlichen Verhältnisse haben dieselben veranlaßt.

Einerseits gibt es Frauen, die ihrem vom Christenthum vorgezeichneten Berufe nicht entsprechen *können*; es sind die von himmelschreiender Noth geplagten Arbeiterfrauen. Andere Frauen dagegen gibt es, welche ihren Beruf nicht erfüllen *wollen*. Während man zur Erlösung der ersten, anstatt die erlösende Lehre des Christenthums in die That umzusetzen, eine widerchristliche Frauenemancipation plant, setzen sich die letzteren in den angesehenen und begüterten Classen der Gesellschaft über die Grenzen ihres eigenthümlichen Berufes und der christlichen Sitte hinweg. Ihre Emancipationsgelüste finden bereitwillige Vertheidiger an Männern, die theils aus verschuldeter Unwissenheit, theils aus Trägheit und Bosheit der Sittenlehre des Christenthums entfremdet sind. »Wie kommt es?« fragt eine verständige und gebildete Frau unserer Tage,[1]) »daß das weite Land des eigentlichen Frauenberufes zu eng geworden ist, und wie kann geholfen werden? Wer trägt die Schuld und wer kann helfen? Darauf möchte ich antworten: »Die Frau selbst«, und wieder: »Die Frau!« Nicht *allein* trägt sie die Schuld, nach meiner persönlichen Ueberzeugung aber doch zum größten Theil; denn sie hat die Grundlage ihrer Existenz, ihre praktische und ethische Unentbehrlichkeit selbst untergraben, indem sie die Genügsamkeit verspottet und sich dem steigenden begehrlichen Luxus in die Arme warf. Aeußerlichkeit hält seitdem ihren Sinn gefangen und bedroht den Wohlstand des Hauses derartig, daß zu seiner Aufrechterhaltung die Männer Vertheidigungsmaßregeln ergreifen mußten. Leider wandten dieselben sich nicht gegen die unmittelbare, sondern gegen die mittelbare Ursache — nicht der Aufwand wurde seltener, sondern die Frau. Und wer mit Ernst Umschau hält, wird zugeben müssen, daß

[1]) »Die wahre Emancipation der Frauen.« Eine schlichte Meinungsäußerung von einer Frau. 2. Aufl. Leipzig, 1891 S. 8.

die große Masse der Frauen eifrig bestrebt ist, sich zu einem Luxusartikel zu erniedrigen.«[1]) Leider sind nicht wenige sogenannte höhere Töchterschulen geradezu auf die Herstellung solcher »Luxusartikel« eingerichtet.

Nicht blos also den Socialdemokraten, sondern allen Männern und Frauen gedankenlosen Lebensgenusses, welche nicht zuletzt die unerträgliche Noth der arbeitenden Classen verschuldet haben, möchten wir in Folgendem die Urkunden vorlegen, auf die sich die Stellung der Frau nach christlicher Weltanschauung, wie sie gegenwärtig wenigstens in der Theorie mehr oder minder in den christlichen Ländern herrscht, mit Recht stützt. Auch wir treten in Folgendem für eine Emancipation ein, wie sie die gegenwärtigen Verhältnisse mehr wie je fordern. Der göttliche Stifter des Christenthums hat einmal zu denen, die an ihn glaubten, gesprochen: »Wenn ihr in meinem Worte beharrt, so seid ihr wahrhaftig meine Schüler, und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen«.[2]) Seit wann seufzt die Frau nach Emancipation? Seitdem der Abfall der Gesellschaft vom Christenthum begonnen hat. Bereits einmal hat die christliche Wahrheit ihre befreiende Kraft an erster Stelle an dem weiblichen Geschlechte bewiesen, oder vielmehr sie hat seit ihrer Einführung in die Welt nicht aufgehört, diese Befreiung zu bewirken. Das Wort Christi wird auch die wahre Emancipation der Frau in der modernen Civilisation bewirken, sobald es willige Aufnahme finden wird. Diese Aufnahme vorzubereiten oder sie dort zu bestärken, wo sie bereits erfolgt ist, soll die Wahrheit der christlichen Lehre über die Stellung der Frau dargelegt werden.

Es ist ein wirkliches Verdienst der Bebel'schen Schrift, daß sie von vornherein gegen alle Halbheit auftritt. Nicht das versteht die Socialdemokratie unter Frauenemancipation, daß der Frau alle Arbeitsgebiete, für die ihre Kräfte und Fähigkeiten sich irgendwie eignen, erschlossen werden und sie so in einen Wettbewerb mit dem Manne eintreten kann. Auf der Grundlage der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung würde dieß, wie

[1]) In kraftvoller ernster Sprache schildert die falsche Erziehung der modernen Frau Max Wolf in »Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes«. Leipzig, 1892. Vgl. Riehl, »die Familie«, S. 24.

[2]) Joh. 8, 31. fg.

Bebel sehr richtig erkennt, nur einen noch wilderen Concurrenzkampf der Arbeitskräfte nach sich ziehen, und bei ihrer gegenwärtigen Stellung und Erziehung müßte die Frau in diesem Concurrenzkampfe sicher unterliegen. Um dieß nicht einzusehen, müßte man allen Verstand verloren haben. Darum verlangt er eine durchaus andere Erziehung der Frau. Sie soll dem Manne gegenüber nicht nur von Gesetzes wegen gleichstehen, »sondern auch ökonomisch frei und unabhängig von ihm und in geistiger Ausbildung ihm möglichst ebenbürtig sein«. Daß auch unter dieser Voraussetzung die Frau die Concurrenz des Mannes nicht aushalten, sondern unterliegen und damit das Menschengeschlecht dem Untergange nahegebracht würde, wird sich aus dem Folgenden nicht unschwer ergeben. Aber ebenso wie Bebel möchten auch wir gegen die herrschende Halbheit derer auftreten, welche die gegenwärtige Gesellschaftsordnung beibehalten und trotzdem die Grundlage derselben, das Christenthum nämlich, durch eine ganz unrichtige Erziehung der weiblichen Jugend erschüttern. Ob das eine oder andere Gebiet wissenschaftlicher oder gewerblicher Thätigkeit der Frau ebenso offenstehen solle wie dem Manne, darüber kann man auch auf derselben christlichen Grundlage verschiedener Meinung sein. Darum handelt es sich also im Folgenden nicht; die Frage dreht sich einzig und allein um die grundsätzliche Stellung der Frau dem Manne gegenüber.

Drei Urkunden hat die christliche Lehre über die von ihr gepredigte Stellung der Frau vorzuweisen: die Natur, die Geschichte, die Offenbarung. Die Männer und Frauen der modernen Emancipation des Weibes haben sich die Beseitigung dieser Urkunden sehr leicht gemacht. Die Offenbarung leugnen sie, die Geschichte verfälschen sie, die Natur unterdrücken und schänden sie. Allein weder Leugnen, noch Fälschen, noch gewaltsames Unterdrücken vermag je, wahre Beweisstücke aus der Welt zu schaffen. Der Reihe nach wollen wir also in drei Hauptabschnitten an die Prüfung unserer Urkunden gehen, indem wir uns zuerst die natürlichen Unterschiede der Frau vom Manne sammt den sich daraus ergebenden Folgerungen vorführen, sodann die Vorzeit ihr Zeugniß abgeben lassen und endlich die Erklärung und Ergänzung dieser Aussagen in der geoffenbarten Religion in

Erwägung ziehen. Die praktiſchen Folgerungen, welche namentlich für die Erziehung des weiblichen Geſchlechtes maßgebend ſind, werden bei dieſer Unterſuchung ſich von ſelbſt ergeben. Ebenſo wird klar werden, wie ſehr die gegenwärtige Erziehung der Frau mit den Forderungen der Natur, beziehungsweiſe des Chriſtenthums vielfach im Widerſpruche ſteht, wo man von Socialdemokratie nichts wiſſen will, ja ſogar glaubt, auf dem Boden des Chriſtenthums zu ſtehen.

Erster Theil.

Welche Stellung spricht die Natur der Frau in der Gesellschaft zu?

Wenige Worte sind so sehr in aller Munde wie: Natur, natürlich, naturgemäß. Gleichwohl wissen verhältnißmäßig sehr wenige auch unter den Gebildeten eine klare Antwort auf die Frage zu geben, was denn diese Worte bedeuten. In Folge dessen begegnet uns eine heillose Verwirrung und ein gemeingefährlicher Mißbrauch im Gebrauche dieser Worte. Sehr oft bezeichnet man mit dem Worte »Natur« die Gesammtheit der sinnlich wahrnehmbaren Dinge. In dieser Bedeutung ist die Natur nicht mit Unrecht einem großen Buche verglichen worden. Wenn es sich aber um das Lesen und Studieren in diesem Buche handelt, kann man darauf genau die Worte Werenfels' von der Bibel anwenden:

»Dies ist das Buch, worin sich Jeglicher sucht seine Meinung,
Und was sich Jeglicher wünscht, findet er wirklich darin.« [1])

Freilich kann der wahre Sinn des Buches nur einer sein, und was gegen denselben von einem Leser gefunden wird, ist nicht heraus- sondern hineingelesen. Der Atheist will gerade in der Natur die Berechtigung zur Leugnung eines persönlichen Gottes finden; ein Kepler und Newton dagegen, die doch von Naturforschung etwas verstanden, rufen mit dem Psalmensänger bei Betrachtung der Natur jubelnd aus: »Herr, unser Gott, wie wunderbar ist Dein Name!«

Wer entscheidet nun über den wahren Sinn des Buches der Natur? Es liegt nahe, zunächst an die Naturwissenschaft zu denken. Indeß die Vertreter dieser Wissenschaft selbst gehen in der Deutung dieses Buches weit

[1]) Hic liber est in quo quaerit sua dogmata quisque — Invenit et pariter dogmata quisque sua.

auseinander, und daß man das Wissen von Vorurtheilen befangen lassen und bei bösem Willen auch zu falscher Deutung mißbrauchen kann, ist ebenso durch die Erfahrung bewiesen, wie von vornherein leicht begreiflich. Zweifelsohne ist die Lösung manches Räthsels in der Natur nur dem wissenschaftlich gebildeten Forscher vorbehalten. Es gibt aber im Buche der Natur nicht blos Geheimnisse und schwer zu deutende Hieroglyphen; gar vieles steht so klar und deutlich darin, daß der bloße gesunde Menschenverstand vollkommen genügt, es zu erkennen, und daß dagegen alle Deutelei einer mißbrauchten Wissenschaft außer Stande ist, den wahren von allen vernünftigen Menschen anerkannten Sinn zu verwischen. Einzig an diesen gesunden Menschenverstand appellirt der Apostel Paulus, wenn er der Abgötterei des Heidenthums gegenüber sagt: »Gottes unsichtbares Wesen ist von der Schöpfung der Welt an durch seine sichtbaren Geschöpfe erkennbar geworden, nämlich seine ewige göttliche Macht; in Folge dessen sind Diejenigen unentschuldbar, die Gott wohl erkannten (beziehungsweise erkennen konnten), ohne ihm jedoch göttliche Ehre zu erweisen oder sich dankbar zu bezeigen. In ihren Gedanken sind sie vielmehr eitel geworden, und ihr thörichtes Herz ist verfinstert worden. Indem sie behaupteten, weise zu sein, sind sie Thoren geworden.« (Röm. 1, 20 fg.)

2. Zu diesen Thatsachen, die deutlich und jedem vernünftigen Menschen leicht erkennbar im Buche der Natur verzeichnet sind, gehört die Ungleichheit zwischen Mann und Weib im Menschengeschlecht und die hieraus sich ergebenden verschiedenen Berufspflichten beider. »*Von der Natur gegeben*, von der Sitte der Jahrtausende weitergebildet und in die ehernen Tafeln aller Gesetzgebungen eingeschrieben« nennt *Riehl*[1]) »dieses Verhältniß der Ungleichheit und Abhängigkeit zwischen Weib und Mann.« Auf dieselbe *Natur* aber beruft sich die Umsturzpartei, um ihre Forderung vollständiger socialer Gleichstellung der Frau neben dem Manne zu begründen. »Der Mensch,« schreibt Bebel[2]) im Anschluß an Häckel, »darf sich nicht länger als eine *Ausnahme von den Naturgesetzen* betrachten, sondern fange endlich an, das Gesetzmäßige in seinen eigenen Handlungen und Gedanken aufzusuchen und strebe, *sein Leben den Naturgesetzen gemäß zu führen*. Er wird dahin kommen, das Zusammenleben mit Seinesgleichen, d. h. die Familie und den Staat nicht nach den Satzungen ferner Jahrhunderte, sondern nach *den vernünftigen Principien einer naturgemäßen Erkenntniß einzurichten*. Politik, Moral, Rechtsgrundsätze, welche jetzt noch aus allen

[1]) Die Familie. S. 3.

[2]) Die Frau. 347.

möglichen Quellen gespeist werden, werden nur den Naturgesetzen entsprechend zu gestalten sein. Das menschenwürdige Dasein, von welchem seit Jahrtausend gefabelt wird, wird endlich zur Wahrheit werden.« Was es mit »allen jenen möglichen Quellen« der Lebens- und Gesellschaftsordnung für eine Bewandtnis habe, mag vorläufig dahin gestellt bleiben. Zunächst gehen wir allen Ernstes auf vorstehende Forderung ein, um zu erforschen, wie die gesellschaftliche Stellung der Frau allein »den Naturgesetzen entsprechend zu gestalten ist«.

In der That sollte es keinem vernünftigen Menschen einfallen, sich unabhängig von bestimmten Naturgesetzen zu betrachten und sich in dieser Beziehung als eine Ausnahme von allen anderen sinnlich wahrnehmbaren Wesen um sich herum anzusehen. Gerade diesen Fehler hat aber der Verfasser des vorangehenden Citates begangen. Alle Thiere nämlich, um aus der gesammten Natur in obigem Sinne die dem Menschen zunächststehenden Wesen zu erwähnen, haben bisher ohne Ausnahme ihre naturgemäße Lebensweise herausgefunden. Weder unter den vielen einzelnen Classen des großen Thierreiches, noch zwischen den einzelnen Individuen einer einzigen Classe, hat es bisher Zweifel über die Jedem zukommende Stellung gegeben. Die Sperlinge, die Proletarier unter den Vögeln, haben von jeher gewußt, wie sie neben dem königlichen Adler, falls sie irgendwo mit demselben in Berührung kommen, ihr entsprechendes Auskommen zu finden hätten. Am allerwenigsten ist bei irgend einer Thierart die gegenseitige Stellung der Männchen und Weibchen fraglich geworden. Das Menschengeschlecht allein soll seit Jahrhunderten verkannt oder überhaupt noch nie erkannt haben, welche Lebensweise und Einrichtung es zu wählen habe. Am sonderbarsten dabei ist, daß gerade bei den gebildetsten Völkern dieser Mangel am meisten sich vorfinden soll. Alle, welche dies behaupten, stehen vor einem unumgänglichen Entweder—oder. Entweder steht der Mensch als Glied des großen Naturreiches wesentlich mit den Thieren auf einer Stufe und dann ist es ganz unmöglich, daß er allein eine solche Ausnahme machen soll, oder der Mensch steht wesentlich über dem Thiere und dann ist wenigstens erklärt, warum ein Theil der Menschen seine Bestimmung verkennen oder ausarten kann. Es kommt ihm nämlich im Gegensatz zum Thiere Willensfreiheit zu. In der That weist Bebel unser Entweder ab und setzt sich mit dem Darwinisten Häckel und dessen Anhängern also auseinander[1]): ». . . sie wenden ihre Lehren auf die Menschheit nur mechanisch an. Sie meinen, weil der Kampf ums Dasein in der Natur sich bei Thieren und Pflanzen unbewußt, d. h. ohne Kenntniß der Gesetze für Thier und Pflanze vollzieht, müsse das auch für Menschheit gelten. Glück-

[1]) Die Frau. 198. Der Sperrdruck im Citat rührt von Bebel selbst her.

licherweise aber kommt die Menschheit im Gegensatz zu den Thieren und Pflanzen zur Erkenntniß der Gesetze, die ihre Entwickelung bedingen. Sie hat also nur nöthig, diese Erkenntniß auf ihre politischen, socialen und religiösen Einrichtungen anzuwenden und diese umzuformen. Der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere ist also, daß der Mensch wohl ein denkendes Thier genannt werden mag, das Thier aber kein denkender Mensch ist. Das haben so viele Darwinianer in ihrer Gelehrsamkeit übersehen. Daher der falsche Zirkel, den sie beschreiben.«

Durch dieses Bekenntniß verwickelt sich Bebel freilich in argen Widerspruch mit sich selbst, da er im Anfange seines Buches dem Menschen die Eigenschaft »eines höheren Culturwesens« abspricht und ihm eine Entwickelung aus einem thierähnlichen Zustande andichtet. Wenn die Thiere ihrem Wesen nach bewußtlos und unfähig zum Denken sind, dem Menschen aber wesentlich das Denken zukommt, was jede gesunde Philosophie und Naturforschung zugeben muß, so ist eben die Brücke einer Entwickelung vom Thiere zum Menschen abgeschnitten. Wäre aber der Mensch nicht von allem Anfange an mit der Fähigkeit zu denken ausgerüstet, also dem Thiere gegenüber »kein höheres Culturwesen« gewesen, so wäre er es bis heute noch nicht geworden.

Wie weit man es im Trotze gegen das vernünftige Denken und im Mißbrauche der Berufung auf die Natur bringen kann, hat u. A. die emancipirte Frau v. Troll-Boroštyani in ihrem Buche: »Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugenderziehung« [1]) gezeigt. Ihr zufolge ist die glückliche Umgestaltung der Zukunft von der Erkenntniß

[1]) Zürich 1888. 2. Aufl. In der ersten Auflage trug das Buch den Titel: »Im freien Reich«. Zu beachten ist, daß Prof. Dr. Ludwig Büchner dem Buche eine »Einführung« vorausgeschickt hat, worin er an der Verfasserin rühmt, daß »sie auf dem Boden des wissenschaftlichen Materialismus stehend, sich hoch über das gewisse Durchschnittsniveau ihres Geschlechts emporhebt.« Prof. Büchner hat sich in dieser Einführung wenigstens so viel Menschenverstand bewahrt, daß er seinen Zweifel über die Verwirklichung der Pläne dieser Frau deutlich genug durchblicken läßt. Anderseits aber gereichen die blasphemischen Auslassungen Büchner's über »die Philosophie und Religion der Zukunft und die künftigen messianischen Zeiten« der Verfasserin zur Entschuldigung. Wenn nämlich ein deutscher Professor solcher widersinnigen Phrasen fähig ist, so kann man der Verfasserin ihren Mangel an logischem Denken nicht allzuhoch anrechnen. Tröstlich ist übrigens, daß nach Büchner's Versicherung Frau von Troll mit ihrer »Emporhebung über das geistige Durchschnittsniveau ihres Geschlechtes«, d. h. in klarem Deutsch mit ihrer maßlosen Unverschämtheit, eine Ausnahme unter den europäischen Frauen bildet.

»der Unfreiheit des menschlichen Willens« bedingt. Weil nach ihr der unfreie Mensch »weder für seinen Charakter noch für seine Thaten sittlich verantwortlich sein kann«, so kann er natürlich auch nicht »durch eine Handlung, die er nicht unterlassen *konnte*, strafwürdig werden. Dafür tritt aber das Recht des *Selbstschutzes* an die Stelle der Strafe, wodurch an der moralischen Ordnung der menschlichen Gesellschaft gar nichts geändert wird. . . . Denn der Umstand, daß das Schlechte schlecht sein *muß* und nicht gut sein *kann*, macht es deshalb nicht weniger schlecht und vertilgungswerth, sowie wir auch schädliche Pflanzen und reißende Thiere zu vernichten berechtigt sind, wenngleich sie doch nicht dafür können, daß die Natur sie werden ließ, was sie sind.« (S. 230 fg.) — Wir halten Frau v. Troll bei diesen Worten fest und fragen sie: Wie sollen die Männer ablassen die Frauen zu unterdrücken, und wie sollen die Frauen sich durch Emancipation aus ihrem Stande der Unterwürfigkeit erheben, wenngleich doch die Natur die Männer bisher zwang zu herrschen, und die Frauen zu dienen? Wie kann sich Frau von Troll in sehr schönen beachtenswerthen Worten gegen die Prostitution und das Laster ereifern, wenn die Dirnen »doch nicht dafür können, daß sie die Natur werden ließ, was sie sind?« Die Antwort lautet: Die natürliche gesunde Vernunft ließ sich auch in Frau von Troll nicht vollständig und consequent unterdrücken.

Indem aber richtig anerkannt wird, daß der Mensch wesentlich über das Thier erhaben ist, muß umsomehr zugegeben werden, daß er über die seiner Natur entsprechende Bestimmung bis heute nicht gänzlich im Unklaren geblieben sein kann. Während er nämlich durch das Denkvermögen unendlich hoch über dem Thiere steht, würde er durch diesen Mangel der Erkenntniß seiner Bestimmung tief unter dem Thiere stehen. Möglich ist es, daß ein oder der andere Mensch, ein größerer oder kleinerer Theil der Menschheit in dieser Beziehung sich geirrt hat und noch irrt. Daß aber die ganze Menschheit bis heute ihre naturgemäße Lebensweise noch nicht gefunden oder die einmal gefundene gänzlich wieder verloren habe, ist eine widerspruchsvolle, dem gesunden Menschenverstande widerstrebende Behauptung. Der Blick also auf die gesammte sichtbare Natur drängt uns von vornherein die doppelte Ueberzeugung auf: 1. Die Menschheit im Ganzen und Großen konnte und mußte die ihr zukommende Lebensweise aus ihren eigenen natürlichen Anlagen von Anfang an irgendwie erkennen; 2. der Mensch kann sich heute noch bei der Erforschung seiner eigenthümlichen Natur diese Erkenntniß erwerben. Gehen wir also an diese Erforschung, um die eigenthümliche Stellung der Frau zu erkennen.

3. Zunächst fragen wir hiebei, was wir unter der Natur des Menschen zu verstehen haben. Wir können antworten: Die Natur des Menschen ist

sein sinnlich-geistiges Wesen, aus dem seine Kräfte, Neigungen und Fähigkeiten mit Nothwendigkeit sich entwickeln.

Wie sich der Leib aller gesunden Menschen in bestimmter Weise nach gleichen Gesetzen entwickelt, so denken und handeln auch alle Menschen gleichmäßig nach bestimmten Regeln, die in ihrem eigenen Wesen oder in ihrer Natur gelegen sind. Jedem Menschen sind ferner von Natur bestimmte Neigungen eigen, aus denen er seinen eigenthümlichen Lebensberuf einem Gesetze gleich erkennen kann.[1]) Da es sich nun um die Erkenntniß des Frauenberufes handelt, so fragen wir: »Gibt es bestimmte Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen, die allen Frauen mehr oder minder von Natur aus so eigen sind, daß sie sich dadurch von den Männern unterscheiden?« Wenn wir diese Frage bejahen, so leugnen wir keineswegs, daß die eine oder andere Frau einen sogenannten männlichen Charakter habe, noch auch daß die Anlagen einer Frau durch Ausbildung und Gewohnheit zu den Leistungen eines Mannes befähigt werden können.

Allein daraus folgt keineswegs, daß durchschnittlich alle Frauen ihren eigenthümlichen Kräften und ausgesprochenen Neigungen nach Gleichstellung mit dem Manne berufen sind, oder daß die Heranbildung der Frauen zu den Arbeiten der Männer naturgemäß ist. Diese Ansicht beruht vielmehr einerseits auf dem Irrthum, daß der Berufskreis des Mannes an und für sich der höchste und vollkommenste ist, anderseits auf der Leugnung der nothwendigen innern Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechts.

Zweifelsohne können viele Bauernknaben ihren Anlagen nach zu Gelehrten ausgebildet werden. Manche von ihnen würden vielleicht auf der Katheder einer Universität das Licht eines Professorensohnes, dessen ganze Berühmtheit etwa im Ruhmesglanze seines Vaters besteht, in Schatten stellen. Daraus folgt aber doch keineswegs, daß alle gutbegabten Kinder vom Land Professoren werden sollen, um die Überfüllung dieser Berufsclasse noch unerträglicher zu machen. Noch viel weniger darf man von der Möglichkeit der Bildung der Frauen in Allgemeinen zu den Berufsarten des Mannes auf die Wirklichkeit ihres Berufes dazu schließen. Im Befreiungs-

[1]) In der Schrift: »Das Unrecht des Stärkeren in der Frauenfrage«. Ein Beitrag zur Socialpolitik und Socialethik von Dr. Machetes. Leipzig, 1891 (S. 14.) wird »die Fabel von der natürlichen Bestimmung des Weibes« behandelt. Der Verfasser hat insofern vollkommen Recht, als er die Meinung verwirft: jedes Weib sei von Natur aus bestimmt, Gattin und Mutter zu werden, und daß hierin der eigenthümliche und einzige Beruf der Frau gelegen sei. Wenn er aber, um dieß zu erweisen, von gar keinem eigentlichen natürlichen Berufe des Weibes im Gegensatz zu dem des Mannes wissen will, so schießt er über das Ziel und widerspricht sich auch im Laufe seiner Arbeit selbst.

kampfe der Tiroler vom französischen Joche haben die Franzosen und Bayern es sehr bitter erfahren, daß viele Frauen und Mädchen Tirols den Stutzen ebenso gut zu gebrauchen verstanden wie die Männer. Daraus hat aber kein Vernünftiger gefolgert, daß fortan diese schußsicheren und muthigen Frauen unter die Landesschützen einzureihen seien.

Da die Frau ebenso wie der Mann die volle und ganze Menschennatur besitzt, so ist es selbstverständlich, daß durch Erziehung und Gewöhnung das Mädchen schließlich zu allen Berufsarten mehr oder minder befähigt werden kann, zu denen der Knabe herangebildet wird. Die Frage ist aber die, ob die Mädchen zu allen diesen Thätigkeitsgebieten erzogen werden *sollen*. Deuten die eigenthümlichen Naturanlagen der Frau auf einen bestimmten Beruf hin, der von dem des Mannes unterschieden ist, dann wäre eine solche Erziehung nicht naturgemäß, sondern naturwidrig. Alles was daher über solche Leistungen der Frauen auf dem Gebiete männlicher Thätigkeit oder über ihre Fähigkeiten dazu gesagt wird, beweist gar nichts für die Forderung vollkommener socialer Gleichstellung der Frau mit dem Manne, sobald die Naturanlagen der Frau einen besondern Beruf zuweisen der mit dieser Gleichstellung unverträglich ist.[1]) Sehr richtig drückt Criscuolo[2]) diesen Gedanken also aus: »Nach meinem Dafürhalten schließen die Geschlechtsunterschiede die Möglichkeit nicht aus, daß die Frauen zur Leitung der Staatsangelegenheiten ebenso geeignet sind wie die Männer. Die Geschichte liefert den Beweis dafür. Allein für mich besteht keine Frage nach der natürlichen Fähigkeit, nach physiologischer oder psychologischer Möglichkeit hierzu. Ich glaube, daß die Frau absolut gesprochen jene geistige Kraft besitzt, die zur Verwaltung öffentlicher Aemter nöthig ist. Zugleich aber habe ich die feste Ueberzeugung, daß die Frau berufen ist, ihre geistige und *sittliche Thätigkeit allein in der Familie zu entfalten, wo sie naturgemäß die Herrin genannt werden kann.*« Die Richtigkeit dieser Ansicht ergibt sich aus den natürlichen leiblichen und geistigen Anlagen des Weibes, welche ihr im Unterschiede vom Manne mit Bestimmtheit diesen Berufskreis zuweisen. Die Untersuchung dieser Anlagen muß uns zunächst beschäftigen.

4. Auch bei nur oberflächlicher Betrachtung zeigt die natürliche Ausstattung des Weibes eine deutliche und ausgeprägte Verschiedenheit von der des Mannes. Die Thatsachen, welche die Anatomie und Physiologie ebenso

[1]) Solche unnütze Mühe hat sich unter vielen Andern John *Stuart Mill* in seiner Schrift: »Die Hörigkeit der Frau« (deutsche Uebers. Berlin 1891) S. 99 fg. gegeben.

[2]) La donna nella storia del diritto Italiano. 3 edizione. Napoli 1890. p. 238. Vgl. L. v. *Stein*, »Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie«. 6. Aufl. 1886. S. 24.

wie die Psychologie hierfür zum Beweise liefern, sind zahlreich und unbestreitbar. Die körperlichen Geschlechtsunterschiede zunächst beschränken sich nicht blos auf bestimmte Organe, sondern treten in der ganzen Körperbeschaffenheit im Knochen-, Muskel- und Nervensystem hervor und ziehen eine große Verschiedenheit in den physiologischen Lebensvorgängen nach sich. Hierdurch wird aber auch das ganze seelische Leben stark beeinflußt Die gesunde Philosophie lehrt in Uebereinstimmung mit der naturwissenschaftlichen Forschung die innigste Vereinigung der Seele mit dem Leibe. Der belebenden Seele gegenüber verhält sich der Leib keineswegs wie eine bloße Maschine, die vom Maschinisten in Bewegung gesetzt wird. Die Seele erfaßt und verändert vielmehr den Stoff des Leibes bis in sein innerstes Sein. Die Functionen des Sinneslebens zunächst gehen also aus von den belebten Sinnesorganen, in denen die Seele mit dem Leibe zu einem einzigen lebendigen Princip der Lebensfähigkeit sich gestaltet hat. Ist aber das Gehirn das stets mitbetheiligte Centralorgan des ganzen Empfindungslebens, so haben wir als Empfindungssubject nicht Gehirn und Seele als zwei gesonderte Substanzen, sondern beide zusammen in dem belebten Gehirn als einheitliches Princip zu betrachten. Jede sinnliche Wahrnehmung ist in Folge dessen nicht eine Doppelfunction, die zuerst zum Gehirn und dann zur Seele gelangt, sondern nur Eine Function; ihr Subject hat sie in Gehirn und Seele zugleich, die zusammen zwar verschieden aber nicht geschieden, Ein vollendetes Werkzeug des Sinneslebens ausmachen. Ueber das sinnliche Leben hinaus bethätigt sich freilich die Seele mit ihren geistigen Fähigkeiten in sich selbst. Diese übersinnliche Geistesthätigkeit, die wir als vernünftiges Denken und Wollen bezeichnen, vollzieht sich nun zwar keineswegs in den Sinnen oder im Gehirn. Aber auch diese überorganische, rein geistige Vernunft- und Willensbethätigung hat doch in dem irdischen Leben des Menschen das Sinnesleben zur Voraussetzung und ist von Natur aus auf die äußere Hilfe des Leibes angewiesen.

Bei diesem Verhältniß von Seele und Leib zu einander erhellt, daß eine so bedeutende Verschiedenheit des leiblichen Organismus, wie sie zwischen Mann und Frau stattfindet, wesentlichen Einfluß auf das seelische und geistige Leben ausüben muß. Obgleich daher die Frau keine der geistigen Fähigkeiten des Mannes entbehrt, so gelangen doch in Folge ihrer eigenthümlichen physiologischen Funtionen, auch abgesehen von einer etwaigen Verschiedenheit der psychologischen Anlagen, gewisse Fähigkeiten bei der Frau regelmäßig mehr, andere weniger zur Entwicklung als beim Manne. »Mann und Weib denken und handeln nach den gleichen allgemein menschlichen Denk- und Sittengesetzen. Darum spricht man in der Logik nicht von männlichem und weiblichem Geiste und in der Moral nicht

vom männlichen und weiblichen Gewissen, sondern in beiden Wissenschaften nur vom Menschen. Die Psychologie dagegen scheidet schon zwischen Mann und Frau,[1]) und ihre Base die Physiologie noch viel mehr; denn die Richtung, in welcher die Gesetze von Mann und Weib angewandt und entwickelt werden, ist eine unterschiedene. Es gibt nur einen menschlichen Geist, aber es gibt eine männliche und weibliche Seele, die mitbedingt ist durch die höchstverschiedenartige Nerven-, Knochen-, Blut- (?) und Muskelbildung von Mann und Frau. Es entspringt daraus ein gesonderter männlicher und weiblicher Beruf.«[2])

5. Indem wir nun auf die hauptsächlichsten Einzelheiten dieser Verschiedenheit eingehen, begegnet uns zuerst die kleinere Körpergestalt und die schwächere Muskelkraft des Weibes im Vergleich mit dem Manne. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten ist die thatsächliche Verschiedenheit in diesen Punkten mehr oder minder dieselbe. Hiedurch ist von Natur aus eine Arbeitstheilung vorgezeichnet; die mit größerer Anstrengung verbundenen Arbeiten soll der Mann übernehmen, die entsprechend leichteren die Frau. Zu den letzteren fehlt es dem Manne am Geschick, zu den ersteren der Frau an Kraft. Dieses Naturgesetz wird durch die Cultur nicht verändert, sondern verschärft. Je wilder ein Volk ist, desto mehr nähert sich die Frau an Körperkraft und Höhe dem Manne; bei fortschreitender, menschenwürdiger Bildung wird der Unterschied in beiden Punkten größer. Daraus folgt doch aber nur, daß der diesbezügliche Abstand der Frau vom Manne und die damit verbundene Verschiedenheit des Berufskreises von der Menschennatur deutlich gefordert ist. Denn da die fortschreitende Bildung wesentlich in der Natur des Menschen begründet ist, so müssen auch die Folgen derselben von derselben Natur beabsichtigt sein. Man kann sich freilich über die Richtung der Bildung irren und in Folge dessen auch bedauerliche Folgen derselben herbeiführen, allein hievon ist das genannte Naturgesetz bis zu einem gewissen Grade unabhängig. Jeder Bildungsfortschritt zieht die genannte Folge nach sich.

Sogar bei den Thieren tritt dieses Naturgesetz hervor. Je höher eine Thierart von Natur aus gestellt ist, desto mehr ist der Geschlechtsunterschied

[1]) Vgl. F. M. Wendt, »Die Seele des Weibes. Versuch einer Frauen-Psychologie« II. Aufl. 1892. Die hier niedergelegten Beobachtungen über die Frauen sind beachtenswerth; dagegen leidet das psychologische System des Verf. an bedeutenden Mängeln.

[2]) Riehl, »Die Familie« 88. Daß die Unterscheidung von Geist und Seele nicht auf trichotomistischer Grundlage des Menschenwesens ruht, ist wohl klar. Während Seele den unsterblichen Menschengeist in seiner Vereinigung mit dem Körper bezeichnet, soll unter Geist ebendieselbe Seele für sich allein im Gegensatz zum Leibe verstanden werden. — Daß das Blut der Frau von dem des Mannes verschieden sei, ist sehr fraglich. Durch mikroskopische und chemische Untersuchung ist nicht sicher zu erkennen, ob Blut von einem Mann oder einer Frau herrührt.

in der äußern Gestalt wie auch an Körperkraft bemerkbar. Wenn man behauptet, der diesbezügliche Unterschied zwischen Mann und Frau sei durch naturwidrige Gewohnheiten herbeigeführt, wie kommt es dann, daß sogar bei den wilden Thieren die Natur unübersteigbare Grenzen zwischen den Geschlechtern gezogen hat? Die Löwin wird dem Löwen an Gestalt nie gleichen. Wenn aber bei den Thieren von einer eigentlichen Arbeitstheilung, die Fortpflanzung ausgenommen, im strengen Sinne keine Rede sein kann, so wird man hieraus doch wohl nicht im Ernste die Forderung einer Gleichstellung der Frau mit dem Manne folgern wollen; man müßte denn geradezu die Arbeit des Menschen mit der Befriedigung des thierischen Nahrungstriebes auf eine Stufe stellen.

Wo immer wir sodann das Weib wirklich mit dem Manne dieselbe Arbeit verrichten sehen, finden wir eine niedrige Stufe der Bildung. Nur in den niedrigen Berufsbeschäftigungen sehen wir beide Geschlechter in gleicher Weise thätig. »Je höher der Berufskreis, um so gesonderter ist die Thätigkeit von Mann und Frau.« Aus dieser Thatsache, die durch das Zeugniß der Geschichte genauer darzulegen bleibt, folgt aufs neue, daß man auf den Bildungsfortschritt des Menschen verzichten muß, will man der Frau dieselbe sociale Stellung zuweisen, wie dem Manne. Nicht einmal diejenigen, welche gegen die Stimme der Vernunft im Menschen nur ein vervollkommnetes Thier sehen wollen, dürfen dies fordern, falls sie nicht dem Menschen diese Vervollkommnung wieder nehmen wollen.

6. Wir brauchen sodann nur anzudeuten, wie unmöglich die Frau mit dem Manne in der Hingabe an einen äußern thätigen Beruf deshalb gleichen Schritt halten kann, weil durch die Naturgesetze die mit der Erhaltung und Fortpflanzung des Menschengeschlechtes verbundenen Pflichten auf beide sehr ungleich vertheilt sind. Während der Mann immer seines Körpers Herr ist, sieht sich die Frau vor und nach der Geburt der Kinder in ihren Arbeiten vielfach gehindert.

Es ist naturwidrig, wenn die Frau sich von der hingebendsten Sorge um ihre Kinder dispensiren will. Kommt sie aber dieser Forderung der Natur nach, dann ist sie Monate lang zum mindesten ans Haus gebannt, während der Mann ungehindert außer dem Hause seiner Pflicht nachgehen oder im Hause, ungestört durch die Kinderpflege, arbeiten kann.

Eine sehr berechtigte Klage hierüber stimmt Bebel in folgenden Worten an[1]): »Die immer mehr zunehmende Beschäftigung auch der verheiratheten Frauen ist namentlich bei Schwangerschaften und Geburten und während der ersten Lebenszeit der Kinder, während welcher diese auf die

[1]) A. a. O. 100.

mütterliche Nahrung angewiesen sind, von den verhängnißvollsten Folgen. Es entstehen eine Menge Krankheiten während der Schwangerschaft, die sowohl auf die Leibesfrucht als auf den Organismus der Frau zerstörend wirken ... Ist das Kind zur Welt, so ist die Mutter gezwungen, so rasch als möglich wieder zur Fabrik zurückzukehren, damit nicht ihr Platz von einer Concurrentin besetzt wird. Die unausbleiblichen Folgen für die kleinen Würmer sind: vernachlässigte Pflege, unpassende Nahrung, gänzlicher Mangel an Nahrung; sie werden mit Opiaten gefüttert, um ruhig zu sein. Wiederum die Folgen: massenhaftes Sterben, Siechthum, Verkümmerung, mit einem Wort: Degeneration der Race. Die Kinder wachsen vielfach auf, ohne je mütterliche oder väterliche Liebe genossen und ihrerseits wahre Elternliebe empfunden zu haben.« Was folgt aber aus diesen Worten? Die Nothwendigkeit der sog. Emancipation der Frauen? Keineswegs, sondern daß der Frau als Mutter Zeit und Gelegenheit gegeben werden muß, an ihrem Kinde die von der Natur geforderten Mutterpflichten zu erfüllen. Wo die Verhältnisse dies vielfach unmöglich machen, herrschen naturwidrige Zustände. Dieselben können aber sicher nicht dadurch beseitigt werden, daß man die Frau zu einer Mitbewerberin des Mannes in dessen Berufsarbeiten macht, denn eben dadurch würden die geschilderten Mißstände noch ärger werden. Hilfe kann da nur bringen, wer die von der Natur geforderte Arbeitstheilung zwischen Mann und Weib allgemein herbeiführt.

7. Ein höchst bedeutender Unterschied zwischen Mann und Weib in anatomisch-physiologischer Hinsicht liegt im Gehirn, dem Centralorgan des Sinneslebens vor. Wie viele Zweifel die Untersuchungen der Naturforscher in dieser Beziehung auch noch übrig lassen, so wird doch allgemein zugestanden, daß die Frauen durchschnittlich ein absolut kleineres und leichteres Gehirn haben als die Männer. Hierneben scheinen die Anatomen ebenso einig zu sein in der Behauptung, daß das Gehirn des Weibes im Verhältniß zum gesammten Körpergewicht relativ schwerer ist als das des Mannes. Dagegen wird allgemein in Abrede gestellt, daß das Geschlecht einen nachweisbaren Unterschied auf den Bau des Gehirnes ausübe. Kein Anatom kann mit Sicherheit entscheiden, ob ein ihm vorgelegtes Menschengehirn von einem Manne oder einer Frau herrührt.

Man hat sich zuweilen in lächerlicher Weise abgemüht, Gründe für diese Thatsachen zu suchen oder daraus Schlüsse über die Stellung der Frau zu ziehen. Zunächst läßt sich aus der absoluten oder relativen größeren Schwere des Gehirns für kein Geschlecht eine gewisse geistige Ueberlegen-

[1]) Vergl. die fachmännische, durch classische Kürze ausgezeichnete Charakteristik des Unterschiedes beider Geschlechter von Greith und Ulber, Anthropologie S. 237.

heit herleiten. Nur der crasse Materialist, welcher Gehirn und Menschengeist identificirt und den Gedanken als chemisches Product des Gehirns betrachtet, kann dies der Erfahrung zum Trotze versuchen. Die Unterschiede des Gehirngewichtes sind nämlich unter den Männern selbst individuell so groß und trotzdem der geistigen Begabung so wenig proportionirt, daß das Gehirn einzelner berühmter Gelehrter nur das Durchschnittsgewicht des Frauengehirnes aufwies. Anderseits hinderte das kleinere Hirn eine Cäcilia Gonzaga nicht, mit 10 Jahren die beste Schülerin des größten und edelsten italienischen Pädagogen im XV. Jahrhundert, des Victorin von Feltre zu sein, in dessen Schule sie durch ihre Fertigkeit in den classischen Sprachen ihre männlichen Mitschüler übertraf. Im folgenden Jahrhundert lernt die berühmte Philosophin Lucrezia Cornaro mit 7 Jahren Latein, Griechisch und Hebräisch und vertheidigt am 25. Mai 1678 in der Kathedrale von Padua ihre Thesen aus der Philosophie mit solcher Eleganz der Sprache und Tiefe der Gedanken, daß die aufgestellten Schiedsrichter ihr einstimmig den Doctorgrad zuerkannten, und Papst und Kaiser ihr Glückwünschschreiben sandten. Die Geschichte berichtet wohl von der großen jungfräulichen Bescheidenheit dieser seltenen Frau, aber nicht von ihrem besonders großen Schädel mit entsprechendem Gehirn.

Ebensowenig steht eine bestimmte Organisation des Gehirns regelmäßig in Verbindung mit höherer oder niederer geistiger Begabung. Wenn auch Blöd- und Wahnsinnige in der Regel ein unvollkommen ausgebildetes oder krankes Gehirn haben, so berichtet doch der berühmte Anatom Hyrtl aus eigener und fremder Erfahrung, daß sich bei der Leichensection höchst blödsinniger Menschen gerade ein so construirtes Gehirn vorfand, wie man es gewöhnlich nur bei geistvollen Personen anzutreffen gewohnt ist.

Trotzdem nun auch die fanatischen Vertheidiger absoluter Gleichberechtigung der Frauen die genannten Thatsachen kennen und die Unzulänglichkeit naturwissenschaftlicher Forschungen über diesen Punkt zugeben, treibt sie eben ihr Fanatismus zu naturwidrigen Behauptungen und Forderungen. »Dem Mangel an Uebung und Anwendung der Gehirnkräfte sowie einer Ausbildung nach falscher Richtung hin soll es zuzuschreiben sein, daß statt der Gehirnpartien, die den Verstand vorzugsweise repräsentiren (!), bei den Frauen jene Partien mehr entwickelt sind, in welchen mehr die Phantasie ihren Sitz hat.« So belehrt Bebel seine gläubigen Leser [1]). Wer aber trägt die Schuld, daß die Entwickelung des Frauengehirns eben diese falsche Bahn eingeschlagen hat. »Die in dieser (Bebels) Schrift gegebene historische Darstellung von der Stellung der Frau,« schreibt

[1]) Die Frau 189.

Bebel weiter, »im Laufe unserer Culturentwickelung läßt es vollkommen begreiflich und erklärlich erscheinen, daß die Jahrtausende währende Herrschaftsstellung des Mannes über die Frau die Unterschiede in der geistigen und physischen Entwickelung hervorrief.« Auf die sogenannte »historische Darstellung« Bebels, die »eine Kette der wunderlichsten und ergötzlichsten Irrfahrten auf dem Gebiete der Geschichte« [1]) ist, werden wir im folgenden Abschnitt noch zurückkommen. Hier interessirt uns nur der Beweis für seine Behauptung, welcher im Hinweis auf die Wilden besteht: »Wodurch läßt sich denn,« fragt er, »die auffallende Thatsache erklären, daß bei Völkern von niedriger Culturstufe, wie z. B. bei den Negern und bei fast allen wilden Völkerstämmen Hirnmasse und Hirngewicht von Frauen und Männern sich viel gleichmäßiger stellen, als bei cultivirten Völkern? Doch nur dadurch, daß die Männer jener civilisirten Völker in höherem Grade ihre Gehirnfunctionen ausbildeten und die der Frau zurückgehalten wurden.« Den Widerspruch, in welchen sich Bebel mit diesem Beweise verwickelt, übersieht er in seinem Eifer. Auf der vorhergehenden Seite betont er nämlich, »daß es voreilig ist, das Maß geistiger Fähigkeiten ausschließlich von dem Gehirngewicht abhängig zu machen« — und jetzt bringt er einen Beweis, der diese »Voreiligkeit« zur nothwendigen Voraussetzung hat. In Wahrheit beweisen die Neger in dieser Beziehung nur den oben aufgestellten Satz, daß bei zunehmender Bildung die geschlechtlichen Unterschiede ebenso wie die socialen schärfer hervortreten. Der zunehmende Unterschied in der Körpergröße zwischen Mann und Weib muß natürlich auch im Gehirn bemerkbar werden. Im Uebrigen finden die Missionäre bei den Negerfrauen dieselben angebornen Eigenthümlichkeiten, welche bei den Frauen gebildeter Völker beobachtet werden. Bei letzteren aber ist das Quantum der Gehirnmasse keineswegs regelmäßig Zeichen und Folge geistiger Beanlagung und Thätigkeit.

»Welche Verschiedenheit hinsichtlich der Größe des Gehirns müßte nach Bebel's Ansicht stattfinden zwischen den Bewohnern mancher Städte, wo große geistige Regsamkeit herrscht, und den Bewohnern entlegener Thäler, wo weder Schulbesuch noch Communication noch die Art der Beschäftigung zur Uebung einer das Gehirn sehr in Anspruch nehmenden Thätigkeit Anlaß geben.« [2]) Indeß Bebel setzt sich über die Denkgesetze einfach mit dem Satze hinweg: Stat pro ratione voluntas — so will ich es, also ist es so. Um nämlich zu beweisen, daß die gegenwärtig vorhandene Culturentwickelung mit einer gewissen Unterordnung der Frau verfehlt ist, behauptet er, daß *jeder* Gesellschaftszustand naturwidrig sei, in dem die

[1]) Vergl. »Der Historiker August Bebel«. Histor. pol. Blätter 95. Bd. 683 fg.
[2]) Vergl. *Wieser*, Mensch und Thier. Freiburg 1875. 153.

Frau nicht als absolut gleich neben dem Manne steht. Den Beweis für letztere Behauptung bleibt er schuldig. Die Logik nennt solche Beweise »erschlichen«. Die Negerweiber haben doch ihre angeblich große Gehirnmasse nicht durch besondere Geistesübungen erworben, noch verdanken sie dieselbe einer vollkommenen Gleichstellung mit ihren Männern. Daß aber in den civilisirten Ländern unter der großen Masse der Bevölkerung die Männer durch eine weit überlegene Geistesbildung zu ihrem größern Gehirn gegenüber den Frauen gekommen seien, oder daß die Schädelformation unserer wahrhaft gebildeten Frauen auf angebliche Denkfaulheit zurückzuführen sei: das Alles hat Bebel zu beweisen unterlassen. Thatsache ist dagegen, daß die Negerinnen an Roheit wie an angeblicher Schädelgröße ihren Männern nahekommen, während bei den gebildeten Völkern die Frau mit durchschnittlich kleinerem Gehirngewicht an der Bildung des Mannes theilnimmt. Sicher kann man nach Bebel's Wunsche »wie bei der Pflanzen- und Thierwelt auch auf die physische und geistige Entwickelung der Menschen zweck- und zielbewußt und selbstthätig eingreifen.« Die Frage ist eben nur, welches Ziel die Naturgesetze dem Menschen und insbesondere der Frau vorzeichnen und welche entsprechenden »Eingriffe« man sich erlauben darf, ohne der Natur Gewalt anzuthun. Der Hinweis auf die »Circusdamen und Akrobatinnen, die an Muth, Waghalsigkeit, Gewandtheit und Körperkraft es mit jedem Manne aufnehmen und oft Erstaunliches leisten«, ist schwerlich geeignet, vernünftige Menschen für das Bebel'sche Eingreifen in die Entwickelung der Frau zu begeistern. Vielleicht versucht man nach derselben Theorie der herrlichen Uniformität zu Liebe in der socialdemokratischen Zukunftsgesellschaft auch einmal durch »Züchtung«, wie Bebel sagt, den Männern lange Frauenhaare und den Frauen Baßstimmen zu verschaffen.

8. Gegenüber solchen Bildungsplänen haben die genannten körperlichen Eigenthümlichkeiten der Frauen allerdings eine bestimmte Bedeutung für die Stellung der Frau, zumal wenn damit das viel reizbarere Nervensystem beim weiblichen Geschlechte in Verbindung gebracht wird.[1])

Die Einbildungskraft der Frauen ist in Folge dessen durchweg viel lebendiger als bei den Männern; ihre Sinnesorgane sind für Einzelempfindungen viel reizbarer; sie sind für dieselben viel aufmerksamer und zeigen daher ein besonderes Interesse und Geschicklichkeit für Kleinigkeiten, für äußere Ordnung, Reinlichkeit und Nettigkeit, worin ihnen gegenüber der Mann gewöhnlich geradezu ungeschickt ist. Ihr Gang, ihre Bewegungen, ihr Sprachtempo ist durchweg lebhafter und rascher. Im Zusammenhang

[1]) Vgl. Conti, Lettera sopra le donne 1721 in: Thomas, Saggio sopra il carattere i costumi e lo spirito delle donne. Venetia 1773. p. 224.

mit der größern Zungenfertigkeit steht die Thatsache, daß das Stottern bei Frauen viel seltener vorkommt als bei Männern. Die Statistik weist gegenüber einer Stotterin acht Stotterer nach. Mit dem Gesagten hängen die allgemein bekannten guten und schlechten Charaktereigenschaften der Frauen zusammen. Der schnellen und tiefen Empfänglichkeit für Sinneseindrücke entspringt die Hochschätzung äußerer Pracht und ein eigenthümliches Verständniß für dieselbe. Die Blumen sind deshalb von jeher die besonderen Lieblinge der Frauen gewesen. In einem Gedichte der edlen Gräfin Strachwitz, geb. Henckel von Donnersmark, unter dem Titel: »Mädchenliebe« heißt es:*)

»Wo gäb' es denn ein Mädchenherz,
Das nicht an Blumen hing,
Das nicht im Glücke, nicht im Schmerz
Zum Garten weinen ging!

Wo gäb's ein Mädchen in der Welt,
Das nicht die Blumen liebt,
Und sie nicht für das Schönste hält,
Das uns der Himmel gibt!

Wie aus dieser nicht beherrschten oder übel geleiteten Anlage die eigenthümliche weibliche Eitelkeit entsteht, ist weltbekannt. Während der Mann sich leicht in Tracht und Auftreten vernachlässigt und zwar um so mehr, als er ernsten und männlichen Beschäftigungen nachgeht, verfällt die Frau in diesen Fehler fast nie, es sei denn, daß sie aus Eitelkeit hierin den Mann nachäfft. Die geistreiche Gräfin Coudenhove, die als Schwester Charitas in der Congregation der Borromäerinnen so segensreich in der Strafanstalt Řepy bei Prag gewirkt hat, theilt unter ihren Beobachtungen auch die mit, daß weibliche Sträflinge trotz ihrer elenden Lage sich Putzgegenstände herzustellen suchten. Läßt es eine Frau an Liebe zu Ordnung und Reinlichkeit fehlen, so rechnet die öffentliche Meinung ihr diesen Fehler für einen argen Berufsfehler an, während sie ihn beim Manne viel geringer anschlägt.

Ihrer eigenthümlichen Empfindlichkeit für Kleinigkeiten verdankt die Frau die angeborene sittliche Zartheit, die ihr den Ehrentitel: Pflegerin und Schirmerin der Sitten eingetragen hat. Ebenso geht aus der schnellen und tiefen Aufmerksamkeit auf sinnfällige Kleinigkeiten der sogenannte »geniale Blick« der Frauen hervor. Instinktmäßig erkennen sie schneller als die Männer einen Zusammenhang zwischen solchen äußeren Kleinigkeiten und inneren verborgenen Ursachen und geben ein schnelles oft überraschend richtiges Urtheil ab, ohne sich der eigentlichen Gründe bewußt zu werden. Die Schattenseite dieses Vorzuges ist die Schwierigkeit Vorurtheile zu überwinden, und die Leichtigkeit sich selbst wie andere zu täuschen.

*) Jugendtage. Berlin 1891. 45.

9. Die lebhafte Sinnesthätigkeit und die damit verbundene rege Einbildungskraft erschwert es der Frau, abstract zu denken. Die rasch wechselnden Phantasiebilder erzeugen Zerstreuung und eine gewisse Abneigung gegen die Beschäftigung mit allgemeinen, nicht concreten Wahrheiten. Die Neigung, Alles concret zu schauen, erklärt die eigenthümliche Begabung der Frau für die Contemplation.

Die sprichwörtliche Wankelmüthigkeit der Frauen hat gleichfalls in dem Vorwiegen der Einbildungskraft ihren Grund. Feste, aus Nachdenken hervorgehende Grundsätze erwirbt sich die Frau schwieriger als der Mann. Dieser Mangel hat aber auch seine vortheilhafte Seite. Die Frau paßt sich erfahrungsgemäß viel leichter den Umständen an. In großen Unglücksfällen, in denen der Mann von Verzweiflung erfaßt wird, weiß sich die Frau leichter in die veränderte Lebenslage zu schicken. Das den Frauen eigene große Mitleid mit fremden Schmerzen, die leichtere und vollständigere Hingabe an bestimmte Verhältnisse, eine gewisse Aufopferungsfreude, die große Geduld, wodurch die Frau nicht selten den Mann beschämt, haben in dieser Anpassungsfähigkeit ihren Grund. In allen diesen angedeuteten Eigenthümlichkeiten der Frau sind wir genöthigt, nicht Angewöhnungen, sondern Naturanlagen zu sehen.

Der Mann wird sich vergeblich abmühen, in jenen Beschäftigungen die Fertigkeit der Frau zu erreichen, zu denen diese besonders veranlagt sind, wie es umgekehrt der Frau nicht gelingt, mit dem Manne in bestimmten Arbeiten zu wetteifern. Die eigentlich weiblichen Arbeiten wird der Mann, falls er sich denselben unterzieht, auf andere Weise als das Weib verrichten, während das Weib männliche Beschäftigungen in ihrer eigenthümlichen weiblichen Art vornimmt.

10. Eine Aeußerung der erwähnten Naturanlage zur Geduld [1]) bei den Frauen ist die merkwürdige Erscheinung, daß sie viel leichter Schmerzen ertragen können als selbst kräftige Männer, obwohl sie bei ihrer größeren Empfindlichkeit dieselben durchaus nicht weniger lebhaft fühlen. Nach dem Zeugniß der Aerzte unterziehen sich Frauen schmerzlichen Operationen vielfach muthiger und zeigen sich bei denselben weniger wehleidig als Männer. Wenn die Selbstmord-Statistik einen großen Unterschied zu Gunsten der Frauen nachweist, so wird daher der Grund nicht sowohl in der größeren Furcht der Frauen vor dem Tode, sondern vielmehr abgesehen von anderen

[1]) Wir wissen sehr wohl, welche Plage für Aerzte hypochondrische Frauen namentlich aus der wohlhabenden Classe sind. Dieselben stellen aber nicht die Frau mit ihren natürlichen Anlagen sondern Ausartungen dar. Man kann deshalb hieraus keinen Einwand gegen unsere Aufstellung herleiten. Vgl. Max Wolf, Die Entartung des modernen Weibes. 21.

Gründen in der schon erwähnten Anbequemungsfähigkeit an verschiedene Umstände zu suchen sein. Der mit Ueberlegung ausgeführte Selbstmord ist natürlich betrachtet eine Feigheit, und erfahrungsgemäß beweist die Frau den Leiden dieses Lebens gegenüber mehr Muth oder Geduld als der Mann.

Wohl in ursächlichem Zusammenhange hiemit steht die geringere Bedürfnißlosigkeit der Frauen. Sie essen und trinken weniger; nach der Behauptung vieler Aerzte athmen sie auch weniger. Wohl mit Unrecht hat man daraus einen Unterschied im Blute herleiten wollen, indem beim weiblichen Geschlecht das Blut weniger Sauerstoff aufnehmende Blutköperchen besitzen soll als beim männlichen.[1]) Thatsache ist ferner, daß die Frauen leichter Verkürzung des nothwendigen Schlafes ertragen können. Kein Mann wird in der Nachtwache am Krankenbette leisten, was eine Mutter in ihrer Familie oder eine barmherzige Schwester im Spital in dieser Hinsicht zu Stande bringt. Umgekehrt vermag die Frau durchschnittlich nicht mit dem Manne in großen körperlichen wie geistigen Anstrengungen zu wetteifern. Sehen wir auch hierin von der Natur eine Arbeitstheilung zwischen Mann und Frau beabsichtigt, so erklärt sich aus dieser größeren Bedürfnißlosigkeit, aus der angebornen Leidensfähigkeit, sowie aus einer gewissen Selbstbeschränkung in Wünschen und Plänen auf kleinere Angelegenheiten, daß die Frau leichter zufrieden zu stellen ist als der Mann.

11. Eine weittragende Bedeutung endlich kommt der schnelleren Entwicklung der Frau zu, welche auch der hartnäckigste Leugner natürlicher und angeborener Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern zugeben muß. In körperlicher Beziehung ist die Jungfrau mit 18 Jahren gewöhnlich auf derselben Stufe der Entwicklung, auf die der Jüngling erst etwa mit 28 Jahren gelangt. Bedeutender vielleicht noch als der Unterschied in der Zeit ist bei dem beiderseitigen Heranreifen die Art und Weise desselben. Fast plötzlich wird aus dem Mädchen »die züchtige verschämte Jungfrau«, während der Knabe langsam und allmählig fortschreitet. Zudem wirkt der Eintritt der Pubertät viel tiefer und nachhaltiger auf das weibliche Geschlecht wie auf das männliche ein. In geistiger Beziehung weiß jeder, der Knaben und Mädchen zugleich unterrichtet hat, wie geweckt und auffassungsfähig die letzteren gegenüber den ersteren in den unteren Schulclassen sind. Regelmäßig werden die Knaben von ihren Altersgenossinnen bis etwa zum 10. Jahre überflügelt. Das interessanteste und naturgetreueste Beispiel hiervon liefern vielleicht die in Rom üblichen Kinderpredigten in der Weihnachtszeit. Unter 7 Mädchen tritt kaum 1 Knabe auf, und während die ersteren nicht selten erst vierjährig regelmäßig den lauten Beifall der Zuhörer durch die Ge-

[1]) Vergl. oben S. 19.

läufigkeit und Gewandtheit in ihren Declamationen hervorrufen, bleiben die Knaben gewöhnlich stecken und reizen nur durch ihre naive Ungeschicklichkeit das Publicum zum Lachen.

In der Folgezeit indeß werden die Rollen zumeist bald gewechselt. Gegen das Ende der Schulzeit hin behaupten die Knaben namentlich durch Verständniß und Geistesfrische den Vorrang, und oft genug zeigen gerade jene Mädchen, die mit 7 Jahren Wunderkinder zu sein schienen, im Alter von 13 Jahren eine Art intellectueller Erstarrung. Sobald indeß die kurzen Jahre der Entwicklung zur physischen Reife vorüber sind, steht, wie bereits erwähnt, das Weib fertig dem werdenden Manne gegenüber und weiß, falls nicht schlimme erziehliche Einflüsse störend eingewirkt haben, alsbald seinen Platz schneller auszufüllen als der um die Existenz kämpfende Mann. Die Natur, so muß man bei dem Ueberblick über den Entwicklungsgang der Geschlechter wohl sagen, ist dem Weibe bei Erreichung einer gewissen Selbständigkeit behilflicher als dem Manne. Das Weib wirkt weit mehr durch das, was es ist, bezw. durch natürliche Entwicklung geworden ist, als durch sein Handeln; sein Einfluß besteht mehr in dem fertigen als in dem sich entwickelnden Charakter.[1]) Beim Manne ist es umgekehrt. Er wirkt so viel, als er handelt, und bei seiner Charakterbildung muß er länger und viel mehr durch eigene Anstrengung mitwirken als die Frau. Bei den rohen Naturvölkern ebenso wie in der gebildeten Gesellschaft erringt sich das zur Reife gelangte Weib ohne weiteres durch sein bloßes Auftreten einen gewissen Anspruch auf Werthschätzung; von dem jungen Manne verlangt man Thaten, ehe er als Mann anerkannt wird. Die schwereren Lasten der Leiden, welche von Natur aus durchwegs der Frau auferlegt sind, finden ihr Gegenstück beim Manne in den schwereren Lasten der Arbeit, und während die Mühe der Frau in ihrer Entwicklung von der Natur erleichtert wird, liegt die größere Förderung des Mannes in der Stellung, die ihm die Natur anweist.

12. Die bisher nachgewiesenen natürlichen Unterschiede zwischen Mann und Weib erhalten ihre Sanction durch ein gewisses Naturgesetz, infolge dessen die Menschen immer und überall gegen eine Verwischung dieser Unterschiede sich sträuben. Es gilt als ebenso unnatürlich, wenn der Mann Frauenart annimmt, als wenn die Frau als Mann aufzutreten sucht. Die Beweiskraft dieser Thatsache sucht man dadurch zu lähmen, daß man diese Scheu vor weibischen Männern und vor männerartigen Frauen aus der Sitte, der Gewohnheit und dem Vorurtheil statt aus der Natur her-

[1]) In geistreicher und überraschender Weise weist Riehl, a. a. O. 59 diesen Gegensatz an berühmten Schauspielerinnen nach.

leitet. Dieser noch öfter zu erwähnende Einwand beruht auf einer kurzsichtigen Beurtheilung der Sitte und Gewohnheit überhaupt.

Allerdings gibt es, wie Jeder weiß, neben guten und vernünftigen Sitten auch verwerfliche und thörichte Gewohnheiten. Diese letzteren sind indeß regelmäßig Ausartung und Verkehrung der erstern. Was sind aber menschliche Gewohnheiten und Sitten in ihrem Ursprunge? Doch nichts anderes als Aeußerungen der Menschennatur, die in einem größern oder kleineren Kreise der menschlichen Gesellschaft Dauer und Rechtskraft erlangt haben. Schließlich ist jede Sitte aus den Menschen herausgewachsen als das gesunde oder krankhafte Product ihres eigenthümlichen Wesens und der zufälligen Lebensverhältnisse. Wenn man sonach auch unterscheiden kann und muß zwischen künstlich anerzogener und natürlich ausgebildeter Sitte, so geht die letztere doch immer und überall der ersteren voraus. Es ist daher unrichtig, Naturgesetz und Gewohnheiten von vornherein als Gegensätze aufzufassen. Die gesunde Vernunft verlangt vielmehr beides zunächst als identisch anzusehen; dagegen muß in jedem einzelnen Falle erst bewiesen werden, daß eine künstlich aufgenöthigte Sitte die natürlichen Gewohnheiten verdrängt habe. In unserem Falle ist nun, wie im folgenden Theile ausführlicher darzulegen ist, der Abscheu des Menschengeschlechtes vor einer Verwischung der Unterschiede zwischen Mann und Weib eine naturgemäße und angeborne Sitte und eine der natürlichen Grundlagen der Sittlichkeit. Bei den rohesten Völkern, auf die man socialdemokratischerseits mit einer sonderbaren Vorliebe gleichsam aus instinktmäßiger Verwandtschaft hinweist, gilt es als Schande für den Mann, bestimmte den Frauen zugewiesene Arbeiten zu verrichten, sowie umgekehrt die Frauen von einem Uebergriffe in den Männer-Beruf nichts wissen wollen. Es wurde und wird dagegen noch immer allgemein als eine Entartung der Natur angesehen, wenn Mann und Frau ihre Rolle wechseln. Unter allen Umständen galt und gilt weibische Sitte beim Manne für läppisch und ekelhaft. Wenn man der Frau eine Nachäffung des Mannes unter gewissen Umständen und in engen Kreisen eher verzeiht ohne sie je allgemein zu billigen, so ist auch hierin das unbeugsame Naturgesetz zu erkennen, welches dem Manne die Autorität wesentlich anvertraut, das Weib aber auf den Mann hingewiesen hat. Infolge dessen gilt eine Verleugnung seiner autoritativen Stellung von Seiten des Mannes durch Nachäffung des Weibes für unbedingt verwerflich; das Streben des Weibes dagegen, sich dem Manne ähnlich zu zeigen, wird nur als fehlerhafte Uebertreibung eines bis zu einem gewissen Grade berechtigten Verlangens angesehen. Der allzu zungenfertige Mann wird stets mit Verachtung »weibischer Schwatzhaftigkeit« beschuldigt werden. Seitens der Frau läßt man sich eine freundliche Redseligkeit gern

gefallen; rechnet ihr aber auch eine gewisse männliche ernste Schweigsamkeit als lobwürdige Tugend an, falls dieselbe nicht offenbar aus Gefallsucht hervorgeht. Ein mit kleinen Schritten dahertrippelnder Mann erregt das Mißfallen aller vernünftigen Menschen; die in demselben Tempo elastisch dahintänzelnde Jungfrau ist eine angenehme Erscheinung, während der schwere abgemessene Schritt des Mannes an ihr zum mindesten Aufsehen erregt.

13. Nach diesen wenigen weltbekannten und unleugbaren Zügen des natürlichen Unterschiedes zwischen Mann und Weib dürfte es unsere nächste Aufgabe sein, diese Verschiedenheit auf den kürzesten Ausdruck zu bringen, d. h. jenen natürlichen Charakterzug im Manne wie im Weibe herauszusuchen, der alle genannten einzelnen Züge wie in einem Gesammtbilde vereinigt und einem Siegel gleich den beiden Geschlechtern aufgeprägt ist. Erst hiernach werden wir den Weg zur Beantwortung der Frage offen haben: was der Herr und Schöpfer der Natur mit diesen unterscheidenden Merkmalen bezweckt habe. Die Blüthe nun des männlichen Wesens, die sich aus den angegebenen Eigenthümlichkeiten wie aus ihrer Wurzel entwickelt, möchten wir in der Erhabenheit oder Autorität sehen, die des weiblichen Wesens in der Anmuth.

Alle dem Manne von der Natur verliehenen eigenthümlichen Vorzüge zielen schließlich dahin, ihm jenes machtvolle achtunggebietende Ansehen zu sichern, das wir kurz mit dem Worte Autorität bezeichnen. Hierauf zielt der kräftigere und höhere Körperbau ab, hierauf die muskulösen, fast eckigen Gliedmaßen, die kraftvolle tiefe Stimme, die wie zum Befehlen geschaffen ist, der gemessene, feste, zuweilen schwerfällige Schritt, der ruhige scharfe Herrscherblick, der das Gesicht umrahmende Bart. In all dem betrachten die Menschen das Ideal einer männlichen Erscheinung. Je weniger ein Naturvolk von der Cultur berührt ist, und je mehr die Phantasie und das Sinnfällige bei ihm vorwaltet, desto wesentlicher erscheinen ihm die genannten Eigenthümlichkeiten als der Hauptschmuck des Mannes. Der Dichter und der Künstler verleiht seinen idealen Phantasiegebilden männlicher Schönheit regelmäßig diesen Aufputz und meint eben damit die Natur nachzubilden. Michel Angelo's Heldenjüngling David in Florenz und noch mehr sein Moses am Grabmale Papst Julius II. zu Rom dürfen als vollgiltiger Beweis für diese Behauptung angeführt werden. In letzterem Werke hat der große Künstler viel weniger den historischen Moses, als das Idealbild männlicher Kraft, den Mann überhaupt dargestellt, und insofern kann sein Bild mit der Jupiterstatue des Phidias verglichen werden. Die höchste, wenn auch rohe[1]) Herrscherkraft, kurz die machtvolle Autorität des Mannes

[1]) Vergl. P. Albert M Weiß, Apologie 2. Aufl. I. 611.

ist in diesem Götterbilde zum Ausdruck gebracht worden. Der Bildner hatte aber hiemit nur die bekannte Schilderung Homers von Zeus' majestätischer Erscheinung in Marmor übersetzt:

»Also sprach und winkte mit schwärzlichen Augen Kronion
Und die ambrosischen Locken des Herrschers wallten hernieder
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.[1])

Wie getreu Dichter und Bildner hier gleichsam als Verkünder der allgemeinen Ueberzeugung der Menschheit auftreten und die Natur durch die Kunst erklären, zeigt ein Blick auf die uns umgebende Thierwelt, mit welcher der Mensch seinem leiblichen Sein nach so nahe verwandt ist. Je höher organisirt die Thiere sind, desto mehr ist dem männlichen Geschlechte ein Schmuck buchstäblich angewachsen, der als Sinnbild einer gewissen Autorität oder des Vorranges gilt. Dem männlichen Löwen verleiht seine majestätische Mähne eine Art königlichen Ansehens; der männliche Hirsch ist durch sein stolzes Geweih ausgezeichnet; die Männchen unter den Vögeln übertreffen fast durchweg mehr oder minder durch ein farbenprächtigeres Gefieder die Weibchen. Diese Thatsachen dürfte doch wohl kein Naturforscher durch eine willkürliche Aenderung der Naturgesetze oder durch »den Kampf ums Dasein« zu erklären versuchen. Allerdings, wollten jene fanatischen Vertheidiger »der natürlichen Zuchtwahl«, welche zugleich die socialdemokratische Frauenemancipation anstreben, folgerichtig denken, dann müßten sie auch diesen mangelnden Schmuck der weiblichen Thiere aus ungerechter Uebervortheilung durch die männlichen erklären oder die Natur selbst der Ungerechtigkeit beschuldigen.

Während beim Thiere der Vorrang des männlichen Geschlechtes als eine Art Schattenbild von Autorität allein durch die körperliche Gestalt zum Ausdrucke gelangt, ist der dem Manne äußerlich aufgeprägte Stempel der Autorität nur ein naturgemäßes Sinnbild seiner geistigen Herrscheranlage. Der Drang zu ruhmvollen Unternehmungen, das Streben nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit, die kühnen Pläne zur Ausbreitung seiner Macht sind dem Manne angeboren.

All dies können wir mit dem einen Worte *geistiger* Autorität bezeichnen. Die allgemeine Meinung der Menschen will aber die beschriebenen körperlichen Vorzüge des Mannes mit seinen eigenthümlichen Geistesanlagen harmonisch verbunden wissen. Kein Geschichtsschreiber unterläßt es, wie von einem Mißverhältnisse zu sprechen, wenn ihm ein Mann mit außerordentlicher Thatkraft und idealer Geistesausrüstung begegnet, dessen körperliche schwächliche und kleine Erscheinung nichts von diesen geistigen Vorzügen vermuthen läßt. Die Stimme der Natur spricht auch hier durch den Mund des Volkes deutlich und klar den autoritätvollen Vorrang des Mannes aus.

[1]) Il. I. 528.

14. Diesem Zeugnisse der Natur und des gesunden Menschenverstandes gegenüber haben wir hier eine Verirrung der modernen Philosophie und Aesthetik zu rügen, die mitgeholfen hat, die sogenannte Frauenfrage heraufzubeschwören und die Köpfe darüber zu verwirren. Man ist gewohnt, die Frauen als das schöne Geschlecht zu bezeichnen, und dieß hat in gewissem Sinne seine Berechtigung. Sobald aber nach der strengen und objectiven Wahrheit die Frage entschieden werden soll, ob dem Manne oder dem Weibe die absolut höhere Schönheit zukomme, so ist für den Mann zu entscheiden. Der hl. Antonin spricht es in der Mitte des 15. Jahrhunderts noch als einen selbstverständlichen, allgemein angenommenen Grundsatz aus, daß der Mann schöner ist als das Weib.[1]) Nicht sowohl seine und seiner Zeit Meinung als die der ganzen Vorzeit und des classischen Alterthums ist in diesem Worte enthalten. Aristoteles glaubte mit philosophischer Schärfe eine ausgemachte Wahrheit zu verkünden, als er den Satz niederschrieb: »Je voller das Maß von Anlage und Energie ist, das einem Wesen die Natur verliehen hat, desto höhere Schönheit tritt hervor in seinen Vorzügen und seinem Thun; darum übertrifft z. B. der Mann an Schönheit das Weib«.[2]) Er folgte hierin nur seinem Lehrer Plato, der den Vorrang des Mannes vor der Frau ebenso unbestritten hinstellt.[3]) Man sollte einen Widerspruch gegen diese Wahrheit am wenigsten für möglich halten in einer Zeit, wo die Naturwissenschaft vielfach als einzig wahre Wissenschaft betrachtet wird. Mag man den Menschen ansehen als ein vervollkommnetes Thier oder als wesentlich über das Thier erhaben oder wie immer, in jedem Falle wird das an den Thieren beobachtete Naturgesetz auch für ihn maßgebend sein. Wie nun nach obiger Andeutung ganz augenscheinlich dem männlichen Geschlechte unter den Thieren die größere Schönheit und damit ein gewisser Vorrang zukommt, so muß auch unter den Menschen der Mann diesem allgemein beobachteten Gesetze zufolge den größern Anspruch auf Schönheit haben. Somit kann es nur als eine Verirrung dichterischer Phantasie angesehen werden, wenn Schiller in seinem Gedichte »Würde der Frauen« dem Weibe von Natur aus »der Menschheit Vollendung« gegenüber dem Manne zuspricht. Geradezu gefährlich aber, weil der Vernunft und Natur widersprechend ist es, solche dichterische Ueberschwänglichkeiten zu populariſiren und zu schreiben: »daß der Mann tiefer steht als das Weib, daß er die erste, noch mehr thierische, die Frau die verbesserte Auf-

[1]) Summa theol. I. tit. I. cap. 2. § 2.: »Utique pulchrior est vir muliere, sed species mulieris magis allectiva quam species virorum.«

[2]) Rhet. I. c. 9 n. 22.

[3]) Symposion »φύσει ἐρρωμενέστερον καὶ νοῦν μᾶλλον ἔχον«. Ed. Stephan, p. 181 c.

lage sei«.[1]) Eine naturwidrige Sitte muß es daher genannt werden, wenn die moderne Höflichkeit ihre Reden vor gemischten Versammlungen beginnt: »Meine Damen und Herren!« Hierin liegen die offenbaren Zeichen einer verweichlichten und weibischen Zeit, der gegenüber Riehl seit dreißig Jahren bereits mit vollem Rechte zu einer »Emancipirung von den Frauen« aufgefordert.[2]) Ein hohes Verdienst hat sich P. Jungmann erworben, daß er in seiner herrlichen »Aesthetik«[3]) gegen solche Verirrung die Stimme der Natur und des gesunden Menschenverstandes wieder nachdrücklich geltend gemacht hat. Die gerügte Ueberschätzung des Weibes ist nur möglich, wenn man den richtigen Begriff vom Werthe des Mannes verloren hat. Mit Naturnothwendigkeit folgt einer solchen Uebertreibung die gegentheilige, nämlich die Unterdrückung und Verachtung des Weibes.

Gehen wir der angedeuteten Streitfrage auf den Grund, so müssen wir dem Manne wie der Frau eine eigenthümliche Schönheit zuschreiben. Keine von beiden stellt für sich allein den absoluten Schönheitsbegriff dar, sondern sie ergänzen sich gegenseitig, wobei aber immerhin die männliche Schönheit den Vorrang vor der weiblichen besitzt. Die beiden Hauptformen des Schönen: das Erhabene und das Anmuthige[4]) sind nämlich auf die beiden Geschlechter vertheilt. Das Erhabene, welches dem Manne eigen ist, vereint einen außerordentlich bedeutungsreichen Inhalt mit entsprechender Formgröße. Die Frau dagegen hat vorwiegend die anmuthige Schönheit von der Natur als Mitgift erhalten, deren Begriff in der Hauptsache mit dem des Lieblichen, Gefälligen, Holdseligen und Reizenden zusammenfällt und sich durch ein bescheidenes leichtfaßbares Maß von dem Erhabenen unterscheidet, ja sogar gern mit der Schwäche, mit dem Zarten und Geringen sich verbindet. Während das Anmuthige wärmere Zuneigung erweckt, erheischt das Erhabene unsere Ehrfurcht. Die erhabene Schönheit stellt mit ehrfurchtgebietender Stärke an uns die Forderung, daß wir uns ihr unterordnen; die anmuthige scheint durch ihre ansprechende Freundlichkeit und die ihr eigene Beschränkung sich uns unterzuordnen und in Wirklichkeit oder scheinbar unseren Schutz herauszufordern und hierdurch unsere Zuneigung zu fesseln. Welche tiefgreifende Wirkung durch die Vertheilung dieser beiden Hauptformen der Schönheit auf Mann und Weib erzielt wird, haben wir später zu erörtern.

16. Ist die Macht und Kraft von Natur aus dem Manne in besonderem Maße eigen und verdankt er ihr jene erhabene Würde, die wir

[1]) Lemcke »Populäre Aesthetik«. 201.
[2]) »Die Familie.« 55 fg.
[3]) S. 182 fg.
[4]) Vgl. Berthold »Das Naturschöne.« Freiburg 1875, 25.

Autorität zu nennen gewohnt sind, so wird hiervon auch seine Beschäftigung und der Schauplatz derselben bestimmt werden. Naturgemäß sucht sich jede Kraft zu äußern, und in diesem Worte »äußern« liegt es schon, daß auch der Mann mit seiner Kraft von Natur aus nach außen thätig zu sein strebt, um zunächst den materiellen Lebensunterhalt zu gewinnen und seine Autorität geltend zu machen. Die Oeffentlichkeit ist somit dem Manne seiner Anlage gemäß als Schauplatz seines Wirkens angewiesen. Hindernisse, welche der Frau für ein öffentliches Auftreten schon durch ihre körperliche Constitution bereitet sind, existiren für den Mann nicht. Während, wie wir sehen werden, der Frau aufs deutlichste das Haus mit seinen Grenzen zur Entfaltung ihrer eigentlichen Thätigkeit angewiesen ist, wird der Mann geradezu durch seine Anlagen wie durch die Lebensverhältnisse zur Entfaltung seiner Kraft aus dem Hause hinausgetrieben.

Denken wir uns ein Menschenpaar in einem gewissen natürlichen Urzustande in einen Urwald versetzt. Sobald mit gemeinsamer Kraft ein nothdürftiges Obdach hergestellt ist, wird der Mann »den Kampf um's Dasein« aufnehmen und die Umgebung seiner Heimstätte als Jäger zu durchstreifen oder als Bauer zu cultiviren beginnen, während das Weib die Hut der neuen Niederlassung übernehmen wird. Stellen wir uns das Meeresgestade als neuerwählte Heimath eines Menschenpaares vor, so wird alsbald der Mann, und zwar er zuerst und allein, mit dem Gedanken sich beschäftigen, wie er auf einem Fahrzeuge Herr der Wogen werden und dem Meere seine Beute abgewinnen könne. Schon bei dem Spiele der Kinder, worunter wir freilich nicht die langweilige künstliche Abrichtung im »Kindergarten«, sondern die naturwüchsige Aeußerung des Beschäftigungstriebes der Kleinen verstehen, macht sich der geschlechtliche Unterschied auffallend bemerkbar. Wiese und Feld oder die offene Straße ist der Spielplatz, den sich der Knabe sucht wie sehnsüchtig schaut der kleine Wildfang wie aus einem Kerker durch's Zimmerfenster hinaus ins Freie, wenn er vom Räuber- oder Soldatenspiele draußen abgehalten wird. Dem Mädchen geht nichts über sein Spiel mit Puppen im Hause; ihm in seiner stillen, sinnigen und lieblichen Art ist ein solches Vorspiel der mütterlichen Sorge angeboren und es träumt sich gern in die Häuslichkeit.[1])

Auch hier bestätigt die unvernünftige Thierwelt in beredter Weise, was die Natur vom vernünftigen Menschen will. Bei jenen Thierarten, deren Männchen in besonders auffallender Weise von ihren Weibchen durch die äußere Erscheinung unterschieden sind, zweckt dieser Unterschied geradezu auf die Erhaltung der betreffenden Arten ab. Die Auer- und Birkhähne z. B.

---

[1]) Vgl. »Wer soll unsere Mädchen erziehen und unterrichten?« Mit einem Vorwort von A. K. Ohler. Mainz 1885. 19.

sind nicht blos auffallend größer als die Hennen, sondern prangen auch in schimmernd dunkelschwarzem Gefieder, während die Weibchen unscheinbar waldbodenartig gefärbt und gezeichnet sind. Der Unerfahrene kann die verschiedenen Geschlechter dieser Vögel für verschiedene Arten ansehen. »Der Zweck dieser auffallenden Erscheinung (oder die Absicht des Schöpfers bei so verschiedener Ausstattung) bietet sich demjenigen, der mit der Lebensweise der Vögel auch nur ganz oberflächlich vertraut ist, fast von selbst. Die Hennen sind es nämlich allein, welche wochenlang, theils während des Brütens, theils während des Umherführens ihrer Jungen auf dem Boden des Waldes verweilen müssen; nur sie und die Jungen, nicht aber die aufbäumenden scheuen Hähne bedürfen eines farbigen Schutzes, nämlich einer Waldbodenfarbe.«[1]) Wenn die Natur in dieser Weise den unvernünftigen Thieren je nach ihrem Geschlecht Beschäftigung und Aufenthaltsort unverkennbar zuweist, wird der vernünftige Mensch in den deutlichen Unterschieden zwischen Mann und Weib die diesbezüglichen Fingerzeige der Natur verkennen dürfen?

17. Der Gegensatz des Anmuthigen zum Erhabenen wurde bereits angedeutet. In der von Natur aus anmuthsvollen Frau ist dieser Gegensatz dem ehrfurchtgebietenden Manne gegenüber verkörpert. Alle einzelnen eigenthümlichen Gaben, womit die Frau von der Natur ausgestattet ist, stellen zusammen das Bild der Anmuth dar. Dies gilt zunächst von der körperlichen Erscheinung. Die zarte, kleinere Körpergestalt mit der feinen Haut und entsprechenden Färbung; die weichen, runden Formen der Glieder, die dazu passenden milden Gesichtszüge; das feuchte, gleichsam schwimmende glänzende Auge, das vielmehr zu bezaubern als zu durchbohren versteht die feine, einschmeichelnde Stimme, welche bei strengen Befehlen eher lächerlich als furchtbar erscheint, während sie in der gewöhnlichen Rede nicht selten eine fesselnde Wirkung auf den Mann ausübt; der Schmuck des langen, weichen Haars; der hohe Grad von Geschmeidigkeit und Elasticität in den Bewegungen; die ausgesprochene Neigung zu fröhlicher Heiterkeit, die sich so leicht auf dem lächelnden Antlitz offenbart: das alles begegnet uns in der idealen Frauengestalt.

Der Araber weiß seiner Frau kein größeres Lob zu spenden, als wenn er sie eine Gazelle heißt. Im ganzen Orient gilt die Gazelle wegen ihres sanften Blickes und wegen ihrer graziösen Bewegungen und Formen für das Symbol der weiblichen Schönheit (vgl. Sprüche Salomos 5, 19).

Oft in überschwänglicher Weise haben die Dichter diese sinnfällige Anmuth zu allen Zeiten gepriesen. Die heil. Schrift selbst zeichnet solche Frauenbilder. Die Maler und Bildner haben diese Frauenschönheit leider nur zu oft in naturalistischer Absicht so dargestellt, als ob mit diesen leib-

[1]) Altum, Der Vogel und sein Leben. 5. Aufl. Münster 1875. S. 36.

lichen Gaben die Vorzüge der Frau erschöpft wären. Die bekannte Sixtinische Madonna von Raphael wird vielfach mit Recht als das edelste natürliche Frauenideal im Bilde gepriesen. Wie immer die Kunstrichter über dieses Meisterwerk des genialen Malerfürsten urtheilen mögen, als idealen Ausdruck der übernatürlichen Muttergotteserscheinung in der Geschichte der göttlichen Offenbarung oder als ein Andachtsbild im strengen Sinne wird man dieses Gemälde schwerlich ansehen können. »Das religiöse Moment ist auf ein überaus geringes Maß herabgesetzt;«[1]) das rein natürliche dagegen steht so im Vordergrunde, daß diese Madonna einfach das irdische Weib in seiner natürlichen Vollendung bildlich darstellt.

Mit innerer Nothwendigkeit pflegen die Künstler dergleichen ideale Frauengestalten nicht allein, sondern mit einem Gegenstande der opferfreudigen Frauenliebe vorzuführen. Der dem Weibe eigne Hang, die eigne Innerlichkeit hervortreten zu lassen, findet hierin seinen Ausdruck. Daher die bis zum Ueberdruß immer sich wiederholenden Genrebilder mit der Unterschrift: »Mutterliebe« oder »Mutterglück«. Es liegt in der That so sehr im Wesen der Frau, sich mit sorgsamer Liebe an etwas anzuklammern, daß die Frau allein wie etwas Unvollständiges erscheint.

Der zarten, anmuthigen äußeren Erscheinung, von der die gesunde Vernunft in Uebereinstimmung mit der hl. Schrift[2]) sagt: »Trügerisch ist die Anmuth und eitel die Schönheit«, entspricht eine eigenthümliche geistige Anmuth der Frau. Eine gewisse Schüchternheit ist dem Mädchen von Natur aus eigen, die gehegt und gepflegt zu herzgewinnender Demuth und sittlicher Zartheit sich entwickelt. Die Bereitwilligkeit überall dienstfertig und helfend beizuspringen ist die Folge der Demuth, sowie der natürlichen Anlage zu liebendem Mitleid. Das züchtige Erröthen, ein mächtiger Abscheu vor allem sittlich Gemeinen und gegebenen Falls eine große Festigkeit gegen unzarte Zumuthungen geht aus der sittlichen Zartheit hervor. Die natürliche Anpassungsfähigkeit und Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten ruft gehörig und vernünftig entwickelt ein gewisses freundliches Zuvorkommen und eine emsige Geschäftigkeit hervor, die nie müssig gehen kann. In der weiblichen Beweglichkeit findet diese anziehende Emsigkeit ein passendes Werkzeug. Der Weichheit der Körperformen entspricht eine gewisse natürliche Herzensweichheit. Sowie dieselbe sich in einer fehlerhaften Nachgiebigkeit und Unentschiedenheit äußern kann, so erzeugt sie naturgemäß eine tugendhafte Scheu vor aller Strenge und Härte, eine große barmherzige Güte und Milde, so daß die Frau als geborener Anwalt aller mit Recht oder Unrecht Ver-

[1]) Jungmann, Aesthetik 407.
[2]) Sprüche Salom. 31, 30.

folgten und Bestraften angesehen wird. »Das Gesetz der Milde ist auf ihrer Zunge.« [1]) Selbst klein und schwach fühlt sich die Frau allem Schwachen gleichsam verwandt und sucht es mit liebender Sorgfalt zu sagen und zu pflegen. Die angeborene Gesprächigkeit kommt ihr hierbei trefflich zu Statten. Beschwichtigendes, freundliches, unermüdliches Zureden, liebevolle Blicke, Geschicklichkeit in den kleinen Dienstleistungen, die von dem Hilflosen so angenehm empfunden werden, endlich die schon besprochene Anlage zur Geduld lassen die Frau wie geboren erscheinen zur Erziehung der Kinder in den ersten Jahren und zur Pflege der Kranken oder verallgemeinert zur Bewahrung und Pflege anvertrauter Güter jeder Art.

18. Alles Große, Mächtige und Kräftige ist von Natur aus veranlagt und geneigt erobernd aufzutreten, fortzuschreiten und sich nach außen hin zu bewegen. Das Anmuthige kennt diese Neignng nicht. Eine gewisse Innerlichkeit, das Verlangen, selbst ruhig und ungestört zu bleiben und andere ungestört zu lassen, liegt vielmehr in seinem Wesen. Alle Hast, jede gewaltige Aufregung ist mit der Anmuth unvereinbar.

Eine blumige Wiese in der Nähe eines friedlichen, schön gelegenen Dorfes an einem heitern Frühlings- oder Sommertage kommt uns wie eine Einladung zur Ruhe vor. Der Wunsch, immer an solch' anmuthiger Friedensstätte weilen zu können, beschleicht gern manches Herz wenigstens vorübergehend. Zuweilen artet das übermäßige Verlangen nach einem solchen idyllischen Ruheorte in krankhafte Sentimentalität aus und ganze Dichterschulen haben die Schwärmerei für derartigen Naturgenuß bis zur Ekelhaftigkeit getrieben. Nichts stößt den thatdurstigen Mann mehr ab als derartige süßliche Gefühlsduselei; auch dem gesunden Sinne des Weibes ist sie zuwider, aber allgemein betrachtet man dieselbe als eine Ausartung weiblicher Gemüthsart und nennt sie weibisch.

Mit dieser Erfahrungsthatsache glauben wir besser als durch abstracte psychologische Untersuchungen darzuthun, daß im Wesen der Anmuth also ganz besonders des Weibes das Verlangen nach Innerlichkeit, nach Seßhaftigkeit, nach stiller Thätigkeit an einer bestimmten Heimstätte gelegen ist. Alles, was wir über die körperliche Beschaffenheit wie über die geistigen Anlagen der Frau als Thatsachen anführen mußten, drängt dazu hin. Wie es dem Manne angeboren ist, gleichsam aus sich herauszugehen, außer dem Hause thätig zu sein, oder doch mit seiner Arbeit über den Kreis des Hauses hinauszureichen, so ist die Frau geneigt in's eigene Innere sich zurückzuziehen, innerhalb des Hauses ihre Thätigkeit zu entfalten und sich darauf zu beschränken. Das Haus ist die Welt der Frau; diesen Aus-

[1]) Sprüche Salom. 31, 26,

spruch haben nicht die angeblichen »Fanatiker des Hauses« erfunden und der Menschheit eingeredet, sondern diese Wahrheit macht die Natur mit unbeugsamer Strenge geltend. »Die Häuslichkeit ist das angeborene Reich der Frauen. Was die Natur gebot, soll der Mensch nicht ändern. Das Weib ist der Hast der Familie und damit ist ihm die große Aufgabe gestellt, der Zukunft das neue Volk zu erziehen; hiermit hat es seine Theilnahme an dem öffentlichen Leben zu erfüllen. Das Weib sei Weib, der Mann sei Mann und das übrige wird uns von selbst zufallen«. An diesen schönen Worten Weinhold's [1]) wird die widernatürliche und unwissenschaftliche Tagesmeinung der Revolution vergeblich rütteln. Auch hier bewahrheitet sich das Dichterwort des alten Ovid: »Treib immerhin die Natur hinaus mit gewaltigem Knüttel, allzeit findet den Weg sie dennoch zurück.« Nicht Vorurtheil, sondern Aeußerung des natürlichen gesunden Menschenverstandes ist es, wenn allgemein der Mann als »unmännlich« verachtet wird, der freiwillig in der Besorgung des Hauswesens seine Freude und seinen Beruf sucht und die Theilnahme am öffentlichen Leben verschmäht. Ebenso gilt mit Recht eine Frau, die von der Nothwendigkeit gezwungen aus den Schranken der Häuslichkeit heraustritt und thätig in das öffentliche Leben eingreift, als Ausnahme von der Regel. [2])

19. Mit den vorausgehenden Erörterungen sind wir hier zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Als zusammenfassendes Resultat können wir folgende Worte eines Schriftstellers [3]) anführen, der einzig und allein auf naturalistischem Standpunkte seine Betrachtung über die Frauenfrage angestellt hat. »Weit entfernt davon, mich den Ansichten von Proudhon, Schopenhauer

---

[1]) Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Wien 1851. 472.

[2]) Max Nordau hat den gewagten Versuch gemacht, die Völker-Individualitäten der Germanen und Romanen mit den Geschlechtsunterschieden zwischen Mann und Weib in eine psychologische Parallele zu stellen. Die Schilderung dieser Gegensätze deckt sich vollkommen mit unserer obigen Darlegung. »In der Völkerfamilie,« sagt er, »stellen die Romanen das weibliche, die Germanen das männliche Element dar. Weiblich ist am Romanen die Raschheit, aber auch die Flüchtigkeit seiner Auffassung; seine nervöse Eindrucksfähigkeit, seine Leidenschaftlichkeit in Liebe und Haß; die Anmuth und Geschmeidigkeit seiner Lebensformen, seine Freude an heiterem, geselligen, zwecklosen Geplauder, sein Geschmack an den kleinen, äußerlichen Schönheiten. Der Germane dagegen ist männlich in seiner Starrheit und Schwerfälligkeit, in seiner tieferen Erfassung des Lebens, in seinem regen Pflichtbewußtsein, in der schweren Wandelbarkeit seiner Gefühle und Ueberzeugungen, in seinem geringen Sinn für äußerliche Zierlichkeit u. s. w.« Es mag solche Völkercharakteristik vielleicht mehr geistreich als wahr sein. Riehl a. a. O. S. 74 schreibt den Slaven Frauentemperament zu. Der diesem Vergleiche zu Grunde liegende Gegensatz zwischen den Geschlechtern ist aber unbedingt richtig.

[3]) Max Wolf, »Die psychische und sittliche Entartung des modernen Weibes.« 1892 S. 74.

und Hartmann über die geistige Inferiorität der Frauen anzuschließen, muß ich doch darauf aufmerksam machen, daß die Vertreter der Frauenrechte in ihrem edlen Eifer den einen hochwichtigen Umstand außer Augen lassen oder wenigstens unterschätzen, daß nämlich gewisse durchgreifende natürliche Unterschiede in der geistigen und moralischen Bildung beider Geschlechter bestehen, welche Hand in Hand gehen mit der physischen Organisation. Man vergleiche das männliche und weibliche Skelett, man studiere Mann und Weib im physiologischen und pathologischen Zustande, man beobachte ihre respectiven Bestrebungen, Beschäftigungen, Vergnügungen, ihre Neigungen, man vergegenwärtige sich, welche Rolle jedes Geschlecht in der Geschichte gespielt hat — und man wird schwerlich der paradoxen Behauptung beizutreten vermögen, daß es keinen Geschlechtsunterschied des Geistes[1]) gibt und daß die geistige Verschiedenheit der Geschlechter allein eine Folge der Erziehung sein soll. Ein Weib mit männlichem Sinne, mit männlichen Neigungen ist ebenso ein anomales Geschöpf, wie eine Frau mit männlicher Brust, mit männlichem Becken, mit männlicher Muskulatur oder mit einem Barte. Die Natur hat beide Geschlechter gewissermaßen für ihre Leistungen auf eine Arbeitstheilung angewiesen. Eine Gleichstellung der beiden Geschlechter darf daher aus intellectuellen und aus physischen Gründen nicht angestrebt werden, denn alle Unterschiede müssen bleiben, die in der physischen Bestimmung beider Geschlechter gegeben sind. Eine volle Emancipation würde zur Auflösnng der Familie und zur öffentlichen Erziehung der Kinder führen, einem Zustande, wie es nur auf den niedrigsten Stufen der menschlichen Cultur getroffen werden kann.«

Die unbestreitbare natürliche Verschiedenheit der Geschlechter ist aber nur Mittel zum Zweck, und es tritt sofort die Frage an uns heran: welcher Zweck hiermit erreicht werden soll. Die Vereinigung und gegenseitige Beeinflußung der Geschlechter, und damit die Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts, lautet die Antwort. Die Eigenthümlichkeiten des Mannes üben auf das Weib einen mächtigen Reiz, so wie der Mann von den natürlichen Gaben des Weibes heftig angezogen wird. Ehe wir die Art der beabsichtigten Vereinigung eingehend besprechen, haben wir im Allgemeinen den Einfluß zu erwägen, den die beiden Geschlechter gegenseitig auf einander auszuüben berufen sind.

20. Die oben angedeutete Ausstattung des Mannes sowohl wie des Weibes ist jede in ihrer Art einseitig. Die Vorzüge des Mannes können bei schrankenloser Entwicklung zu Nachtheilen werden; das Weib aber braucht

[1]) Wir verstehen hierunter wie oben S. 19 eine gewisse Verschiedenheit des seelischen Lebens.

ebenso wie der Mann, ja vielleicht noch mehr eine Richtschnur zur Entfaltung seiner natürlichen Gaben. So sehr daher die Natur die geschlechtlichen, das ganze Leben durchdringenden Unterschiede aufrecht erhalten wissen will, so sehr ist sie anderseits darauf bedacht, eine gewisse Grenze aufzustellen, über die hinaus die Verschiedenheit von Mann und Weib sich nicht entwickeln soll. Diese Grenze findet der Mann im Weibe und das Weib im Manne, d. h. eine einseitige und nachtheilige Entwicklung des männlichen Charakters soll durch den Einfluß der Frau verhütet werden; gegen ein übermäßiges Hervortreten der Weiblichkeit soll dagegen die Frau im Manne ein Schutzmittel finden. Was dem Manne von Natur aus fehlt, soll ihm das Weib bieten, während den eigenthümlichen Mängeln des Weibes der Mann Abhilfe zu schaffen berufen ist. Die Aeußerlichkeit des Mannes soll sich harmonisch verbinden mit der Innerlichkeit des Weibes. Die weibliche Anmuth zügelt die männliche Thatkraft und verleiht ihr Annehmlichkeit; durch die Stärke des Mannes wird die reizende Zartheit des Weibes vor Ausartung in schwächliche Ohnmacht bewahrt.

Im Gefühle seiner Macht und Kraft und im Drange, dieselben zu äußern, läuft der Mann Gefahr unbotmäßig, rauh, gefühllos und jeder Innerlichkeit bar zu werden. Sein eigenthümliches selbständiges Auftreten würde ungezügelt den Zusammenhang der Menschen erschweren, kurz, die Kraft des Mannes würde, der menschlichen Würde beraubt, in thierische Rohheit ausarten. Sein Hang und Drang zum Erwerben und Schaffen ließe ihm keine Zeit, das einmal Erworbene und Geschaffene zu bewahren und zu entwickeln. Alexander der Große mit seiner Sucht nach der Weltherrschaft stellt uns recht eigentlich die entfesselte Kraft des Mannes vor Augen.

21. Da tritt dem ruhelosen Streben des Mannes das Weib entgegen. Nicht blos hegt und pflegt die Frau den Erwerb des Mannes; sie hemmt durch ihren Einfluß auf das Herz des Mannes auch seine Schritte und macht ihm das Verweilen in stiller Häuslichkeit lieb und angenehm. Ohne den Einfluß des Weibes bliebe der Mann hauslos und damit auch ungesittet. »Es hat schon Völker gegeben, welche mit einer elementaren Gewalt in die Geschichte eingegriffen, gewaltige Schlachten gewonnen, Reiche gestürzt und vernichtet haben; aber Dauerndes zu leisten haben sie erst vermocht, wo die wilden Reiter und Jäger aus Wald und Wüste sich einen Herd gebaut oder an einem eroberten sich heimisch gemacht haben. Wo immer ein Volk, wie die asiatischen Nomaden oder die Indianer Amerikas, nicht die Kraft hatte mit der Scholle zu verwachsen, der Familie ein Haus zu bauen, ist es geschichtslos geblieben. Mit dem Hause erst beginnt die allgemeine Gesittung, mit der Häuslichkeit die Civilisation.«[1]) Der Einfluß der Frau

[1]) Wolf, a. a. O. 101.

aber auf den Mann ist es, dem wir das Haus verdanken. Wo immer das Weib unfähig ist diesen Einfluß zu üben, sei es durch tyrannische Uebermacht des Mannes, sei es durch eigene Ausartung, bleiben die Völker Nomadenhorden oder sie eilen dem sittlichen und physischen Untergange entgegen. Wie das Feuer auf dem Herde der Hut des Weibes anvertraut ist, so ist es auch das Weib, das die ungestüme Glut im Herzen des Mannes hindert, sich »ihrer Fessel zu entraffen«.

22. Eine übertriebene Hervorkehrung der weiblichen Eigenthümlichkeiten nnd eine einseitige Entwicklung derselben führt zu jener »Ueberweiblichkeit«, in der man einen Charakterzug unserer Zeit und eine Quelle ihrer Uebel sieht.[1]) Die charakteristische Zartheit und Anmuth des Weibes artet in Schwäche und Haltlosigkeit aus, wenn die Sonderung vom Manne widernatürlich übertrieben wird. Bereits oben wurde bemerkt, daß der Frau von Natur aus eine gewisse Unselbständigkeit eigen ist. Sich selbst feste Grundsätze des Handelns zu bilden, gelingt ihr nicht leicht; das Herz läuft ihr gern mit dem Verstande davon. Sie hat vielmehr die angeborene Neigung, die eigene Schwäche durch Anlehnung an fremde Stärke zu stützen. Wie es im Wesen der Anmuth liegt anzuziehen, so auch folgerichtig sich anzuschmiegen. Dank dieser Naturanlage zeigen sich beim Weibe in schroffem Gegensatz die beiden Extreme der heldenmüthigsten Treue und der wankelmüthigsten Unzuverlässigkeit, je nachdem die nothwendige Stütze da ist, oder fehlt.

Hat die Frau einmal eine solche Anlehnung gefunden, dann beschämt sie nicht selten den Mann an Opfermuth und Treue. Welche Wunder unerschütterlicher Kraft haben nicht Frauen vollbracht, die mit gläubigem religiösen Sinn sich an Gott angeklammert hatten? Die makkabäische Mutter sieht ihre sieben Söhne in den Tod für den Glauben der Väter gehen. Anstatt sie zurückzuhalten, spornt sie den jüngsten mit ermunternder Rede zum kühnen Ausharren an. Die so überaus starke natürliche Mutterliebe, welche das Leben des Kindes in der Gefahr dem eigenen vorzieht, überwindet sie, weil ihr Herz in religiöser Treue an Gott gefesselt ist. Was vollbringt nicht die Frau für den Mann, dem sie Hand und Herz einmal geschenkt hat!

Allein wenn die Frau sich auf sich allein stellen will, dann tritt ihre ganze Schwäche und Haltlosigkeit zu Tage. Der Erfahrung entsprechen die Warnungen, welche in dieser Beziehung in der altdeutschen Dichtung Havamal niedergelegt sind:[2])

---

[1]) Vergl. Riehl, Die Familie, 42 fg.

[2]) Aus der »Edda« aus dem Altnordischen übersetzt von Wolzogen. 199.

Trau nicht des Mädchens traulichem Wort!
Trau nicht des Weibes traulichem Wort!
Ihr Herz ward geschaffen auf schwingendem Rad;
Wankelmuths Wohnung ist weibliche Brust.

So liebt eine Frau mit falschem Sinn,
Wie ein zweijährig Roß ungezähmt und scheu
Und ungeschärft auf dem Eise rennt,
Wie ein Kahn ohne Steuer im Sturme schwankt,
Wie im Regen ein lahmer Rennthierjäger
Glitschend gleitet vom glatten Gestein.

Klammert sich die Frau an die Tugend an und widmet sie dieser ernstlich ihr Leben, so hat der Mann Mühe, mit ihr auf der Tugendbahn gleichen Schritt zu halten; wirft sie sich aber dem Laster in die Hände, so läßt sie sich auch von diesem viel leichter in einen Abgrund von teuflischer Bosheit und Schamlosigkeit fortreißen, in den der Mann selten versinkt.[1] »Das Gemüth des Weibes ist sanft und friedlich, doch gleicht es jenen sagenhaften Seen, die in tiefer Ruhe liegen, über die aber ein furchtbares Wetter aufzieht, wenn der kleinste Stein in ihren Spiegel schlägt. Die Gewalt der Leidenschaft ergreift das Frauenherz weit stürmischer als den Mannessinn, denn mit aller Sammlung auf einen Ort stürzt es die Glut der Empfindung ohne Rücksicht und Rückhalt, zügel- und fesselos, über Feld und Kluft dem Ziele zu. Milde, Erbarmen, Zucht und Scham brechen vor solcher Gewalt nieder; Befriedigung der Leidenschaft ist der einzige Halt und nach diesem fällt das Weib zusammen. Liebe, Eifersucht, Rache bilden eine enge Kette, und manches Weib hat sich von der Liebe zu dem bösen Geist der Rache verirrt, der es verschlang.«[2] Diese Uebergänge aber von einem Extrem ins andere erfolgen bei der Frau viel schneller als beim Mann. Solchem Wankelmuth der Frau stellt sich die Festigkeit des Mannes wie ein Wall entgegen; indem die Frau zum Manne aufblickt oder an ihn sich anlehnt, wird ihrer Anmuth die fehlende Stärke zu Theil.

Nicht minder entartet die Frau in körperlicher und geistiger Beziehung zu ohnmächtiger Schwäche, wenn ihre eigenthümlichen Reize zarter Anmuth einseitig entwickelt werden. Die Versuchung aber zu solcher übermäßigen Entfaltung der Weiblichkeit liegt im Weibe selbst. Wie der Mann zur rücksichtslosen Entfaltung und Vermehrung seiner Kraft sich gedrängt fühlt, so strebt die Frau, ihre Anmuth zu bewahren oder zu erhöhen. Der sinnliche Trieb zu gefallen, macht sich gern auf Kosten der gesunden Vernunft geltend und unterdrückt die körperliche wie die geistige Entwicklung. Weil das

[1] Vergl. Al. Schaumburg, Das Paradies der Frauen. 1893. 32.
[2] Weinhold, a. a. O. 480.

Sprichwort ſagt: »Was klein iſt, iſt herzig,« ſucht das Weib »herziger« und anmuthiger zu werden, indem es die Zartheit ſeiner Erſcheinung vermehrt. Die Chineſinnen ſündigen auf dieſe Weiſe gegen die Natur, indem ſie ihre Füße gewaltſam am Wachsthum hindern. Einem ſolchen Chineſenthum unterwirft indes allzuhäufig die Frau gern nicht bloß ihre Füße, ſondern den ganzen Leib ſammt der Seele, wenn ſie nur ihre »Schönheit« erhöhen kann. Wir können hier leider auf die Erfahrung und die uns umgebende ſogenannte »feine« Damenwelt der europäiſchen Geſellſchaft hinweiſen. »Eine ſchmächtig in der Stubenluft aufgeſchoſſene Geſtalt mit blendend weißer Geſichtsfarbe gilt uns ſchon als der Typus echter moderner Frauenart. Die weichen, rundlichen, unterſchiedsloſen Formen in Geſtalt und Zügen nehmen bei unſern Frauen ſo bedenklich überhand, daß wir faſt den Sinn für perſönlich charakteriſtiſche weibliche Schönheit verlieren. Hände, ſo fein und niedlich, daß man ihnen anſieht, es ſei niemals mit ihnen gearbeitet worden; Füße, ſo klein und nach dem Reifen hinauf widernatürlich zuſammengedrückt, daß ein vollkommener Körper gar nicht ordentlich darauf ſtehen geſchweige gehen kann, gelten für beſondere weibliche Schönheiten.« Nicht ein »fanatiſcher mönchiſcher Moralprediger«, ſondern der gefeierte proteſtantiſche Culturhiſtoriker Riehl[1]) hält unſerer Zeit dieſen Spiegel vor. In der That wenden ſo viele »feine« Damen künſtliche Mittel an, um ja nicht durch kräftigen Körperwuchs und geſunde rothe Geſichtsfarbe den Bauernmädchen zu gleichen. Als bleichſüchtige, ſchmächtige, geſchnürte Zierpuppen meinen ſie das Ideal der anmuthigen Frau eher darzuſtellen.

Ebenſo artet die angeborne ſittliche Zartheit, Züchtigkeit und Beſcheidenheit des Weibes in unnatürliche Zimpferlichkeit, Ziererei und Putzſucht aus, ſobald ſie übermäßig entwickelt wird. Die naturgemäße Selbſtbeſchränkung der Frau auf die kleinen Angelegenheiten des Hauſes geht in eine abſtoßende Kleinigkeitskrämerei über, bei der jedes vernünftige Maß vermißt wird.[2])

Auch hier iſt als vernunftgemäße Grenze zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig der Mann vom Schöpfer dem Weibe gegenübergeſtellt worden. Mit der Hochſchätzung des Mannes erwirbt ſich die Frau auch den Sinn für Selbſtändigkeit, Kraft und Großartigkeit. Ihre Anmuth wird davor bewahrt, zu lächerlicher Kleinheit herabzuſinken. So ſoll ſich die Schroffheit des Mannes mildern, ohne daß ſeine Kraft vermindert würde; ſo ſoll die Anmuth des Weibes kräftige Selbſtändigkeit erhalten, ohne von ihrer Anziehungskraft etwas einzubüßen. Beides wollte der Schöpfer erreichen, indem er Mann und Weib mit beſonderen und unterſchiedenen Gaben ausſtattete, wodurch beide zuſammengeführt und ſo gegenſeitig beeinflußt werden ſollen.

[1]) A. a. O. 42.

[2]) Vgl. Fénelon, De l'éducation des filles chap. 11.

23. Noch eins, und zwar nicht das geringste Zeugniß der Natur über die scharfe Trennung der Geschlechter in ihren Anlagen und Neigungen haben wir zu vernehmen. Die Sprache und die Kunst aller Völker pflegt nämlich die Tugenden und bestimmte abstracte Allgemeinbegriffe nur durch Frauen zu personificiren. Warum hält es nun Jedermann für selbstverständlich z. B. für die Gerechtigkeit, die Liebe, die Jugend, das Alter, den Frühling und ähnliche Zustände, falls sie durch eine allegorische Menschengestalt dargestellt werden sollen, regelmäßig eine Frauengestalt zu wählen? Sogar specifisch männliche Eigenschaften z. B. die Tapferkeit (die virtus der Römer) gelangen in dieser Weise zur künstlerischen Darstellung.

Je ursprünglicher die Sprachen sind, desto genauer sind die Wörter für solche abstracte Begriffe ausschließlich durch das weibliche Geschlecht ausgedrückt. Auch wenn im Deutschen einzelne solcher Worte den männlichen Artikel haben z. B. der Friede, wählt der Maler und Bildhauer die Frauengestalt zur Darstellung. Sollte dies zufällig sein? Keineswegs. Worin aber liegt der Grund? Man hat die Frauen von Natur aus als tugendhafter bezeichnet und darin den Grund finden wollen. Diese Behauptung entbehrt indeß des Beweises. Ebenso unrichtig ist es, den Tugenden an sich weiblichen Charakter zuzuschreiben. Der wahre Grund liegt vielmehr in der Geschlechtsverschiedenheit, welche der psychologische Scharfblick der allgemeinen Ueberzeugung auf diese Weise bezeugt. Weil der Mann das personificirte thätige Princip ist, darum kann man sich ihn kaum anders als concrete und historische Persönlichkeit vorstellen. Eine tugendhafte Handlung kann ich infolgedessen wohl treffend durch einen bestimmten Mann vorstellen. Der hl. Vincenz von Paul, arme Kinder belehrend, ist der Ausdruck der barmherzigen Liebe; es fällt aber kaum Jemanden ein, einen allegorischen Mann zu malen und zu meißeln. Jeder auch gebildete Beschauer würde auf der Stelle fragen: Wer ist der? Die Frau dagegen als das empfangende und bewahrende Princip ist zur Darstellung des Abstracten wie geschaffen. Daher wird in den Sprachen das sogenannte sächliche Geschlecht wohl auf bestimmte Frauen, aber nie auf Männer angewandt. Die bloß abstracte Vorstellung der Tugend als Zustand, nicht aber als Handlung wählt sich daher naturgemäß die Frau als Sinnbild.[1])

Wo immer aber der Mann als allegorisches Bild erscheint, wird regelmäßig dadurch ein Gegenstand bezeichnet, der scheinbar wenigstens Thätigkeit und Handlung offenbart. Vom Nilfluß, vom Rheinstrom, von den Winden haben wir Bilder in Männergestalt. Städte und Länder, die ihrem Begriffe nach Ruhe und Stetigkeit einschließen, werden ausschließlich durch Frauenbilder dargestellt.

[1]) Vergl. P. A. M. Weiß, O. Pr. Apologie. 2. Aufl. I, 610. »Die weibliche Stimmung der christlichen Tugend.«

24. Es erübrigt uns zu sehen, in welcher Weise die Zusammenführung und Vereinigung von Mann und Weib vor sich gehen soll.

Die nächste und innigste Vereinigung, welche die Natur zwischen Mann und Weib herbeiführen will, ist offenbar die Ehe. Auf diese Verbindung zielen alle bisher besprochenen Unterschiede wie Anknüpfungspunkte zwischen den beiden Geschlechtern an erster Stelle ab. »Die Natur des Mannes und des Weibes«, sagt Aristoteles, [1]) »ist nach göttlicher Bestimmung zur Gemeinschaft des Lebens vorgesehen. Denn beider Wesen ist dadurch geschieden, daß ihre Kraft nicht zu denselben Dingen nütze ist, sondern zum Theil für das Entgegengesetzte, jedoch inwiefern es zu demselben Ziele hinstrebt. Denn der Mann ist stärker, das Weib schwächer gebildet, damit diese durch Furcht behutsamer, jener durch Muth wehrhafter, der eine das Aeußere erwerbe, die andere die Dinge im Hause erhalte; die eine zu den häuslichen Geschäften emsig, aber zu dem Leben draußen zu schwach, der andere zur Ruhe wenig geeignet, aber zur Bewegung gesund sei. Die Mutter pflegt, der Vater erzieht die Kinder. So sind die Eheleute einander genug und jeder setzt das Eigene zum Gemeinsamen. Ihre Vereinigung geschieht nicht blos, damit sie leben können, sondern damit sie durch einander vollkommen leben.«

Durch die Ehe wird einzig und allein die Erhaltung und Fortpflanzung des Menschengeschlechtes erreicht; aus ihr nehmen alle anderen Beziehungen sowohl zwischen Mann und Weib allein, als zwischen den Menschen untereinander ihren Ausgang; von der Art der Ehe hängt die jeweilige Culturentwicklung vor allem anderen ab. Wie beschaffen aber die eheliche Verbindung sein soll, hängt wiederum nicht von der Willkür des Menschen ab. Auch hier hat der Schöpfer schon durch die natürlichen Anlagen des Menschen deutliche Fingerzeige gegeben, ob der beabsichtigte Zweck durch Einzelehe oder Vielehe, sei es Vielweiberei oder Vielmännerei, ob durch zeitweilige oder lebenslängliche Verbindung zu erreichen ist.

Wir können zunächst an den gesunden Sinn der Leser appelliren, wenn wir behaupten, daß die gleichzeitige Verbindung einer Frau mit mehreren Männern unmittelbar den Zwecken der Natur widerstreitet. Die Gründe hiefür drängen sich ohne weiteres jedem Vernünftigen auf, so daß eine Aufführung derselben unnöthig erscheint. [2])

25. Nicht so ohne weiteres ist die Unnatürlichkeit der Vielweiberei vom blos natürlichen Standpunkt klar, zumal nach der Erfahrung der

---

[1]) Oekonom. I, 4, p. 1344. (ed. Berolin.)

[2]) Vgl. S. Thomas, S. theol. Suppl. qu. 65 a. 1—4. Uhrig, System des Eherechts. Dillingen 1854. S. 149 fg.

Geschichte die Erreichung der ehelichen Zwecke durch dieselbe bis zu einem gewissen Grade möglich ist. Allein es ist unschwer einzusehen, daß auch diese Art der Ehe den Absichten der Natur nicht entspricht. Nicht blos erhebt sich die fortgeschrittene Gesittung der Menschen im Allgemeinen dagegen und sagt die gesunde Vernunft Jedem zum mindesten, daß die Einzelehe einen höheren, menschenwürdigeren Grad der Bildung bedeutet, sondern auch in sich selbst betrachtet liegt die Unzukömmlichkeit der Vielweiberei klar zu Tage. Zunächst kommt die Frau dabei nicht zu ihrem Rechte. Der Mensch wird nicht gleich dem unvernünftigen Thiere einzig durch einen unwiderstehlichen Fortpflanzungstrieb zur Ehe gedrängt; andernfalls bestände die Ehe folgerecht streng genommen nur in der Befriedigung dieses Triebes oder vielmehr das Wesen der Ehe würde zerstört, weil eine momentane und physische Vereinigung keine wirkliche Zusammengehörigkeit darstellt. In der Ehe geht vielmehr eine auf freier Wahl beruhende Hingabe eines Mannes an eine Frau und umgekehrt vor sich, die sich auf Leib und Geist erstreckt. Nun aber kann unmöglich ein Mensch mit mehreren seinesgleichen sich derartig geistig verbinden, daß er jedem derselben voll und ganz zugethan ist. In vielweiberischer Verbindung muß aber der Mann sein Herz an mehrere Frauen gleichsam vertheilen, während er von jeder seiner Frauen gänzliche Hingabe an seine Person verlangt. Offenbar wird hiebei die einzelne Frau in ihrem Rechte verkürzt, das sie auf Grund der ganz gleichen Menschenwürde mit dem Manne besitzt. Sie hat ein Recht von dem Manne ebenso geachtet und geliebt zu werden, wie sie sich an den Mann in Achtung und Liebe hingegeben hat. In der Vielweiberei wird die Frau mehr oder minder nur als Werkzeug sinnlicher Lust betrachtet und so ihre Menschenwürde erniedrigt.[1]) »Die Ehe« sagt in diesem Sinne Trendelenburg (Naturrecht 234),« ist wesentlich Monogamie, weil sich die ganze Persönlichkeit, welche eben darum Beziehungen gleicher Art ausschließt, hineinlegen soll. In der Polygamie stehen Mann und Frau nicht in Treue und Vertrauen zu einander, das Weib ist Sclavin und wird Buhlerin. Es herrscht Eifersucht unter den Weibern und Zwietracht und Feindschaft unter den Halbgeschwistern, den Kindern der verschiedenen Frauen. Die Monogamie ist daher in der Geschichte der werdenden Völker ein Sieg des schaffenden Geistes über die einzelne und darum zerstörende Begierde und es offenbart sich darin die menschliche Besonnenheit, welche im Gegensatz gegen die stürmische Naturgewalt das dauernde Gesetz des Lebens sucht.« Die Monogamie beruht demnach auf der völlig gleichen Menschenwürde von Mann und Weib. Unrichtig hat man dagegen die Forderung der Einzelehe mit »der

[1]) Vgl. P. Albert M. Weiß, Apologie 2. Aufl. I. 428.

völligen Gleichheit beider Geschlechter in socialer Beziehung« begründen oder vielmehr die sociale Gleichberechtigung aus der Monogamie folgern wollen.[1]) Soweit diese sociale Gleichstellung zur Wahrung der Menschenwürde für die Frau nothwendig ist, wird sie durch das strafrechtliche Verbot der Polygamie genügend gewährleistet.

Die Erziehung der Kinder birgt eine weitere entschiedene Forderung der Einzelehe in sich. Nicht einmal für die körperliche Entwicklung der Kinder könnte bei der Polygamie allgemein die nöthige Elternsorge aufgewendet werden. Allein der Mensch braucht nicht minder Hilfe zu seiner geistigen Entwicklung; eben hierin besteht ja die Erziehung im eigentlichen Sinne. Die erziehliche Thätigkeit kann eine zweite geistige Zeugung genannt werden.[2]) Wie zum Eintritt des Kindes in's Dasein Mann und Weib in der leiblichen Zeugung zusammenwirken müssen, so muß die Autorität des Vaters und die milde Sorge der Mutter vereint den Geist des Kindes wecken und zur Reife bringen. So wenig aber der Mann in der Verbindung mit mehreren Frauen jeder einzelnen die gleiche Liebe zuwenden kann, ebenso wird auch seine Sorgfalt für die einzelnen Kinder je nach der Mutter verschieden sein. Jede der einzelnen Frauen wird für ihre Kinder die Hauptsorge des gemeinsamen Vaters in Anspruch zu nehmen suchen. Ein Blick auf die Geschichte der osmanischen Herrscherfamilien mit ihren Intriguen und Abscheulichkeiten genügt, um gegen die Quelle solcher Entartung mit Widerwillen erfüllt zu werden.

26. In der Kindererziehung liegt auch der erste natürliche Grund, warum nicht blos die Einzelehe überhaupt sondern auch die Lebenslänglichkeit, bezw. Unauflöslichkeit derselben als nothwendige Forderung anzusehen ist. Die Dauer der Ehe ist auch vom bloßen Standpunkte der Natur über die Willkür der Eheleute erhaben.

Wie lange nämlich dauert die Erziehung? Diese Frage kann schwerlich mit der Feststellung einer Altersgrenze der Kinder oder mit dem Satze: »Bis die Kinder selbständig in der Welt auftreten können«, beantwortet werden. Das väterliche Haus ist das Heim des Kindes so lange, als es nicht selbst ein neues Heim gefunden oder gegründet hat. Aber auch dann ist das von der Natur um Eltern und Kinder geschlungene Band nicht gelöst. Trotz aller Selbständigkeit bleibt das Kind in einer gewissen Abhängigkeit von den Eltern. Die Pietät der Kinder gegen die Eltern dauert als naturrechtliche Forderung weiter. Wie sollte diese

[1]) Machetes, Das Unrecht des Stärkeren in der Frauenfrage. 13.

[2]) Vortrefflich wird im »Staatslexicon« herausgeg. von Bruder II. 424 der Ehezweck definirt als »die leiblich-geistige Fortpflanzung der Menschheit durch Kinder-Erzeugung und -Erziehung«.

Forderung erfüllt werden, wenn Vater und Mutter sich trennen und beiderseitig neue Verbindungen eingehen?

Nur ein lebenslängliches Eheband liefert ferner die nöthige Bürgschaft, daß die Gatten mit dem nöthigen Ernste die wichtigste irdische Verbindung schließen und ihren Nachkommen die nöthige Sorge angedeihen lassen. Ja mit der Nothwendigkeit der Einzelehe ist streng genommen auch schon deren Unauflöslichkeit gegeben. Denn was ist die unbedingte Freiheit des Mannes wie der Frau, nach Belieben das eine Eheband mit einem andern zu vertauschen anders, als eine aufeinanderfolgende Vielweiberei oder Vielmännerei? Ja durch die Möglichkeit, das Eheband leicht zu lösen, wäre die »Pantagamie«, die Allehe, eingeführt, in der sich die verhängnißvollen Folgen beider unnatürlichen Verbindungen, der Polyandrie und Polygamie zur Vernichtung des Menschengeschlechtes vereinigen würden.[1]) Nur die bedauerlichste Gedankenlosigkeit oder die schamloseste Wollust kann die Herbeiführung eines solchen Zustandes oder der sogenannten freien Liebe fordern, die zügelloser Unsittlichkeit vollkommen gleichkommen würde. Kurz und richtig verliert Mrs. Duffey in ihrer gesunden Art über die »freie Liebe« nur das eine Wort: »Die praktischen Erfolge der ‚freien Liebe' können wir täglich in den Polizei- und Criminalberichten illustrirt sehen.«[2]) Wie allgemeine Findelhäuser, denn hierin bestände die von der Socialdemokratie geforderte Staatserziehung, die mütterliche Pflege und väterliche Sorge in der Familie ersetzen sollen, kann nur die abnorme Phantasie eines Nihilisten sich vorstellen. Wollte ein Privatmann mit einem andern aus Rücksicht auf die menschliche Unbeständigkeit einen Freundschaftsbund nur für eine bestimmte Zeit schließen, so würde er mit Recht ausgelacht werden. Im Wesen der Freundschaft ist eben der Wille zur Beständigkeit oder zur Aufrechthaltung der Verhältnisse, auf denen die Freundschaft sich aufbaut, gelegen. Um wie viel mehr verlangt die gesunde Vernunft für den innigsten Herzensbund, der auf Erden geschlossen wird, für die Ehe nämlich, als wesentliche Eigenschaft die Unauflöslichkeit. Wenn es viele sogenannte unglückliche Ehen gibt, so beweisen diese nur, daß die Eheleute vor ihrer Verbindung unüber-

[1]) Im J. 1858 sprach der Richter Text in Indiana gelegentlich einer Ehescheidung seine Meinung dahin aus, »daß die Vertheidiger der freien Liebe für ihre Pläne kein günstigeres Gesetz fordern könnten, als das Ehescheidungsgesetz von Indiana, und daß die Vielweiberei der Mormonen demselben noch vorzuziehen sei, denn diese verhielte wenigstens die Männer, für die Erhaltung und den Schutz ihrer Weiber zu sorgen.« Carlier, Du mariage aux états-Unics p. 172 bei C. Jannet, Les États unies contemporains. 4. Edition. Paris 1879. p. 249.

[2]) »Was die Frauen wissen sollten.« Deutsche Uebers. München 1892. S. 78. Mit obigem Lobe soll indes nicht alles in dem Buche der Frau Duffey als gesund bezeichnet sein.

legt handelten, oder in der Ehe ihre gegenseitigen Pflichten zu erfüllen verabsäumten. Es ist ein Frevel gegen die Natur, seine eigne persönliche Schuld auf die Naturgesetze abwälzen zu wollen.

27. Ist somit die lebenslängliche Einzelehe oder die Familie in ihrer Grundlegung die naturgemäße, nächste, innigste Verbindung zwischen Mann und Frau, so fragt es sich, in welcher Weise sie zu Stande kommen und welche Rolle die Frau in derselben spielen soll. Die Antwort ist im Obigen bereits der Hauptsache nach gegeben; wir haben hier nur Folgerungen zu ziehen.

Zunächst handelt es sich darum, von wem der Anstoß zur Eheschließung naturgemäß ausgehen soll. Man will es neuerdings als eine ungerechte Sitte ansehen, wonach nur der Mann mit dem Heiratsantrage an die Frau herantritt, während die Frau dasselbe sich in derselben Weise dem Manne gegenüber nicht erlauben darf. Die Frau soll ebenso »freien« dürfen wie der Mann; in den Heiratsanträgen mancher Zeitungen ist diese Forderung bereits praktisch geworden. Allein mit diesem Ansinnen verkennt und bekämpft man wieder die Natur. Thatsächlich freit das Weib, d. h. bewirbt es sich um den Mann wie der Mann um das Weib, aber in anderer Weise gerade so, wie es die verschiedene Natur mit sich bringt. Ihrer Anlage nach sucht die Frau dem Manne zu gefallen und so ihr Verlangen nach der Ehe zu äußern. Daß dies Verlangen durchschnittlich nicht als Ausnahme von der Regel sondern umgekehrt vorhanden ist, dürfen wir auf die Versicherung vernünftiger und achtungswürdiger Frauen glauben. »Es soll mir nur Keine einwenden,« so ruft eine solche den Streberinnen nach Gleichberechtigung zu,[1]) »sie denke nicht an das Heiraten. Bei jedem Mädchen ist es das Endziel ihrer Wünsche. Und Diejenigen, die sich dagegen auflehnen, haben gewiß eine Enttäuschung erlebt und haben schon an das Heiraten gedacht. Und daß die Frauen daran denken, ist recht; es ist der Beruf der meisten.« Ohne die Dazwischenkunft bestimmter mächtiger, beziehungsweise höherer Einflüsse auf das Frauenherz werden die eben angeführten Worte stets der Wahrheit entsprechen. In dem Wesen der heirathsfähigen Frau aber liegt es, daß sie diese Neigung in bescheidener Züchtigkeit hütet und gleichsam verbirgt, bis die Aufforderung von außen an sie herantritt, dieselbe offen zu erklären.

Sache des Mannes dagegen ist es, eben diese Aufforderung ergehen zu lassen. Ihm als dem Gründer der Familie und dem Träger der Autorität in derselben kommt es zu, auch den ersten einleitenden Schritt zur ehelichen Verbindung zu thun.

[1]) »Grazer Volksblatt«. 1891, Nr. 256, Beil. »Noch etwas über das Streben nach Gleichberechtigung der Frau.« Vgl. »Die wahre Emancipation der Frauen.« Eine schlichte Meinungsäußerung von einer Frau. 1892. S. 14.

»Meiner Ansicht nach,« schreibt die das Leben sehr nüchtern beurtheilende Frau Duffey,[1]) »fällt es dem Manne zu, zu suchen, der Frau, sich suchen zu lassen. Ich glaube auch, daß die Frauen den Tag beklagen würden, an welchem die Pflicht, die entscheidende Frage zu thun, auf sie überginge. Und ich bin der Ansicht, daß die Frauen mit mehr Zartgefühl die erfolglose Werbung des Mannes geheim halten, als die Männer an ihrer Stelle mit der ihrigen thun würden.«

Wem dieses Vorrecht des Mannes nicht als naturgemäß und in der Geschlechtsverschiedenheit wesentlich begründet einleuchten will, mag auf jene Geschöpfe blicken, welche der Natur keine Gewalt anthun können. Bei unsern Singvögeln z. B. ist der Gesang das vorzüglichste Mittel, die Individuen der beiden Geschlechter zu einzelnen Paaren zusammenzuführen. Gleichviel ob man den Gesang der Vögel einzig als Paarungsruf gelten läßt, oder ihm noch eine weitere Bedeutung gibt, so ist doch sicher, daß die Weibchen, so lange sie überhaupt fortpflanzungsfähig sind, nicht singen. »Nur das eine männliche Geschlecht darf weithin schallend signalisiren, damit die verschiedenen Geschlechter sich zusammenfinden. Wenn beide Geschlechter solche Zeichen gäben, wenn Weibchen wie Männchen sängen, so könnten sich leicht die Individuen derselben Art, aber nicht die beiden Geschlechter sicher und schnell vereinigen ohne langes Umhersuchen. Die »begabende Natur verfährt also nicht darin ungerecht, daß sie den Weibchen die herrliche Gabe des Gesanges nicht verliehen hat«; sie kann und darf nur das eine Geschlecht signalisiren lassen«.[2]) Ebenso wenig ist es eine ungerechte Beschränkung der Frauenrechte, wenn die allgemein gesunde Sitte das »Freien« als offene Aufforderung zur Eheschließung dem Manne vorbehält.

28. Die thatsächliche Eingehung der Ehe vereinigt Mann und Weib zu einem neuen organischen Gebilde, zur Familie. Die Eheleute werden nicht blos zu einem Fleisch, sondern auch ein Herz und eine Seele, andernfalls wäre die Verbindung keine vollkommen menschliche. Die der Ehe entsprossenden Kinder sind wesentlich in diesen Organismus mit einbegriffen, als die naturgemäße Entwicklung desselben. Vater, Mutter, Kind stellen, zur Einheit verbunden, die Menschheit dar. Im Zeugungsacte erhält diese organische Einheit dreier Elemente ihre Begründung und ihren sinnfälligen Ausdruck. Weil aber der Mensch kein bloßes Sinneswesen ist, sondern mit einem unsterblichen Geiste begabt ist, der den Leib beherrscht und unendlich überragt, so entwickelt sich die einmal begründete Familieneinheit weiter und bleibt als sinnlich-geistiges Liebes- oder Verwandtschaftsband seiner Idee nach unauflöslich bestehen.

[1]) »Was die Frauen wissen sollten.« S. 64.

[2]) Altum, »Der Vogel und sein Leben.« 5. Aufl. 101.

Der Mann ist zum Vater, das Weib zur Mutter geworden. Dieser väterliche und mütterliche Charakter haftet ihnen aber nicht nach Art eines vorübergehenden Titels wie etwa einem Staatsbeamten der seine an, vielmehr hat der allgemeine Charakter des Mannes in der Vaterwürde seinen concreten, habituellen und höchsten Ausdruck gefunden, ebenso wie die dem Weibe eigenthümliche Anmuth nun erhöht und vollkommen als Mutterliebe erscheint. Somit sind Vater und Mutter von der Natur oder vielmehr vom Schöpfer bestimmte Namen, die auf dem Höhepunkte der natürlichen Entwicklung für Mann und Weib eintreten. Kommt aber den Namen Vater und Mutter ihrer Natur nach eine bestimmte Würde zu, so auch dem Namen »Kind,« insoweit derselbe der concrete Ausdruck des Ehebandes ist.

In der Familie leben in Folge der Familieneinheit nicht mehrere Menschen unabhängig neben einander, sondern ihr Leben entwickelt sich in gegenseitiger Abhängigkeit als einheitliches weiter. Den Einheitspunkt aber, ohne den eine solche Entwicklung nicht denkbar ist, bildet die Autorität des Vaters.[1]) Indem die Natur dem Manne das ehrfurchtgebietende Ansehen als Stempel aufprägt, legt sie den Grund zu seiner väterlichen Autorität in der Familie. Der freie Wille des Mannes gründet in der Wahl der Frau, deren Willensfreiheit und Menschenwürde sich in der freien Annahme der Wahl bekunden soll, die Familie. Von dem Willen des Mannes als dem thätigen Princip bei der Fortpflanzung hängt die thatsächliche Entwicklung der Familie an erster Stelle ab, somit gebührt dem Willen des Mannes auch die Leitung der entwickelten Familie. Die Person des Familienvaters, die mit den Begriffen von Weib und Kind unzertrennlich verbunden ist, stellt daher allein das Haupt der Menschheit oder die Menschheit in ihrem Stamme dar.[2]) Das Weib ist von Natur aus nothwendig dem Manne unterwürfig und thatsächlich leistet das Weib, so lange seine Natur unverdorben ist, mit liebevoller Hingabe, als ob sie einem Bedürfnisse ihres Wesens folgte, diese Unterwürfigkeit, die wir Gehorsam nennen.[3]) Daß der Mann keine unbedingte Gewalt über das Weib hat, daß die Thüre des Gewissens ihm ein unzugängliches Heiligthum bleibt, ist bei der persönlichen gleichwerthigen Menschenwürde der Frau selbstverständlich. Diesen Gehorsam gegen den Mann pflanzt die Frau auch dem Kinde ein, das die schuldige

[1]) Vgl. Tapparelli, Naturrecht. Aus dem Ital. Regensburg, 1845. I. 175, S. 424.

[2]) Vgl. Hammerstein, Kirche und Staat vom Standpunkt des Rechtes aus. Freiburg 1883. 52 fg.

[3]) Criscuolo, (La donna nella storia del diritto Italiano p. 12 sg.) zeigt sehr gut im Anschlusse an Ihering (Der Geist des römischen Rechtes), wie diese naturrechtliche Auffassung der Familie im römischen Rechte zur Geltung kam.

gehorsame Unterwürfigkeit gegen die Mutter so lange bewahren wird, als die Frau ihrer Gehorsamspflicht gegen den Mann nachkommt und so lange Letzterer seine Autorität nicht mißbraucht.[1])

Stuart Mill[2]) offenbart eine große Oberflächlichkeit und setzt sehr geringe Denkfähigkeit bei seinen Lesern voraus, wenn er die naturgemäße Autorität des Mannes in der Familie durch folgende Scheingründe beseitigen will: »Es ist nicht wahr,« schreibt er, »daß bei jeder freiwilligen Verbindung zwischen zwei Menschen der eine derselben der absolute Herr sein müsse, noch weniger, daß das Gesetz entscheiden müsse, welcher von beiden es sein soll. Nächst der Ehe ist der häufigste Fall freiwilliger Verbindung die Partnerschaft im Geschäft; und da wird es nicht für nothwendig erachtet, zu verordnen, daß bei jeder Partnerschaft der eine Theilhaber die vollständige Leitung des Geschäfts haben solle und die andern verpflichtet seien, seinen Befehlen zu gehorchen.« Wie viel Fehler gegen die Denkgesetze sind in diesen Worten? Fehlerhaft ist es zunächst, unbewiesene und unrichtige Voraussetzungen zu machen. Eine solche Voraussetzung ist es aber, wenn der Mann in der Ehe »der absolute Herr« genannt wird. Das Gewissen der Frau, das über beiden stehende Sittengesetz, die Pflichten gegen die Gemahlin, verbieten dem Manne »eine absolute Herrschaft«. Unrichtig ist die Behauptung, daß bloß positive menschliche Gesetzgebung dem Manne seine Autorität zugesprochen habe. Ein arger Verstoß gegen die Logik ist es endlich, die Ehe mit einem einfachen geschäftlichen Gesellschaftsvertrag auf eine Stufe zu stellen.

Die Familie ist es also zunächst, worin der Mann das ihm naturgemäße oben beschriebene Ansehen entfaltet; in der Familie übt gleichfalls die Frau auf den Mann ihren mächtigen Einfluß aus.

In der Familie vereinigt sich die gebietende Kraft des Mannes mit der milden Anmuth der Frau, um das im Kinde heranwachsende Menschengeschlecht zugleich mit dem Geiste männlicher Kraft und weiblicher Milde zu erfüllen. In der Familie endlich vollzieht sich die naturgemäße Arbeitstheilung zwischen Mann und Weib, wonach der Mann für die Familie nach außen seine Macht geltend macht, während die Frau mit ihrer Sorgsamkeit im Innern des Hauses den Bestand und die Entwicklung der Familie fördert. So läßt sich die philosophische Wahrheit: »Der Mensch ist von Natur aus

---

[1]) Treffend unterscheidet Aristoteles (Polit. I. 12. p. 1259) die verschiedene Art der Autorität des Mannes über die Frau und über die Kinder. »Der Hausvater herrsche über Frau und Kinder, über beide als Freie, doch nicht mit derselben Weise der Herrschaft; über die Frau nämlich nach Art eines Mitbürgers, über die Kinder aber wie ein König« (γυναικὸς μὲν πολιτικῶς, τέκνων δὲ βασιλικῶς).

[2]) »Die Hörigkeit der Frau«. Deutsch von Stöckmann. 1891. S. 57.

ein Gesellschaftswesen« einfacher ausdrücken: »Der Mensch ist von Natur aus familienhaft«.

Bebel leistet ein unüberlegtes Wagestück in seinem Angriffe auf die Familie, wenn er zunächst die geschilderte Stellung der Frau in der Familie zu einer »bloßen Haushälterin und Kinderwärterin« herabsetzt und dann selbstbewußt lehrt: »Wie das Königthum, so ist auch jede andere staatliche oder gesellschaftliche Institution beständigen Wandlungen und Umformungen und schließlich völligem Untergange unterworfen. Genau so verhält es sich mit der heutigen Form der Ehe und der Stellung der Frau in derselben.« Etwas mehr Bekanntschaft mit der Logik hätte Bebel hier bewahrt einen allgemeinen Begriff mit einem Theilbegriff auf eine Stufe zu stellen. Allerdings, das Königthum kann in der Geschichte vergehen, aber die Autorität in den menschlichen Gesellschaftsorganismen, die im Königthum nur *einen* Ausdruck unter vielen andern findet, kann *nie* vergehen. Die unvergängliche Autorität ist in der Stellung des Mannes in der Ehe auf einem unumstößlichen Naturgesetze begründet; ebenso unvergänglich wie diese ist aber auch die Stellung der Frau, mag im Laufe der Zeit diese Stellung hie und da immerhin eine mißbräuchliche Gestaltung erfahren haben.

29. Der Mann also wie das Weib sind von Natur aus familienhaft. Wir nennen den familienhaften Mann im strengen Sinne Vater, die familienhafte Frau Mutter. Aber nicht in gleichem Grade kommt beiden die Familienhaftigkeit zu. Es ist eine bloße Folgerung aus den obigen Auseinandersetzungen, wenn wir die Frau familienhafter als den Mann nennen. Familie und Haus fallen nämlich in vieler Beziehung dem Namen und der Erscheinung nach zusammen. Der Mann mit seinem Wirkungskreise außer dem Hause ist darum auch weniger eng mit der Familie verwachsen als die Frau. Der Mann ist der Gründer der Familie, die Frau aber die Bewahrerin, und wie bei der Begründung eines neuen Menschendaseins in der Zeugung die Frau ohne Vergleich inniger mit dem empfangenen Kinde zusammenwächst als der Mann, so bildet sie auch mit der Familie und dem Hause vielmehr ein Ganzes; ja sie geht in gewissem Sinne in der Familie auf. Darum ist die familienlose Frau thatsächlich ihrem Berufskreise entrückt und viel schlimmer daran als der familienlose Mann.

Hier sind wir nun an dem Punkte angelangt, wo wir über die ernste Forderung der sogenannten Frauenemancipation ein Wort sagen können. »Was nützt aller Beweis, daß der Beruf des Weibes in der Familie gegeben sei, wenn Tausende von Frauen keine Familie mehr finden können, die sie aufnimmt? Die vereinzelten familienlosen Frauen, namentlich der arbeitenden

[1]) Die Frau, 176.

Classen, werden in Zukunft den Staatsmännern noch manche schwere Stunde bereiten. Ihre Zahl droht sich in geometrischer Steigerung zu vermehren, während die Zahl der in der Familie wirkenden Frauen nur in arithmetischer wächst. Unzählige Frauen sehen sich in einen Zustand versetzt, welcher vollkommen dem des socialen Proletariats entspricht. Sie sind berufslos, mittellos, familienlos. Das geht durch alle Stände.« Diese scharfen, allzu richtigen Worte Riehl's[1]) sind zuletzt eine Anklage und Verurtheilung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände des modernen Staates, der mit Verkennung der naturgemäßen Anlage des Menschen und insbesondere der Frau diesen widernatürlichen Zustand herbeigeführt hat. Wie in vielen anderen Punkten so hat auch in der Frauenfrage jede ersprießliche Theilnahme an der unbedingt nothwendigen Reform der socialen Lage die Einsicht zur unumgänglichen Voraussetzung, daß die gegenwärtigen Verhältnisse sammt den Principien, aus denen sie sich entwickelt haben, vielfach rechtswidrige sind. So falsch und verwerflich die Zukunftspläne der Socialdemokratie auch sein mögen, so sind deren Klagen über die Gegenwart und nicht zuletzt über die Stellung der Frauen vielfach berechtigt. Eine Hauptschuld aber an der Existenz der Frauenfrage trägt der moderne Staat dadurch, daß er die naturgemäße Bedeutung der Familie verkannt und unterdrückt hat. Wenn die Socialdemokratie jetzt gegen die Familie ankämpft, um eine Zerstäubung der Gesellschaft in zusammenhangslose Individuen herbeizuführen, so hat der moderne Staat selbst sie auf diese Bahn geführt, wie am Schlusse darzuthun ist. »Die Familie muß politisch emancipirt bezw. wiederhergestellt werden, dann sind die Frauen emancipirt.«[2]) Diese Forderung sprechen wir hier als das praktische Ziel unserer Arbeit zum erstenmal aus, um sie in den folgenden Abschnitten noch oft zu wiederholen. Zu ihrem Verständnisse aber ist es nothwendig, den oben aufgestellten Begriff von der Familie im strengsten Sinne, nämlich: die durch eheliche Liebe, Autorität und Pietät zusammengehaltene Gemeinschaft von Vater, Mutter und Kind zu erweitern und zu zeigen, wie alle naturgemäßen menschlichen Gesellschaftsverhältnisse von der Familie ausgehen und von ihr mehr oder weniger beherrscht werden.[3])

30. »Erst in der Familie finden wir den ganzen Menschen. Damit ist beileibe nicht gesagt, daß Jeder sich verheiraten solle; aber einer Familie

[1]) Die Familie, 103.

[2]) Riehl, A. a. O. 96.

[3]) Le mariage ou l'union d' un homme et d'une femme pour la vie, dans les rapports de mari et femme, et comme chefs d'une famille distincte, forme le premier degré de la société organisée. Seaman, Le système du gouvernement américain. 1872. p. 253.

angehören, in einem Hause, zum mindesten in einer familienartigen Genossenschaft leben, sollte ein Jeder.«[1]) Ehelosigkeit und Familienlosigkeit sind hiernach keineswegs dasselbe und zwar deshalb nicht, weil weder jeder einzelne Mensch zum Ehebunde von Natur aus berufen ist, noch der Begriff der Familie in der ehelichen Gemeinschaft aufgeht. Man löst daher die Frauenfrage nicht, indem man die Möglichkeit sich zu verehelichen für alle Frauen nach socialdemokratischem Muster herbeiführt. Ob und wie weit die Klage, daß die heutigen Verhältnisse einer großen Anzahl von Frauen in widernatürlicher Weise den Anschluß an den Mann in der Ehe unmöglich machen, berechtigt ist, haben wir später zu untersuchen. Abgesehen davon aber, daß nicht jede Eheschließung die Gründung einer Familie bedeutet, haben wir zunächst darzuthun, wie vom rein natürlichen Standpunkte der Betrachtung aus eine Anzahl männlicher wie weiblicher Individuen nicht blos ehelos bleiben können, wenn es ihnen so beliebt, sondern im Interesse der Gesellschaft auch unverehelicht leben sollen. Es gibt neben freiwilliger Ehelosigkeit physische, sittliche und sociale Umstände, welche für Einzelne ein Eheverbot nach den Gesetzen der Natur einschließen.

Von der öffentlichen Gesundheitspflege oder Hygiene und der Arzneiwissenschaft hegt man heute vielfach rosige Hoffnungen für die Zukunft des Menschengeschlechtes. Die vollkommene Beseitigung erblicher Krankheiten durch den Fortschritt der mediciniſchen Kunst wird indeß im Ernste doch nur eine krankhafte Phantasie erwarten. Es wird immer eine große Anzahl von Menschen geben, die ohne eigene Schuld von Jugend auf zum leiblichen Siechthum verurtheilt sind. Wir nennen eine solche Krankhaftigkeit ein physisches Eheverbot, weil es augenscheinlich unvernünftig ist, dem biologischen Gesetz der Vererbung zum Trotz eine Ehe zu schließen, aus der mit höchster Wahrscheinlichkeit unglückliche Kinder hervorgehen werden. Aber auch die körperlich Gesunden können durch unüberwindliche, in der Natur selbst gelegene Hindernisse von der Eingehung einer Ehe zurückgehalten werden. »Viele Frauen heirathen nicht, weil sie nicht heirathen können; das weiß Jeder.« Man wird diesem Worte Bebel's[2]) nicht widersprechen können. Bei der Begründung dieser Thatsache durch die Statistik hat aber Bebel unterlassen, die andere Folgerung zu constatiren: »Viele Männer heirathen nicht, weil sie nicht heirathen können«, eine Wahrheit, die mit und ohne Statistik von vornherein als ein Naturgesetz feststeht, so widernatürlich es sein mag, wenn die Zahl solcher Männer eine ungewöhnlich große ist. Die

[1]) Riehl, a. a. O. 91.
[2]) Die Frau. 121.

Geschlechter stehen sich nämlich der Zahl nach nirgends vollkommen gleich gegenüber. Der Statistik zufolge sind in den meisten Ländern Europas die Frauen in der Mehrzahl, in den übrigen Welttheilen die Männer. Mögen auch die statistischen Erhebungen in den außereuropäischen Ländern vielfach unvollkommen und unzuverlässig sein, so darf doch dieses Resultat im Allgemeinen als richtig gelten. In runder Zahl finden sich auf der ganzen Erde um 16 Millionen mehr Männer als Weiber. Daß nun Europa in den meisten seiner Länder diesbezüglich eine Sonderstellung einzunehmen scheint, erklärt sich leicht.[1])

Europa liefert die meisten Auswanderer und unter diesen sind die Mehrzahl Männer. Europa hat im Verhältniß zu seiner Größe die entwickeltste Industrie, in deren verschiedenen gefahrvollen Zweigen viele Männer vorzeitig den Tod finden. In Europa werden schon durch die stehenden Heere, ganz abgesehen von anderen socialen Verhältnissen, viele Männer vom Heirathen abgehalten. Wir behaupten keineswegs, daß diese Verhältnisse gesund und normal sind, und diejenigen liefern den Socialdemokraten gleichsam das Material zu ihren aufreizenden Reden gegen die bestehende Ordnung, welche die ungesunden socialen Verhältnisse in Europa noch vermehren anstatt sie zu beseitigen. Die statistischen Nachweise über das Geschlecht der Neugeborenen machen es zweifellos, daß auch in Europa überall mehr Knaben als Mädchen in dem durchschnittlichen Procentsatze von 106 zu 100 zur Welt kommen. Im übrigen aber folgt aus der Thatsache, daß auf der ganzen Erde die Geschlechter der Zahl nach sich zwar annähernd gleichen, eine vollkommene Gleichheit aber wegen der verhältnißmäßig kleinen Ueberzahl der Männer sich von Natur aus nirgends findet, bei vernünftiger Ueberlegung doch nur dreierlei: 1. daß der Schöpfer des Menschengeschlechtes in wunderbarer Vorsehung das annähernd numerische Gleichgewicht der Geschlechter aufrecht erhält und dadurch die Mehrzahl der Menschen zur Einzelehe berufen hat; 2. daß ein Theil der Menschen ehelos leben soll; 3. daß die naturgemäße Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern in der menschlichen Gesellschaft mehr Männer als Frauen beansprucht.

31. Was folgern indeß die Männer und Frauen der Revolution aus dem nachgewiesenen Zahlenverhältniß? Erstens bezeichnen sie die bestehende, unauflösliche, in der Natur begründete Einzelehe als ein Uebel, das abzuschaffen ist, weil dabei einer Anzahl von Menschen das Heirathen unmöglich

[1]) Nach der neuesten statistischen Arbeit des Prof. Bücher in Leipzig über die Vertheilung der beiden Geschlechter auf der Erde weist Europa (Italien, Griechenland und die untern Donauländer ausgenommen) rund 300 Millionen Einwohner auf, unter denen die weiblichen Personen den männlichen der Zahl nach um $4^1/_2$ Millionen überlegen sind. Vergl. Schaumburg, »Das Paradies der Frauen«. Wien 1893. S. 76 fg.

gemacht wird; zweitens besprechen sie in geradezu ekelhafter Weise die Bedingungen, von denen die Bestimmung des Geschlechtes der Kinder seitens der Eltern abhängen soll, um womöglich künstlich eine vollkommene Zahlengleichheit der Geschlechter herbeizuführen.[1]) Daß man sich selbst widerspricht, wenn man zuerst gerade durch den Hinweis auf die »Naturvölker« das naturgemäße Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes beweist und dann durch die Natur »reguliren« und eine vollkommene Zahlengleichheit zwischen Männern und Frauen herbeiführen will, übersehen diese angeblichen Förderer des naturgemäßen Lebens gänzlich.

Bevor wir den Grund dieser Verkehrtheit namhaft machen, sei auch hier ein Hinweis auf die unvernünftigen Geschöpfe gestattet. Bei den meisten Vogelarten und zwar gerade bei den kleineren, welche gleichsam die Durchschnitts-Bevölkerung im Vogelreiche darstellen, hat die Naturforschung ein entschiedenes Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes nachgewiesen. Bei einigen Arten ist nicht einmal ein annäherndes Zahlenverhältniß vorhanden, sondern es kommen fast dreimal so viel Männchen als Weibchen vor. Bei der Lebensart der Vögel ist es deßhalb unmöglich, daß alle Männchen durch Fortpflanzung zur Erhaltung der Art beitragen. Auf die sofort sich aufdrängende Frage, wozu dieses Uebergewicht des einen Geschlechtes, antworten die Naturforscher auf Grund sorgfältiger Beobachtungen durch Angabe eines mehrfachen Zweckes. Zunächst wird die Erhaltung eines kräftigen Nachwuchses hierdurch gesichert; sodann kommen die Vögel nur auf diese Weise dazu ihre Stelle auszufüllen, die sie im sogenannten Haushalte der Natur einnehmen, indem die überzähligen Männchen genöthigt werden außerhalb der Brutreviere sich ihre Nahrung zu suchen; endlich überwiegt das männliche Geschlecht, weil bei ungleicher Gefährdung gerade dieses am meisten der Verfolgung ausgesetzt ist. Wo bei einer Vogelart die Geschlechter der Zahl nach gleich oder fast gleich einander gegenüber stehen, werden die angegebenen Zwecke durch andere Lebensgesetze erreicht.[2]) Dem Wohle des Ganzen sind also die Einzelinteressen der Individuen untergeordnet oder, um noch menschlicher zu reden, durch nothwendige sociale Rücksichten müssen sich im »Vogelstaate« einzelne Gesellschaftsglieder von der unbarmherzigen Natur eine gewisse Beschränkung in der Ausübung »ihrer Rechte« gefallen lassen. Leute wie Brehm, der so

[1]) Bebel a. a. O. 129. folgert aus der Statistik: »Daß durch Zunahme der geistigen und physischen Kräfte der Frau und entsprechende Auswahl (!) in Bezug auf das Lebensalter des Mannes die Regulirung in der Geburtenzahl der Geschlechter sehr wohl möglich und unter gesunden socialen Verhältnissen wahrscheinlich ist.«

[2]) Vgl. Altum, Der Vogel und sein Leben. 5. Aufl. S. 127 fg.

rührend von der »Vogelehe« zu dichten weiß, werden sich hoffentlich durch diesen Hinweis auf die Vögel belehren lassen, daß in der menschlichen Gesellschaft einzelne von demselben »Schicksal« getroffen werden müssen.

32. Um gleichwohl an dem »naturgemäßen Berufe« eines jeden einzelnen Menschen beiderlei Geschlechts zur Ehe, bezw. physischen Fortpflanzung festhalten zu können, vertheidigen die Anhänger einer rein materialistischen Weltauffassung dem Menschen und der Natur zur Schande die Behauptung, daß kein Mensch dem natürlichen Fortpflanzungstriebe widerstehen könne, daß Niemand, außer er sei gezwungen, die Eheloſigkeit erwähle. Um diese »Wahrheit« recht annehmbar zu machen, wird der »furchtbare« Schaden, welcher der körperlichen und geistigen Gesundheit aus der Enthaltsamkeit erwachsen soll, in lebhaften Farben geschildert[1]), und um diese Lehre für die Frauenfrage zu verwerthen, wagt man schließlich zu schreiben: »Die Enthaltsamkeit ist zu allen Zeiten für das weibliche Geschlecht als besonders schädlich angesehen worden, und es ist Thatsache, daß sowohl Ausschweifungen wie Enthaltsamkeit in gleichem Grade (!!) nachtheilig auf den weiblichen Organismus einwirken und sich die Folgen stärker und intensiver zeigen als bei dem männlichen.«[2]) Mit sichtlicher Vorliebe verweilt Bebel in seinem oft citirten Buche bei dem »Nachweise« dieser Behauptung. Die »Beweise« bestehen aber nur in der Anführung von Aussprüchen einzelner Männer, in denen schließlich jeder einzelne doch nur von seiner eigenen Person aussagt, was er kann oder nicht kann. An die Spitze dieser »Beweise« stellt er hiebei Luthers ekelhafte Selbstbekenntnisse, auf die überhaupt die ganze Theorie aufgebaut wird.[3]) Darin freilich kann Bebel von Niemandem widersprochen werden, daß er schreibt: »Die Socialdemokratie

---

[1]) Bebel (S. 75) entblödet sich nicht zu schreiben: »Geschlechtliche Enthaltsamkeit wirkt in reifen Jahren bei dem einen, wie bei dem andern Geschlechte derart auf das Nervenleben und den ganzen Organismus des Menschen ein, daß sie zu den größten Störungen und Verirrungen und unter Umständen zu Wahnsinn und jammervollem Tode führt.« —

[2]) Bebel, nach Busch »Das Geschlechtsleben des Weibes« a. a. O. 75.

[3]) Die außerordentliche Bedeutung Luthers für seine Lehre kennzeichnet Bebel auch dadurch, daß er ausnahmsweise ein genaues Citat bringt S. 61. Zu den Worten Luthers: »Wer nun dem Naturtrieb wehren will und nicht gehen lassen will, wie Natur will und muß, was thut er anders, denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke noch schlafe,« sagt Bebel (S. 73): »Das sind Worte, die man in Stein über die Thüren unserer Kirchen meißeln sollte, in welchen so gerne gegen das »sündhafte Fleisch« gepredigt wird. Treffender kann kein Arzt und kein Physiologe die Nothwendigkeit der Befriedigung des Liebesbedürfnisses im gesunden Menschen, das durch den Geschlechtstrieb seinen Ausdruck erhält, bezeichnen.« Frau Duffey hat Recht, wenn sie Männern von der Gesinnung Luthers und Bebels wünscht, »sie möchten aufhören, ein Thier zu sein und

kann in dem Kampfe, den sie neuerdings mit der Geistlichkeit zu führen hat, sich mit vollstem Fug und Recht auf Luther berufen.« Der katholischen Geistlichkeit gegenüber ist diese Berufung auf Luther wirkungslos. Billig aber staunt man, wenn Bebel seinen Appell an Luther damit begründet, daß »derselbe in der Frage der Ehe einen durchaus vorurtheilsfreien Standpunkt einnimmt«. Luther, der ohne Beruf im Mönchshabit voll sinnlicher Glut in die Worte ausbricht: »O Spalatine, du kannst nit glauben, wie mir dies schöne Mägdiken in dem Herzen lieget; ich will nit ersterben, bis ich so viel anricht, daß ich auch ein schönes Mägdiken freien darf«, [1]) — dieser Luther soll in der Ehefrage »durchaus vorurtheilsfrei« sein! Vielmehr war das Vorurtheil für die Nothwendigkeit der Ehe in Bezug auf seine eigene Person so mächtig in ihm, daß er sich nicht scheute »an die Herren Deutschen Ordens« die haarsträubenden Worte zu schreiben: »So du bleibst ohne Ehe, gelobest Keuschheit, da thustu ebenso viel, als der (einer, welcher) Ehebruch oder ander Stuck von Gott verboten, gelobet«. So ist »Luther wohl seit Gründung der christlichen Kirche der Erste gewesen, der die Lehre aufstellt, der Mensch sei ein Sclave des Geschlechtstriebes, und das Gebot, sich zu verehelichen, sei nicht blos für Jedermann Pflicht, sondern verbinde strenger als die Gebote des Dekalogs, welche Mord und Ehebruch verbieten.« [2])

Es ist eins der bedenklichsten Symptome unserer Zeit, daß Bebel für seine Lehre u. a. den Verfasser populär-medicinischer Bücher Klencke, den Leiter einer psychiatrischen Heilsanstalt Krafft-Ebing anführen kann und daß diese alle Sittlichkeit zerstörende Lehre ungestraft in naturwissenschaftlichen Volksbüchern wie in denen Brehm's, verbreitet werden kann. Hier vernachlässigt der Staat, der schon vom Naturrecht die Pflicht hat, die öffentliche Sittlichkeit zu schützen, seine Pflicht, indem er die Natur ungestraft schänden läßt. Nein, die Natur, welche in den Thieren periodenweise die Wuth des Geschlechtstriebes hemmt und sie dadurch vor Selbstvernichtung schützt, kann für die unvernünftige Zügellosigkeit der Menschen nicht verantwortlich gemacht werden, da sie dieselben mit Vernunft und freiem Willen ausgerüstet hat.

---

verstehen lernen, daß es hie und da nöthig ist, an die Stelle unvernünftiger Befriedigung der Leidenschaften etwas Selbstverleugnung zu setzen.« (Was die Frauen wissen sollten. S. 96.) Die armselige, kritiklose Vertheidigung Luthers, die Kötzschke in seiner Schrift: »Der christliche Standpunkt in der Frauenfrage« (1893 S. 14. 35) unternimmt, kann im besten Falle nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen. Vgl. Janssen, Ein zweites Wort an meine Kritiker. 92 fg.

[1]) Briefe aus Hamburg. Berlin 1883. S. 251.

[2]) Bruno Schön, Luther vom Standpunkt der Psychiatrie. S. 24.

Der Menschheit zum Troste gereicht es, daß die gesunde Vernunft und die Wissenschaft solchen Schändungen der Menschennatur gegenüber immer wieder Anwälte findet. Die Behauptungen Krafft-Ebing's sind neuerdings im ersten Hefte des wissenschaftlichen Fachorgans der deutschen Sittlichkeitsvereine unter dem Titel: »Das Sittengesetz vor dem Richterstuhle einer ärztlichen Autorität« von A. Römer eingehend widerlegt worden. Ebenso hat Professor Ribbing in seinem verdienstvollen Werke: »Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Consequenzen« (Leipzig 1890) die Beherrschung des Geschlechtstriebes als eine moralische Culturkraft von außerordentlicher Bedeutung vertheidigt. In ernster und warmer Weise tritt für die Pflicht der Keuschheit namentlich seitens der Männer ein Hermann Kötzschke in dem Schriftchen: »Der christliche Standpunkt in der Frauenfrage« (Leipzig. 1893), obwohl protestantische Vorurtheile ihn zu inconsequenten Aeußerungen und Geschichtsfälschungen verleiten.

Gern gestehen wir zu, daß dieser Trieb im Menschen zuweilen einen heldenmüthigen Widerstand erfordert, daß die wenigsten Menschen von Natur aus diesen Heldenmuth besitzen und daß mehr oder minder hierbei fast jeder Mensch seine Natur als verwundet bekennen muß. Das Alles führt uns auf ein anderes Gebiet, wo von den Heilmitteln der verwundeten Natur zu reden ist. Es genügt indes hier vom Standpunkte der natürlichen Menschenwürde gegen eine solche Erniedrigung des Menschen unter das Thier zu protestiren und die Worte anzuführen, womit bei ähnlicher Gelegenheit ein Vertheidiger der Wahrheit sich bei seinen Lesern entschuldigt:[1])

»Ein unbeschreiblicher Ekel befällt mich und es thut mir fast wehe, daß ich Sie in so sumpfige Gegenden geführt habe. Richten Sie Ihre Blicke in die Weite und vergegenwärtigen Sie sich im Geiste alle die Millionen heldenmüthiger Nachfolger Christi; denken Sie an alle die berufstreuen Priester der Kirche, an alle die christlichen Männer und Frauen, an alle die christlichen Jünglinge und Jungfrauen, welche unter Beihilfe der Gnade es zu Stande bringen, ein tadelloses, reines, keusches Leben zu führen; erinnern Sie sich, daß auch viele edle Protestanten sich mit tiefem Schmerze und Abscheu von Vorkommnissen und Aussprüchen wegwenden, wie ich dieselben Ihrem Geiste vorführen muß. Blicken Sie auf zum Himmel, zur gewaltigen Schaar der Heiligen, welche die katholische Kirche in ihrem Garten im Scheine der göttlichen Gnade in aller Reinheit und Unverletztheit gehegt und bewahrt hat. Zahllos stehen Sie da als heilige Zeugen dafür, daß der Mensch mehr ist als ein geiles willenloses Thier, das immer nur auf die Befriedigung sinnlicher Triebe Bedacht nehmen muß. Wir bedürfen

[1]) Der Verfasser von »Briefe aus Hamburg« 251.

solchen Aufblicks; sonst müßte uns auf unserer sumpfigen Wanderung Scham und Schmerz darüber zu Boden drücken, daß wir »Menschen« sind«.

Einen einzigen Beweis von der Möglichkeit sittlicher Enthaltsamkeit aus der Natur des Menschen wollen wir anführen. Derselbe dürfte um so mehr Werth haben, als eine »emancipirte« Vertheidigerin der Frauenwürde, die in ihrer echt revolutionären Gesinnung sehr viel Frauenwürde abgelegt hat, in einem lichten Augenblicke ihn angedeutet hat, während sie sonst freilich in den grundlegenden Theilen ihres Buches sich geradezu bemüht, das vernünftige Denken zu unterdrücken. Irma von Troll-Borostiany anerkennt in ihrem sehr begründeten Kampfe gegen die Prostitution, »daß die menschliche Natur eines gewissen Grades der Enthaltsamkeit fähig ist und daß lediglich (?) die Umstände, die äußeren Einflüsse es sind, welche Enthaltsamkeit oder Ausschweifung bedingen.« [1])

Gegen die Behauptung, »die Befriedigung des Geschlechtsverlangens sei ein unabweisbares Bedürfniß der Natur« richtet sie sodann folgende Worte an derartige Männer: » . . ein noch dringenderes Naturbedürfniß als jenes der geschlechtlichen Befriedigung ist das Bedürfniß der Nahrung, da die Nichtbefriedigung des letzteren binnen Kurzem den Tod nach sich zieht, was bei ersterem nicht der Fall ist. Ihr verfolgt und bestraft den Dieb, der Euer Eigenthum entwendet, um seinen dringenden Naturtrieb, den Hunger zu befriedigen. Ihr selbst jedoch macht Euch eines weit größeren Verbrechens schuldig als Jener, indem ihr zur Befriedigung eines minder heftigen Naturdranges als der Hunger der hilflosen Frau ein weit größeres Leid als den Verlust einer Geldsumme zufügt, nämlich sie dem physischen und moralischen Untergange entgegentreibt.« Dementsprechend stellt sie endlich die sehr berechtigte Forderung »die Axt an die Wurzel dieses socialen Uebels (der Prostitution) zu legen, indem man an den Mann die Forderung stellt, seinen Begierden Zügel anzulegen.« [2])

Wir vervollständigen diese Andeutung dahin: Der Mensch bringt es aus verschiedenen Motiven fertig, seinen Selbsterhaltungstrieb freiwillig unbefriedigt zu lassen und sich dem Hungertode zu unterziehen. Für das Thier ist dies eine Unmöglichkeit, weil eben über seinem sinnlichen Leben

---

[1]) Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugenderziehung. Zürich 1888. S. 194.

[2]) Ebenda 235 fg. An Frau v. Troll muß man freilich die andere Forderung stellen, sie möge durch tieferes Nachdenken sich vor Allem davon überzeugen, daß ihr lobwürdiges Verlangen so lange nicht erfüllt werden kann, als sie den Menschen dem Thiere qualitativ gleichstellt und gegen die gesunde Vernunft behauptet, für den allein stehenden Menschen gebe es keine Moral, keine Pflichten, keine Tugenden. (S. 37).

kein höheres geistiges steht. Wenn nun der Mensch den heftigen Selbsterhaltungstrieb gewaltsam überwinden kann, wird er den sinnlichen Fortpflanzungstrieb aus höheren Motiven nicht unbefriedigt lassen können, zumal es sich dabei nicht um das physische Leben handelt? Denn daß in Wahrheit die freiwillige und tugendhafte Enthaltsamkeit das Leben verkürze oder gefährde, kann weder die Arzneikunde bestätigen, noch glaubt es ein vernünftiger Mensch. Die Erfahrung lehrt deutlich das Gegentheil, mögen auch gewissenlose, materialistisch gesinnte Aerzte im Dienste der Unsittlichkeit die angeblichen schlimmen Folgen der Enthaltsamkeit noch so schwarz malen. Selbstverständlich haben wir hierbei den tugendhaften Widerstand gegen die sinnliche Lust im Auge, wie er entweder aus freier Wahl und edlen Beweggründen oder pflichtmäßig durch die Umstände geboten geübt wird. Die vom Weibe tugendhaft bewahrte Jungfräulichkeit hat noch stets bei allen Völkern, so lange sie nicht sittlich verkommen waren, als ruhmwürdig gegolten, sowie der Mann vollkommener Selbstbeherrschung zuerst das Wort des Dichters für sich in Anspruch nehmen kann:

Wem Wollust nie den Nacken bog
Und der Gesundheit Mark entzog,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: »Ich bin ein Mann!«

Diese Thatsache werden verthierte Revolutionäre männlichen und weiblichen Geschlechtes, indem sie sich zum Maßstabe Anderer machen, wohl bestreiten aber nie zu beseitigen vermögen. Die gesunde Vernunft findet schließlich auch bei Jenen, die über die höchste Bestimmung des Menschen, die religiöse, im Unklaren sind, immer wieder einen Anwalt. Mit der Ausführung eines solchen wollen wir diesen heiklen Abschnitt beschließen.

»Nun frage ich,« schreibt Dr. Machetes,[1]) »gehört überhaupt die Befriedigung des Geschlechtstriebes ad hoc zu den leiblichen Bedürfnissen? ... Einem heute weitverbreiteten Dogma gemäß wird diese Frage bejaht. Ich sage aber, es ist nicht wahr, daß der Geschlechtsgenuß ein natürliches Bedürfniß sei wie Essen und Trinken. Es ist eine Irrlehre, die man jungen Leuten, aber wohlgemerkt wieder nur der männlichen Jugend predigt, sei's auch in der gutgemeinten Absicht, sie von anderen widernatürlichen Lastern abzuhalten. Aber das heißt denn doch den Teufel durch den Beelzebub austreiben. Laster ist Laster. Ja, hier führt der böse Rath und die schlechte Lehre noch zu Schlimmerem. Denn sündigt Einer an seinem Leibe, nun wohl, so hat er's zu verantworten und zu büßen, aber auch nur er allein. Jene Lehre aber — recht charakteristisch für die erbarmungslose Selbstsucht des Mannes — führt zur Versündigung an seinen Mit-

[1]) Das Anrecht des Stärkeren in der Frauenfrage. Leipzig 1891, 29 fg.

menschen, sie entwürdigt und beleidigt das ganze menschliche Geschlecht indem sie die Prostitution sanctionirt.[1])

»Die Befriedigung des sog. Geschlechtstriebes gehört keineswegs zu denjenigen nothwendigen Bedürfnissen, welche das Wohlbefinden des Leibes bedingen. Ich weiß wohl, daß kliniſch-verrohte Artisten das Gegentheil predigen und die Bordellwirthschaft befürworten. Sie sind im Unrecht. Das Gefühl des Hungers stellt sich mit Naturnothwendigkeit ein und verlangt sein Genüge, wenn Kräfteverbrauch stattgefunden hat; Hunger kann gar nicht künstlich hervorgerufen werden. Der Geschlechtstrieb dagegen wird zumeist künstlich (— besser und richtiger: willkürlich —) erregt; er gleicht dem Appetit. Wer überhaupt sinnlichen Genüssen fröhnt, der wird auch des Geschlechtsgenusses bedürfen. Der Bacchusritter ist der Venusknecht. Je reizender und reichlicher die Ernährung, desto stärker ist die Sinnlichkeit. Viel Fleisch und scharf gewürzte Speisen erzeugen den Durst, der allgemein mit Alcoholicis gestillt wird; Alcoholica ziehen Narcotica wie den Tabak nach sich. Beide aber kommen zum Gewürz als zwei weitere Stimulantien des Nervensystems hinzu und erregen den Trieb. Dessen Uebung führt wieder zurück zu Fleisch und Alcohol und der Tanz beginnt von neuem. Daß darüber der Körper vorzeitig zu Grunde gehen muß, wird die nicht anfechten, welche in jenen Genüssen den Werth des Lebens erblicken. Ich sage, man lebe mäßig, enthalte sich möglichst aller Gewürze, Narcotica und Alcoholica und ermüde vor Allem den Körper durch Arbeit, so wird Einen auch der sog. Geschlechtstrieb in Ruhe lassen.[2]) Das sagt schon Hufeland, Seume hat's erprobt und Jeder, der es versucht, bestätigt es.

---

[1]) Bebel und Frau v. Troll beschränken, wie aus den obigen Anführungen hervorgeht, diese Predigt nicht auf die männliche Jugend: Ihre Unverschämtheit mag größer sein, aber vor denen, die vom gleichen Standpunkte aus nur für die Männer das traurige Privileg thierischer Wollust in Anspruch nehmen, haben sie wenigstens die Consequenz des Denkens voraus. Wenn beide gleichwohl die Prostitution bekämpfen, so bezwecken sie damit nur etwas noch Schlimmeres, nämlich die Verwandlung der Ehe in allgemeine Prostitution. Ihnen ist nämlich die Ehe schließlich nichts weiter als geschlechtliche Sinnenlust. Mit vollem Rechte aber behauptet Dr. Machetes wiederholt: »Der Geschlechtsgenuß ad hoc ist Prostitution.« Ohne es vielleicht zu wissen, stimmt er hierin bis zu einem gewissen Grade mit der Sittenlehre der katholischen Kirche überein, welche den Geschlechtsgenuß als Selbstzweck mit Ausschluß jedes sittlichen Motivs auch in der Ehe für sündhaft erklärt. Die 9. der von Innocenz XI. verurtheilten Thesen lautet: »Opus coniugii ob solam voluptatem exercitum penitus caret culpa ac defectu veniali«.

[2]) Die angeführten Mittel werden allein wohl nicht bei jedem einzelnen immer genügen. Was indeß zu beweisen ist, daß nämlich der Geschlechtstrieb bei gutem Willen vom einzelnen Menschen mindestens ohne Schaden niedergehalten werden kann, hängt von dieser allzugünstigen Beurtheilung der natürlichen sittlichen Kräfte des Menschen nicht ab.

»Hier will ich nur noch auf eine andere sehr böse Consequenz, die jene Lehre von der leiblich-geistigen Nothwendigkeit der Befriedigung des Geschlechtstriebes nach sich zieht, hinweisen.

»Ich habe die kretische und lesbische Liebe im Sinne. Von den Wüstlingen beider Geschlechter, die sich an der Jugend vergreifen, ganz abgesehen, hat es zu allen Zeiten solche gegeben, welche, sei es faute de mieux, wie Matrosen auf langen Seefahrten oder »Afghanistanische Wachposten im Hochgebirge,« sei es aus nach ihrem Geständniß unbesiegbarem (?) Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht den Trieb innerhalb des eigenen Geschlechtes zu befriedigen suchen. In der That, wenn jene Lehre von der Nothwendigkeit der Befriedigung des Geschlechtstriebes als eines leiblichen Bedürfnisses nicht eine Irrlehre wäre, was könnte man diesen Menschen mit Fug entgegenhalten? Steht der geschlechtliche Trieb etwa mit dem Nahrungstrieb auf einer Stufe; wer will Jemanden zwingen, Datteln zu essen, die er nicht mag? Item ich kehre zurück und bleibe dabei: Der Geschlechtsgenuß ad hoc ist Prostitution. Nur die Absicht der Ergänzung und Erhaltung des eigenen Ichs kann dieses beispiellose leibliche Eingreifen und Sicheinanderbemächtigen zweier geschlechtlich differenten Individuen rechtfertigen... Die Ehe entspringt dem Selbsterhaltungstriebe des Menschen. Sie dient erstens der Ergänzung des eigenen Ichs zur Vollpersönlichkeit in der Idee, zweitens der Erhaltung des Ichs in der Nachkommenschaft. Sie ist weder ein Freudenhaus noch eine Versorgungsanstalt. Kein Wunder, daß sie in letzterer Eigenschaft oft genug auch zum ersteren wird.«

Hiermit dürfte zur Genüge bewiesen sein, daß die letzte und alleinige Bestimmung der Frau keineswegs die Verbindnng mit dem Manne in der physischen Ehe ist. Es folgt aber auch aus dem Gesagten, daß erstens weder jeder einzelne Mann noch jede einzelne Frau zur Ehe berufen ist, zweitens daß beide in familienhafter Weise auch außer der Ehe aufeinander einwirken uud miteinander zum Wohle der ganzen menschlichen Gesellschaft thätig sein können und sollen, drittens daß alle gesellschaftlichen Gestaltungen, in denen sich die gegenseitige Einwirkung vollzieht, nach dem Vorbilde der wirklichen Ehe familienhaften Charakter tragen sollen. Diese drei Folgerungen haben wir zunächst eingehender zu erörtern.

33. Auch ohne jede Rücksichtnahme auf die Geschichte müssen wir die Entwicklung des Menschengeschlechtes schließlich auf ein erstes Ehepaar, die erste Familie, zurückzuführen. Die aus dieser Familie hervorgehenden Kinder blieben, auch wenn sie durch eheliche Verbindung untereinander neue Familien gegründet hatten, mit dem ersten Vater und der ersten Mutter sowie untereinander durch die Bande der Autorität und Pietät vereinigt. Man müßte dem Menschen das Herz aus dem Leibe reißen oder seine

Natur zerstören, wollte man diese geistigen Verwandtschaftsbande leugnen. Die Autorität des ersten Vaters überragt die aller von ihm abstammenden Familienväter an Patriarchenwürde. Die so naturgemäß gegebene Vereinigung aller Familien stellt die patriarchalische Gesellschaft dar. Der Erzvater bekleidet in ihr die Stelle des ersten und obersten Gesetzgebers, Richters, Lehrers und Priesters. Die erste Mutter nimmt als Stammmutter an den ihm erwiesenen Pietätsbezeugungen nothwendig Theil.

Weiter entwickelt sich naturgemäß auf demselben Wege die erste patriarchalische Gemeinde zum Stamme, zum Volke, zum Staate. [1]) An der Spitze aller Männer stellt der Landesvater die Idee der Autorität dar. Allen gemeinsam liegt in engerem oder weiterem Kreise, mittelbar oder unmittelbar die Leitung, Ausbreitung und Vertheidigung des gesellschaftlichen Gemeinwesens ob. Die Landesmutter und alle Frauen tragen für das friedliche und glückliche Gedeihen der häuslichen Familien Sorge; sie werden dadurch zu Hüterinnen der öffentlichen Sitte und beeinflußen unbemerkt die staatliche Gesetzgebung. Das gemeinschaftliche Ziel aber, zu dem alle Männer und alle Frauen zusammenwirken müssen, ist die Erziehung der heranwachsenden, nachfolgenden Generation.

Die Erziehung im Hause durch Vater und Mutter ist eben nur der Anfang und grundlegende Theil der ganzen Erziehung. Die Heranbildung zu socialen Tugenden und zu einer bestimmten Stellung in der Gesellschaft vollzieht sich nothwendig neben und auf Grund der im Elternhause erlangten Entwicklung. Daher treten neben Vater und Mutter nach und nach als Erzieher mit gleichsam väterlichen und mütterlichen Rechten und Pflichten alle Männer und Frauen der Gesellschaft.

Es lag im Plane der göttlichen Weisheit, der Menschheit eine be-

[1]) Riehl (a. a. O. S. 121 fg.) trennt Familie und Staat und sieht in ersterer allein die Quelle der Sitte bezw. Sittlichkeit, in letzterer allein den Ursprung des Rechts. Wir können in dieser namentlich von Chr. Thomasius eingeführten und von Kant durchgeführten Trennung des moralischen und rechtlichen Gebietes, von der weder Plato und Aristoteles, noch die Philosophie des Mittelalters noch auch Leibnitz etwas weiß, nur als eine folgenschwere Verirrung ansehen. Die von Riehl mit Recht so dringend verlangte Wiederherstellung des Ansehens der Familie kann kein größeres Hinderniß haben als diese Scheidung. Trendelenburg (Naturrecht auf dem Gebiete der Ethik. 1860 S. 16 fg.) weist klar und scharf die Unzulänglichkeit der Gründe für die moderne Zerreißung des Juridischen und Ethischen nach und schließt seine Widerlegung mit den Worten: »Die falsche Selbständigkeit des Juridischen, welche als ein Fortschritt der Wissenschaft galt, hat nicht nur das Recht in der Theorie verzerrt, sondern auch im Leben das Recht seiner Würde entkleidet, die Vorstellungen von einem Mechanismus des Rechtes befördert und die Rechtsbegriffe entstellt.« Sie hat, so können wir hinzufügen, den modernen Staat zur verderblichen Verkennung des Familienbegriffes verleitet. Vgl. Trendelenburgs Erörterung über den Staat (a. a. O. S. 281. fg.)

sondere Erziehungsaufgabe anzuvertrauen, welche sie in göttlichem Auftrage und als Stellvertreterin Gottes zu vollziehen hat und so besteht eigentlich die ganze Menschheit aus Zöglingen und Erziehern.[1])

Dem Grade nach verschieden, im Wesen aber gleich müssen alle, zum mindesten durch ihr Beispiel, zur Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes zusammenwirken. Die Pietät der Kinder aber erstreckt sich folgerecht über die Grenzen des Elternhauses hinaus auf Alle, in denen sie Väter und Mütter der ganzen Gesellschaft erblicken und wird zur Achtung der Obrigkeit und zur Ehrfurcht vor dem Alter überhaupt. So setzt z. B. das Kind seinen Anlagen entsprechend die im Elternhause begonnene Erziehung fort im Hause des Lehrmeisters, unter dessen Autorität es fortan das Familienleben weiterführt. In der Schule übt der Lehrer väterliche Rechte aus, ja sogar dem Soldaten wird durch seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Heeresabtheilung eine Art Familienleben zu Theil, wobei er das Recht hat, von seinem Vorgesetzten väterliche Fürsorge zu erwarten. Offenbarte sich seiner Zeit nicht die Stimme der Natur durch die österreichischen Soldaten, als sie Radetzky stets nur »Vater Radetzky« nannten? Kurz wohin immer wir bei einer naturgemäßen, ungekünstelten Gesellschaftsentwicklung blicken, überall sehen wir das Familienleben in mannigfacher Abwechslung sich wiederholen.

Hierbei ist aber leicht einzusehen, wie ein Mann in väterlicher und eine Frau in mütterlicher Weise an der Erziehung der Gesellschaft theilnehmen und dieselbe fördern kann, ohne selbst durch Verheirathung eine Familie im engsten Sinne zu gründen. Der Lehrer, welcher aus dem edlen Beweggrunde, sich ungetheilt seinem Berufe widmen zu können, auf die Ehe verzichtet, bekleidet ein väterliches Amt in ausgezeichnetem Sinne, und eine Jungfrau kann wahre Mutterſorge üben, wenn sie selbständig, sei es neben der Hausmutter im elterlichen oder fremden Hause, sei es in einer Genossenschaft in irgend einer Weise pflegend oder erziehend thätig ist.

34. Nicht die sinnliche oder leibliche Erzeugung allein erhebt ja den Mann zum Vater und die Frau zur Mutter, wie wir oben sahen, sondern die geistige Erzeugung des sittlichen Menschen, welche sich in der Erziehung vollzieht. »Die Erziehung ist die geistige Seite zur physischen Erzeugung, die Fortpflanzung der geistigen Substanz in der Menschheit.« Eben hierin überragt der Mensch wesentlich das Thier. Die Stimme des Volkes, welcher die Gesetzgebung freilich nicht immer in der besten Weise Rechnung trägt, verweigert daher dem außerehelichen Erzeuger die Vaterwürde und consequent hie und da auch den Vaternamen oder betrachtet den letzteren in

[1]) Alleker, Die Volksschule. 3. Aufl. 1881. S. 48.

diesem Falle als Mißbrauch und Verunehrung, welche das Licht der Oeffentlichkeit scheut. Dagegen legt die Sitte aller Völker den Erziehern eines Kindes, auch wenn dieselben nicht zugleich dessen Erzeuger sind, den Namen Vater und Mutter bei. Der einfachste katholische Christ nennt die Kirche seine Mutter; er findet dies so selbstverständlich, daß er eine Erklärung dieses Sprachgebrauches kaum nöthig hat. Noch mehr ist das katholische Volk gewohnt, seinen priesterlichen Erzieher »Vater« zu nennen. Für den obersten Priester ist dieser Name geradezu in der Form »der hl. Vater« stehender Titel geworden. Aber nicht eine künstliche Angewöhnung, sondern die unwillkürliche Aeußerung des menschlichen Herzens hat die Sitte hervorgerufen, den Hohepriester in der Kirche »den hl. Vater« zu nennen und keinem Mann allgemeiner und häufiger den Vaternamen (»Pater«) zu geben als dem ehelosen katholischen Seelsorgspriester.

In gleicher Weise übt jede Frau mütterliche Thätigkeit im eigentlichen Sinne aus, welche in irgend einer Weise an der Pflege des leiblichen oder geistigen Wohles der Mitmenschen, insbesondere des heranwachsenden Geschlechtes sich betheiligt, auch wenn sie selbst keine Kinder geboren hat. Da die erste Pflege des Kindes fast allein der Mutter anheim fällt, und diese Pflege sich Anfangs vorzüglich auf die leibliche Entwicklung bezieht, so haben wir bei dem Worte: »mütterliche Erziehung« keineswegs blos an die Thätigkeit einer Lehrerin u. dgl. zu denken. Niemand ist so sehr zur Pflege des kranken Kindes, sei es in frühen oder späteren Jahren berufen, von Niemandem nimmt der Mensch auf dem Krankenbett so gern Pflege entgegen als von der Mutter. Somit gehört zur Mutterſorge Alles, was zur Wohlfahrt des Mitmenschen auch in körperlicher Beziehung beiträgt, vorausgesetzt, daß die Sorge nach Art mütterlicher, opferwilliger Liebe geübt wird. Die jungfräuliche barmherzige Schwester am Krankenbett ist somit Mutter im edelsten Sinne. So sehen wir denn in der zur Gesellschaft erweiterten Familie dieselben drei wesentlichen Elemente zur Einheit verbunden, welche uns in der ehelichen Vereinigung eines Mannes und einer Frau oder in der idealen Einzelfamilie begegneten. Vater, Mutter und Kind als die persönliche Darstellung der zeugenden Autorität, der empfangenden Liebessorge und der ehrerbietigen Pietät bilden die häusliche Familie. In dem Kinde vereinigt sich bei der Zeugung und noch mehr bei der Erziehung der väterliche und mütterliche Charakter, so daß im Kinde gewissermaßen das Product der wechselseitigen Beeinflußung von Mann und Weib sich offenbart. Der Vater erblickt im Kinde sich selbst mit der Mutter vereint, während die Mutter in demselben Kinde ihr eigenes Gebilde als Abbild des Vaters sieht. Je harmonischer sodann Vater und Mutter in der Erziehung des Kindes zusammenwirken, desto mehr finden sie ihre beiderseitigen Züge in demselben wieder.

In der gesellschaftlichen Familie sehen wir in erweitertem Maße dasselbe. Die Männer mit dem Vertreter der höchsten Autorität an der Spitze sind die Väter, die Frauen die Mütter des Volkes, und das heranwachsende Geschlecht entwickelt sich durch das Zusammenwirken beider groß und spiegelt die Kraft der Männer und die Milde der Frauen wieder. Hierin liegt die politische Bedeutung und Wirksamkeit der Frau. Das mutterlose Kind ist mit Recht das ärmste Kind genannt worden; ebenso ist das ärmste Volk eben das mutterlose, d. h. jenes, in welchem die Frauen und Mütter einzeln und in der Gesammtheit ihre eigenthümlichen Pflichten nicht erfüllen, entweder weil ungesunde gesellschaftliche Verhältnisse sie daran hindern, oder weil ihnen in einer falschen Erziehung diese Hauptsache unbekannt geblieben ist. Der beste Vater kann im Hause dem Kinde die Mutter nicht ersetzen. Eine Gesellschaft aber, die nicht Väter und Mütter mit abgegrenzten, sich ergänzenden Pflichten erzieht, schafft nicht blos ein mutterloses sondern auch ein vaterloses, kurz ein familienloses und darum ein unnatürliches, dem Untergange geweihtes Geschlecht. So lautet denn schließlich die Antwort der Natur auf die Frage: welche Stelle soll die Frau in der Gesellschaft einnehmen, auf die sogenannte Frauenfrage also: *Erziehe die Mädchen nach ihren Naturanlagen vor allem so, daß sie, sei es unmittelbar in der Ehe, sei es mittelbar außer derselben Mutterpflichten erfüllen können.* Hiemit ist aber auch die Warnung verbunden: Bewahre sie vor einer Erziehung, welche ihnen die Erfüllung ihrer eigenthümlichen Frauenpflichten erschwert oder unmöglich macht. Eine solche falsche Erziehung kann aber auf zweifachem Wege zu Stande kommen, indem den weiblichen Eigenthümlichkeiten bei der Erziehung entweder zu wenig oder zu viel Rechnung getragen wird. Auf dem Abwege des Zuwenig gelangt man zur Unweiblichkeit, auf dem das Zuviel zur Ueberweiblichkeit. Die Unweiblichkeit ist die Folge einer Nachäffung des männlichen Geschlechtes und ergibt sich mit Nothwendigkeit, wenn man das Weib gerade so erziehen will wie den Mann, also die Mädchen von den Knaben in der Erziehung nicht trennt. Erreicht dagegen diese Sonderung ein Uebermaß, so ist die Folge davon Ueberweiblichkeit. Zum Schluße dieses Abschnittes haben wir infolge dessen anzugeben, was die Natur für die eigenthümliche Erziehung der Frau fordert und was diesen Forderungen widerstreitet.

35. Zu Beginn dieses Schluß-Abschnittes haben wir vor Allem noch die Beeinflußung der Männer durch die Frauen und umgekehrt im öffentlichen Leben zu betonen, die, wie wir oben sahen, von der Natur durch den Geschlechtsgegensatz beabsichtigt ist. Die Erziehung des Kindes und des Volkes vollzieht sich nicht blos im Elternhause, sondern auch in der großen Gesellschaftsfamilie. Ebenso ist auch der Einfluß des Mannes auf die Frau

und umgekehrt nicht auf das Zusammenleben in der Ehe und im Hause beschränkt, sondern geht im öffentlichen Leben auf die mannigfachste Weise gleichsam von selbst vor sich. Durch künstliche Gesetze braucht diese gegenseitige Beeinflußung kaum geregelt zu werden. Derselbe Schöpfer der Natur, welcher Männer und Frauen in annähernd gleichem Zahlenverhältniß in's Dasein ruft und Jedem seinen eigenthümlichen Beruf verleiht, sorgt auch dafür, daß keinem Manne der Einfluß der Frau, soweit er nothwendig und nützlich ist, fehlt, und daß keine Frau in Gefahr geräth aus Mangel an männlicher Umgebung sich einseitig zur Ueberweiblichkeit zu entwickeln. Nur wo man die Winke der göttlichen Vorsehung unbeachtet läßt oder ihnen zuwiderhandelt, wird die Erziehung der Männer durch die Frauen und der Frauen durch die Männer mangelhaft sein. Der Eintritt in's öffentliche Leben und die Theilnahme daran bedeutet ja nicht das Aufhören der Erziehung für den Einzelnen. Der Mensch erzieht sich und wird erzogen, so lange er lebt, denn das letzte Ziel der Erziehung liegt nicht diesseits sondern jenseits des Grabes.

Der Anfang zu dieser gegenseitigen Erziehung der Geschlechter wird im Elternhause gemacht. Als Brüder und Schwestern wachsen die Kinder neben einander auf und beeinflussen sich unter der Aufsicht und Leitung der Eltern unbemerkt. Je höher sie im Alter vorankommen, desto größer wird die naturgemäße Absonderung der Geschlechter. Beim Eintritt ins öffentliche Leben muß die Erziehung zur männlichen und weiblichen Selbständigkeit im Wesentlichen abgeschlossen sein, d. h. muß der männliche und weibliche Charakter in den Grundzügen feststehen. Nur so kann dann von einer erfolgreichen Einwirkung der Männer auf die Frauen und umgekehrt die Rede sein. Die durch nichts vollkommen zu ersetzende Grundlage aller Erziehung muß im Elternhause gelegt sein. Die Schule, welche nach und neben dem Hause erziehend auf das Kind zu wirken hat, bietet aber keine einfache Fortsetzung der häuslichen Erziehung. »Sie ersetzt nicht blos das, was die Eltern nicht geben können oder wollen, *sie führt auch den Zögling in eine Genossenschaft ein*, wo er seinen Willen den allgemeinen Gesetzen unterwerfen muß; in einen erweiterten Familienkreis, wo er, weil mehr auf sich selbst angewiesen, zur größeren Selbständigkeit gelangt; sie erregt und befriedigt das Bedürfniß des Anschlusses an Andere, führt zur Verträglichkeit und anderen geselligen Tugenden; sie weckt den Wetteifer zur Förderung intellectueller und sittlicher Ausbildung und verwischt die schroffe Absonderung der Stände, welche das gegenseitige Zutrauen verscheucht, vereintes Zusammenwirken lähmt und dem gemeinschaftlichen Besten, dem Wohle des gesammten Vaterlandes hemmend in den Weg tritt«.[1])

[1]) Hermann, Allgemeine Unterrichts- und Erziehungslehre. 1865. S. 27.

36. So betrachtet ist die Schule ein Bild des öffentlichen Lebens im Kleinen. Es entsteht daher in Bezug auf die Mädchenerziehung alsbald die Frage: Sind in den Volksschulen die Kinder nach dem Geschlecht gesondert zu unterrichten und zu erziehen, oder ist es zuträglicher Knaben und Mädchen in einem Schullocale zu vereinen?

Im Zusammenhange damit können wir weiter fragen: Ist ein Lehrer oder eine Lehrerin für die Mädchen vorzuziehen? Riehl[1]) entscheidet diese Fragen durch den Hinweis auf die »Dorfschulen, wo Knaben und Mädchen die ganz gleiche geistige Ausbildung erhalten; sie sitzen sogar meist zusammen auf der nämlichen Schulbank«. Dagegen klagt er später, daß »die Ueberweiblichkeit der feinen Welt in der Töchtererziehung dieser Kreise ihre erste tiefe Wurzel treibt. Wo ein Mädchen schon mit dem ABC-Buch auf den Isolirschemel einer aparten weiblichen Bildung gestellt wird, da ist es kein Wunder, wenn die erwachsene Dame zuletzt vor lauter Weiblichkeit zu Grunde geht. Die erste Erziehung gehört der Frau, aber — in der Familie. Vornehme Damen schicken ihre kleinen Mädchen, wenn diese kaum ordentlich laufen können, häufig bereits in eine weibliche Pension, nicht um sie besser erziehen zu lassen, sondern um sie los zu werden. In einem Lebensalter, wo das Kind noch rein in der Zucht des Hauses stehen sollte, wird hier bereits die künftige Dame in ihm vorgebildet. Die Tochter soll, noch weit entschiedener als der Sohn, möglichst lange in der elterlichen Familie gehalten werden, denn wenn sie auch nebenbei in die Schule geht, ihre Hochschule wird immer das elterliche Haus sein.

»Die ausschließliche Bildung durch Privatunterricht, die vorzugsweise bei den Töchtern eingerissen ist, läßt zwar das Kind im Hause, trägt aber auch von der anderen Seite zu der bei dem weiblichen Geschlecht so verfänglichen Vereinzelung der Persönlichkeit und des Geschlechtes bei. Ueberall liegen hier Keime, aus denen später die Ueberweiblichkeit sproßt. Auch in den Städten sollte man die Mädchen bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre durchaus in die Volksschule schicken, seien die Eltern so vornehm wie sie wollen. Die Kinder werden hier von den Kindern gemeiner Leute zwar manche Rohheit lernen, sie werden aber auch vor der Ziererei überweiblicher Art gründlich bewahrt und erhalten Auge und Sinn für des Volkes derbe und kräftige Natur. Es liegt ein unberechenbarer Gewinn für die Charakterbildung der Männer und Frauen der höheren Kreise darin, wenn sie wenigstens in der Schule mit der Gesammtheit der Kinder aus dem Volke auf einer Bank gesessen und mit den barfüßigen Kameraden und Genossinnen unter dem gleichen Kriegsrecht des Bakel gestanden haben.

[1]) Die Familie. 49. 107.

»Die Mädchen erhalten hier auch wenigstens noch männliche Schulmeister und keine weiblichen »Erzieherinnen«. Sie sollen den Ernst und die harte Disciplin einer öffentlichen Volksschule durchmachen, als Präservativ gegen die Ueberweiblichkeit«. So Riehl. Uns scheint der herrliche Anwalt der Familie hier von der Furcht vor der Ueberweiblichkeit allzusehr beeinflußt zu sein. Er übersieht, daß die Schule nicht eine einfache Fortsetzung des Elternhauses ist. Der Eintritt in die Schule bedeutet vielmehr den ersten Schritt ins öffentliche Leben. In der Oeffentlichkeit aber ist es besser, wenn Männer und Frauen einander gleichsam corporativ gegenüberstehen. Dazu kommt, daß die Ausbildung der geschlechtlichen Charakter-Eigenthümlichkeiten in der Jugend mehr betont werden muß als die gegenseitige Beeinflussung. Wägt man alle Vortheile und Nachtheile der nach Geschlechtern gesonderten Schulbildung, wie sie durch theoretische Betrachtung sowohl als durch Erfahrungsthatsachen sich ergeben, gegen einander ab, so wird man im Allgemeinen für die Scheidung der Geschlechter in der Schule wenigstens vom zehnten Jahre an eintreten müssen. Gerade in jenen Jahrhunderten, aus denen die Bildnisse berühmter weiblicher Schönheiten neben der zartesten Jungfräulichkeit »gewisse harte und männliche Züge offenbaren«, waren die Mädchen in Bezug auf Schulbildung von den Knaben gänzlich getrennt. Die öffentliche Schule war überhaupt nur den Knaben zugänglich; die Mädchen erhielten den Unterricht fast nur durch die Mutter im Hause. Eben diese Bildnisse stellt aber Riehl den überweiblichen Modejournalgesichtern unserer Zeit als verlorenes Ideal gegenüber.[1])

Die Verhältnisse lassen es kaum zu, in dieser Frage eine immer und überall geltende Regel aufzustellen. In den ersten Jahren der Schule werden ohne besonderen Nachtheil aber auch ohne großen Vortheil Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet werden; in den späteren, wie gesagt mindestens vom zehnten an, dürfte die Sonderung entschieden zu befürworten sein, und steht die Wahl frei, so würden wir ohne Bedenken von vornherein für die Sonderung eintreten. Von den frühesten Jahren an offenbart sich der Geschlechtscharakter der Kinder schon beim Spielen; im sechsten Jahre tritt er in diesem Punkte schon stark hervor. Eine vernünftige Pädagogik trennt in diesem Alter beim Spiel für gewöhnlich die Knaben von den Mädchen. Da aber mit diesem Alter auch der Schulbesuch anfängt, so scheint die Trennung der Geschlechter vom Beginn der Schule an durchweg das Bessere zu sein.[2])

[1]) A. a. O. 26.

[2]) Vgl. »Wer soll unsere Mädchen erziehen und unterichten. S. 63 fg. und den Aufsatz im »Katholik« 1891. II. S. 193 fg.: »Die Töchter des Arbeiters in der Volksschule«. Hieronymus hat sich für die Trennung von dieser Periode an ausgesprochen.

37. Aehnlich scheint uns auf die Frage, ob ein Mann oder eine Frau für den Volksschul-Unterricht der Mädchen sich besser eignet, zu antworten zu sein. Für die eine wie für die andere Ansicht gibt es beachtenswerthe Gründe. Die Frau versteht als Lehrerin besser die Eigenart der Mädchen. Da ferner im Hause die Mutter die erste Lehrerin ist, wird der Uebertritt aus dem häuslichen Unterricht in den der Schule umso leichter geschehen, wenn eben eine Lehrerin gleichsam als Schulmutter die Thätigkeit der Hausmutter fortsetzt. Anderseits wird es auf die Charakterbildung des Mädchens vortheilhaft und kräftigend einwirken, wenn ihm beim Eintritt in die Schule die Autorität des Mannes entgegenkommt. Der natürlichen Neigung der Mädchen zu weichlicher Zärtlichkeit wie zur Furchtsamkeit muß von Anfang an mit pädagogischer Klugheit entgegengewirkt werden. Hierzu scheint aber ein Mann mehr geeignet zu sein als eine Frau. Bedenkt man indeß, daß dieser Einfluß neben der Schule zu Hause durch den Vater auf das Kind geübt wird, und daß beim Religionsunterrichte in der Schule der Katechet den etwaigen Mangel ersetzt, der in blos weiblichem Unterrichte liegt, so dürften im Allgemeinen für Mädchen Lehrerinnen empfehlenswerther sein als Lehrer.[1]) Werden aber Knaben und Mädchen gemeinschaftlich unterrichtet, so scheint uns die ersten Jahren etwa ausgenommen nur ein Lehrer am Platze zu sein. Geradezu widernatürlich aber kommt uns nur eine Lehrerin in einer Schule vor, in der blos Knaben sind. Was Riehl über die Privaterziehung und die Uebergabe der kleinen Mädchen in Pensionate sagt, verdient die ernsteste Beherzigung. »Ich schätze die Erziehung in guten Klöstern (Pensionaten) sehr,« schreibt Fenelon[2]) an eine vornehme Frau, »aber mehr noch halte ich auf die einer guten Mutter, wenn sie sich derselben widmen kann. Ich halte also dafür, daß Ihre Tochter bei Ihnen besser aufgehoben ist als in dem besten Klosterpensionat, das Sie finden könnten. Allein es gibt nur wenige Mütter, denen man den gleichen Rath geben kann.« Als Regel dürfte festzuhalten sein, daß die göttliche Vorsehung die der Mutter zur Erziehung ihrer Tochter verliehenen Gaben und Gnaden nur dann auf andere überträgt, wenn die Verhältnisse die Mutter wirklich nöthigen, ihr Kind andern anzuvertrauen.

38. Bevor wir die weiteren Schlüsse über die naturgemäße Erziehung der Mädchen aus den obigen Auseinandersetzungen ziehen, haben wir im Anschluß an das schon Gesagte zunächst das Ziel der Erziehung allseitig

---

Ep. 128 ad Gaudent. n. 3. »Sexus femineus non iungatur sexui virili; nesciat immo timeat cum pueris ludere.«

[1]) Avis à une dame de qualité sur l'éducation de sa fille.

[2]) Vgl. Die sehr gründlichen Ausführungen zu Gunsten der Lehrerinnen in Mädchenschulen in: »Wer soll unsere Mädchen erziehen.« S. 66 fg.

zu bestimmen. Für Knaben und Mädchen, für Männer und Frauen ist das letzte Ziel jeglicher Bildung ein und dasselbe, nämlich eine glückselige Ewigkeit im Besitze Gottes. Die große Kluft, welche gegenwärtig die Ansichten in der socialen Frage überhaupt und in der Frauenfrage insbesondere trennt, ist hervorgerufen durch die Anerkennung und Nichtanerkennung dieser einfachen Wahrheit. Klar und scharf muß daher dieselbe an die Spitze jeder Abhandlung gestellt werden, da von ihr alles Andere abhängt. Die Frau hat auf Grund der gleichen Menschenwürde für ihre eigene Person den ganz gleichen Beruf wie der Mann, nämlich sich in diesem zeitlichen Leben für den Genuß des ewigen Glückes würdig zu machen. Bei diesem persönlichen Berufe, der als letztes Ziel allen anderen Pflichten übergeordnet ist, gibt es nicht wie beim socialen geschiedene Männer- und Frauenpflichten; hier existirt nur *eine*, nämlich die Menschenpflicht. Zu diesem letzten gemeinschaftlichen Ziele jedes Menschen als solchen pilgert aber der Mann und die Frau *verschieden ausgerüstet*, unter der Last *verschiedener* Pflichten gebeugt. Ein letztes Ziel der Bildung muß Jeder annehmen. Auch dem Liberalismus, der Socialdemokratie, der Revolution, kurz jeder Geistesrichtung schwebt ein solches vor. Weil aber die Revolutionspartei von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, persönlicher Verantwortlichkeit, ewiger Belohnung oder ewiger Strafe nichts wissen will, darum verlegt sie das letzte Ziel ins diesseitige Leben. Was die Religion als Endziel für das Jenseits verspricht, erstrebt der Materialismus im Diesseits, nämlich vollkommene Zufriedenheit im Genusse, wenn auch in verschiedener Weise. Weil man glaubt, vollkommenes Glück und Genuß werde in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung den Männern allein zu Theil, darum fordert man absolute Gleichstellung der Frauen mit den Männern. So hängt von der Ansicht über das Endziel der Menschenerziehung die ganze Frauenfrage ab. Ausführlich haben wir hierüber im dritten Theile zu handeln. Die genannten Wahrheiten in Betreff eines letzten ewigen Zieles sind indeß in den Hauptpunkten Vernunfterkenntnisse, welche dem Menschen mehr oder minder klar durch den bloßen Gebrauch des natürlichen Menschenverstandes zum Bewußtsein kommen können. Die Natur selbst verlangt also vom Menschen Religion. Daß daher die Erziehung für Gott und zu Gott, d. h. zu seinem Dienste und seiner Ehre die Grundlage jeder Bildung sein muß, braucht hier nur angedeutet zu werden. Die natürliche Neigung der Mädchen kommt dem Erzieher hier besonders entgegen. Jeder Mensch ist von Natur aus religiös angelegt; in der Frau ist diese Anlage entsprechend ihrem angeborenen eigenthümlichen Liebesbedürfniß nach einer Seite hin stärker als beim Manne vorhanden. Indeß kann diese Anlage leicht auch ein Hinderniß für die religiöse Erziehung werden. Die Bereitwilligkeit des Mädchens nämlich zu religiösen Uebungen,

worin eben diese Anlage sich äußert, kann falsch geleitet in Aeußerlichkeiten oder unklare Gefühlsschwärmerei ohne wahre und tiefe Religiosität ausarten. Daher muß man bei der religiösen Erziehung der Mädchen besonders bestrebt sein, denselben die Tugend der Religion auf der sicheren Grundlage der Glaubens- und Sittenlehre nach der beständigen Uebung der katholischen Kirche einzupflanzen. Die Frau hat von Natur aus eine lebhaftere Einbildungskraft als der Mann und gewöhnt sich schwerer als er an ein entschiedenes Handeln nach Grundsätzen. Diese schwache Seite muß bei der religiösen Erziehung der Mädchen mit allem Fleiße beseitigt werden, in dem man ihnen Grundsätze einprägt und sie anleitet demnach zu handeln. »Jüngere Ordensfrauen,« schrieb Bischof Ullathorne von Birmingham an eine Novizenmeisterin, »haben viel mit der Einbildungskraft zu schaffen. Wird sie nun aber verdunkelt, und tritt Trockenheit an die Stelle zarter Andacht, so werden sie betrübt und verlieren den Muth, so lange sie nicht dahin gebracht werden, so vollkommen wie möglich nach Grundsätzen und nicht unter dem Einfluß von Gefühl und Einbildungskraft zu handeln. Man muß ihnen zeigen, daß die Grundsätze fest und unveränderlich sind und ihre Quelle in Gott besitzen, wogegen die Gefühle in hohem Maße von der Veränderlichkeit des sterblichen Leibes und die Einbildungskraft von der Stimmung der Nerven abhängt.« Diese Worte verdienen für die religiöse Erziehung des weiblichen Geschlechtes heute umsomehr Beachtung, als eine falsche Psychologie in den meisten modernen philosophischen und pädagogischen Lehrbüchern die Religion geradezu in das sogenannte Gefühlsvermögen versetzt, dieselbe zu bloßer Gefühlssache macht und so grundsätzlich eine wahre religiöse Bildung vereitelt. [2]) Bei sehr vielen unserer sog. gebildeten Frauen findet sich infolge dessen eine staunens- und beklagenswerthe Unwissenheit und Unklarheit über Religion und religiöse Erziehung. »Wie erzieht man eine Mädchenseele zur Anmuth?« fragt die sonst achtunggebietende Verfasserin von »die wahre Emancipation der Frauen«. »Zunächst durch die Religion,« antwortet sie, »denn diese schafft Tiefe und Bescheidenheit. Niemand kann leugnen, daß mit der Religion der wesentlichste uner-

[1]) Letters of Archbishop Ullathorne. London 1892. 172. S. Katholik. Jahrgang 72. S. 512.

[2]) Dies ist auch der Fall in Dr. F. M. Wendt's »Die Seele des Weibes«. 2. Aufl. 1892. Die dort S. 57 beschriebenen »religiösen Gefühle« sind aus subjectiven religiösen Vorstellungen hergeleitet und als »Beruhigungsmittel für die Gegenwart und Zukunft« empfohlen. Eine solche Auffassung der Religion genügt keinesfalls, um eine gediegene nnd wahre Religiosität zu begründen. Uebrigens sind die praktischen Vorschriften in dieser Arbeit besser als die Theorie. So heißt es S. 53 richtig: »Mädchen sind daher zu gewöhnen, nicht nach dem Gefühle die Richtigkeit ihrer Urtheile abzumessen, sondern sich vielmehr der Gründe bewußt zu werden, welche jenes Gefühl erzeugen.«

setzliche Factor der Volkserziehung abstirbt.« Was aber versteht die Verfasserin unter Religion? »Die rein äußere Kirchencorrectheit,« sagt sie, »die wie ein Staatsgesetz gehandhabt und das orthodoxe Pathos, das zu einer Quälerei mißbraucht wird, lasse ich außer Betracht; ich meine nur die einfache echte Frömmigkeit, die für das Volk der Maßstab des Rechtes, für den Gebildeten der Prüfstein des Guten, für die Frau die Quelle alles Edlen sein soll. Auch keine bestimmte Religionsform habe ich im Auge, denn ich glaube, es gibt deren fast so viele, wie Menschen überhaupt. Die unerschöpflichen Lehren des Christenthums sind eine wundervolle einheitliche Grundlage für Alle — aber die besonderen Lebensschicksale müssen erst in jedem Menschen diejenige Religionsauffassung zeitigen, die der Art und dem Bedürfniß des Einzelnen entspricht. Ein bewußt oder unbewußt (!) nöthiges, jedenfalls ein förderndes Element ist die Religion für Jeden und auch ihre freieste Form vollgiltig, sofern sie ihrem Bekenner anregend zum Guten, tröstlich im Leiden und hilfreich zur Erkenntniß ist. Bei weiblichen Gemüthern kommt die Religion von Anbeginn zwei eingebornen Bedürfnissen entgegen: Der Anlehnung an eine stärkere Kraft und der Ausströmung von Empfindungen. Es bedarf nur einsichtsvoller Unterweisung und dem jungen Herzen wird aus der schönen Verehrung des unbegriffen Göttlichen (!) aus gläubigem Gehorsam und vertrauendem Hilfesuchen jene wahre Frömmigkeit erwachsen, die das ganze Wesen anspruchslos durchleuchtet, die furchtlos ist, weil sie sich beschützt weiß, gütig, weil sie nicht anders kann (!) und demüthig, weil sie vertraut. Hinsichtlich dieser schönen Eigenschaften ist die Religion die Vorbereitung für die Liebe, die objective Heranbildung zu einer subjectiven Entfaltung, die auf realem Boden bewährt und reift, was die Seele als ideales Samenkorn aufgenommen.« — Ein boshafter Schriftsteller könnte diese verblüffende Gewandtheit, die fehlenden Begriffe durch Worte zu ersetzen, zu einem Beweise benützen, daß den Frauen das Denken sehr schwer fällt. Weiß denn diese gute Frau, die in ihrer absolut unbestimmten und unfaßbaren Religion, »für das Volk den Maßstab des Rechtes« sehen will, nicht, daß ein Maßstab eine von allen angenommene objective Längeneinheit ist, die nicht nach dem Belieben des Messenden verändert werden kann? Das Grundgesetz der Religion ist: Du sollst Gott Deinen Herrn lieben; ja, die Religion ist, kurz gesagt, die Erfüllung dieses Gebotes. Daß sie »die Vorbereitung für die Liebe« — für welche? — ist, begreift man nach den gewöhnlichen Denkgesetzen schwer. Eine katholische Frau, die irgend welchen Religionsunterricht genossen hat, würde solche Gedankenarmuth nicht leicht zur Schau stellen. Allein, gibt es auch unter den

Gebildeten von Ländern mit vorwiegend katholischer Bevölkerung nicht sehr viele Frauen sowohl als Männer, deren Religion infolge verschuldeter Unwissenheit nur in dergleichen nichtssagenden Redensarten besteht? Die unbekannte Verfasserin obiger Phrasen klagt, daß »in unseren materiellen Tagen sehr viel Unschuldiges mit dem Begriff »überspannt« verurtheilt wird, oft schon die bloße Neigung für höhere geistige Interessen, jedenfalls die unklar-innige Schwärmerei, die so selten geworden und doch solch' harmlos werthvolles Attribut der Jugend ist — ein Gemisch von Ehrfurcht, Sehnsucht und Jubel, in dem die köstliche Blume der Begeisterung wurzelt.« — Wäre die Religion nichts anderes als »unklar-innige Schwärmerei«, so verdiente der Materialismus den wärmsten Dank für ihre Beseitigung. Mütter, die in ihren Töchtern »unklar-innige Schwärmerinnen« sehen wollen, können nimmer im Stande sein, in denselben jene starke muthige religiöse Ueberzeugung zu begründen, von der das Glück jedes Menschen an erster Stelle abhängt. Dem Manne ist die religiöse Ueberzeugung und die darauf gegründete praktische Uebung der Religion nicht minder, im Gegentheil noch mehr nöthig als der Frau. Gleichwohl macht sich der Mangel derselben am Manne nicht so abschreckend bemerkbar wie an der Frau. Das Verbrechen der Irreligiosität oder des Unglaubens ist beim Manne schwerwiegender, an der Frau aber erregt es Ekel und Abscheu. Der oft erwähnte Geschlechtsunterschied tritt auch hier deutlich zu Tage. »Von der Mutter lernen wir beten«; das Kind und namentlich das Mädchen, in dessen Herzen nicht eine wahrhaft fromme Mutter die religiöse Anlage geweckt und gebildet hat, wird kaum in der Folgezeit diesen Mangel je ganz beseitigen können. Welche Pädagogik, welches tiefe Verständniß für die Seele des Kindes und insbesondere des Mädchens, welche praktische Verwendbarkeit zeichnet Fenelon's Schrift über die Erziehung der Töchter aus! Aber wie wenige Mütter gibt es, die nach dem dort gezeichneten, keineswegs unerreichbaren Ideal ihren Töchtern den ersten Religionsunterricht ertheilen! Wer sich bemüht, solche Mütter zu bilden, wirkt zur glücklichen Lösung der Frauenfrage am besten mit.

39. Dem letzten Ziele, wozu jeder Mensch zu erziehen ist, untergeordnet, ist das nächste Ziel des Lebensberufes. Kaum etwas Anderes ist so klar, als daß der einzelne Mensch durch natürliche Begabung und Neigung von Natur aus zu einem eigenthümlichen Stande bestimmt ist. Von der Erkenntniß und Ergreifung desselben und von der Erfüllung der eigenthümlichen Standespflichten hängt das persönliche Glück des Einzelnen in Zeit und Ewigkeit, sowie sein heilsamer Einfluß auf die Gesellschaft ab. Die Bildung jedes Menschen besteht daher wesentlich in der genügenden Kenntniß seiner

Standespflichten und in der Fähigkeit, sie zu erfüllen. Gebildet ist der, welcher weiß was er wissen soll, und thun kann was er thun soll. Weitere Kenntnisse und Fähigkeiten darüber hinaus sind zufällige, angenehme und oft wünschenswerthe nützliche Beigaben; immerhin aber die Nebensache.

Frau Kettler schreibt daher, wenn wir auch ihre sonstigen Ansichten vielfach nicht theilen können, und sie ihre folgenden Worte anders meint, als wir sie auffassen, richtig:[1]) »Die Schulbildung der Mädchen muß eine ernstere werden, als sie jetzt ist. Alles, was dem Tand und nur dem Luxus dient, muß hinausgeworfen und Alles, was dringend nothwendig, damit ein Mädchen später einen Beruf darauf gründen könne, muß statt dessen hineingeführt werden. Auf allen Gebieten des Wissens zu naschen, ist sehr amüsant, aber es ist nicht nothwendig; die feste Grundlage zu wenigen Gebieten des Wissens zu legen, ist viel weniger amüsant, dafür aber ist es nothwendig. Nicht soll in Zukunft gefragt werden: Hat das Mädchen Alles gelernt, was gelernt zu haben sich schickt, was gelernt zu haben hübsch und angenehm ist? Sondern gefragt soll in Zukunft werden: Hat das Mädchen Alles gelernt, was gelernt zu haben nothwendig ist?« — Wir haben bereits oben im Allgemeinen gesagt, was jedem Mädchen nothwendig ist. Wie die Erziehung der Knaben von vornherein so einzurichten ist, daß sie fähig werden je nach ihren Anlagen eine männliche Berufsart zu ergreifen, so muß das Mädchen vor Allem für den weiblichen Wirkungskreis vorbereitet werden.

Hier drängt sich die brennende Tagesfrage an uns heran, ob nicht entsprechend den Zeitverhältnissen dem Weibe heute Berufsarten zu eröffnen sind, die bis jetzt gewöhnlich nur Männern zugänglich waren. Manche erblicken hierin den Kern der Frauenfrage oder das Ziel, von dessen Erreichung die Beseitigung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Nothlage abhängt. Die Antwort hierauf kann nach dem Gesagten der Hauptsache nach nicht zweifelhaft sein. So wenig heute die Natur des Weibes eine männliche geworden ist, ebenso wenig kann der Wirkungskreis der Frau ganz oder theilweise in den des Mannes verwandelt werden. Allein so einfach läßt sich diese Frage heute nicht abweisen. Es gibt nicht wenige von Arbeiten körperlicher wie geistiger Art, die auch die Frau ebenso oder nahezu mit derselben Fertigkeit leisten kann als der Mann. Wenn nun eine große Zahl von alleinstehenden Frauen ihre eigenthümliche Stelle im Hause oder in der Familie nicht einnehmen kann, soll sie nicht selbstständig durch solche Arbeit ihre Lebensstellung sich sichern? Die Socialdemokratie geht weiter und verlangt principiell, daß keine Arbeit, kein Recht und keine Pflicht des Mannes im öffentlichen Leben der Frau vorenthalten sei. Die Verwaltung des Staates durch actives und

[1]) »Was wird aus unsern Töchtern?« 6. Aufl. Weimar, 1892, S. 11.

passives Wahlrecht soll der Frau ebenso zustehen, wie die Bewerbung um einen Nachtwächterposten. Letztere Forderung ist als einfach widernatürlich abzuweisen; sie würde die Gesellschaft dem Untergange entgegenführen, weil sie die Frau ihrer nächsten und eigentlichen Bestimmung, durch die Verwaltung des Hauses einen unersetzlichen Factor in der Erziehung der Familie sowohl wie der Gesellschaft zu bilden, entfremden würde. Einzelne Staaten Amerikas, wo die Erziehung der Mädchen auf diese vollkommene Gleichstellung abzielt, haben die traurige Wahrheit dieser Behauptung bereits erfahren. Die physische und moralische Entwicklung dieser Mädchen ist derart, daß einer der hervorragendsten Professoren der Medicin von Boston, Eduard Clarke 1874 offen das Urtheil abgeben mußte[1]): »Diese Mädchen werden unfähig Mütter zu werden, und wenn man diese Erziehungsmethode noch ein halbes Jahrhundert so wie seit 50 Jahren fortsetzt, so wird man Frauen aus anderen Erdtheilen einführen müssen.«

Hätten nur falsche Grundsätze die Frauenfrage im angegebenen Sinne hervorgerufen, so wäre die Beantwortung nicht sehr schwierig, ja man kann zweifeln, ob blos theoretische irrthümliche Meinungen im Stande sind, eine solche ernste, wirkliche Bewegung in der Gesellschaft zu veranlassen, wie sie gegenwärtig besteht. Die meisten werden aber durch die sociale Noth zu der Forderung gedrängt, den Wirkungskreis der Frau zu erweitern. So befürwortete Professor Dr. Pierstorff[2]) als Rector der Universität Jena das Frauenstudium vornehmlich auch auf Grund der Thatsache: »daß die Arbeitskräfte der Frau jetzt nur auf wenigen Gebieten zu verwerthen sind. Das Angebot übersteige die Nachfrage und führe so zu den niedrigen Preisen der Frauenarbeit. Diesen Uebelstand, der ganz besonders in den gebildeten Familien des Mittelstandes von den nicht mit hinreichendem Vermögen versehenen Beamtentöchtern oft genug schmerzlich empfunden wird, könnte man bedeutend abschwächen, wenn auch bei uns in Deutschland die Frauen zum Studium, aber nicht nur als Hörer, wie in Oesterreich, sondern auch zu den Universitätsprüfungen zugelassen würden.« Man brauche nicht, sagt Professor Pierstorff, der Frauenemancipation mit ihren großen Nachtheilen für das Familienleben das Wort zu reden, wenn man das Bedürfniß und die Berechtigung der Frauen, an der höheren geistigen Bildung theilzunehmen, anerkennt. Natürlich müßte man die Frauen nicht nur zur Universität zulassen, sondern ihnen auch den Weg ebnen, sich die erforderliche Reife für dieselbe zu erwerben d. h. es müßten Mädchengymnasien geschaffen werden,

[1]) In seinem Buche: Sex in education or a fair chance for the girls bei Jaunet, Les États-Unis. 4. édit. 1889. t. I. 249.

[2]) Im 16. Hefte des Konrad'schen Handwörterbuchs der Staatswissenschaften unter »Frauenfrage«. Vgl. Hochschul-Nachrichten. München. 1882. Nr. 19.

wie Deutschland bisher nur etwas Aehnliches in dem Victoria-Lyceum zu Berlin und den verwandten Instituten in Köln, Darmstadt und Leipzig besitzt. In Oesterreich hat im Einklang mit dieser Anregung, nachdem schon längere Zeit in Prag ein Mädchenlyceum bestand, am 11. October 1892 zu Wien der »Verein für erweiterte Frauenbildung« das erste deutsche Mädchengymnasium im Gebäude des städtischen Pädagogiums eröffnet. Der ersten Classe mit 30 »Gymnasiastinnen« sollen fünf weitere Classen folgen. Als Muster hierfür scheint Rumänien gegolten zu haben. Dort bestehen zu Bukarest, Jassy und Krajova fünfclassige Mädchenmittelschulen, welche zunächst für Heranbildung weiblicher Lehrkräfte für die Volksschule eingerichtet, ihren Abiturienten das Recht verleihen, sich nach zwei Jahren der Staatsprüfung für das Baccalaureat, beziehungsweise der Reifeprüfung für den Besuch einer Universität zu unterziehen. Für dieses zweijährige Privatstudium bietet sich Gelegenheit in den dortigen Privatinstituten, Mädchenlyceen, welche die Schülerinnen für das obige Examen vorbereiten. Die weitaus überwiegende Anzahl der rumänischen Universitätsstudentinnen widmet sich dem Studium der schönen Wissenschaften und der Literatur. An der juridischen und an der mediciniſchen Facultät wurden in den letzten Jahren immer drei bis vier neue Hörerinnen immatriculirt. Bereits sind jetzt in Rumänien zwei weibliche Doctoren der Medicin im Staatsdienste angestellt, eine in einem Frauenspital, die andere in der Hebammenschule. Die bereits thätigen Advocatinnen sollen »nach jeder Richtung Zufriedenstellendes leisten«.

Dem preußischen Abgeordnetenhause hat der Verein »Frauenbildungs-Reform« in Weimar, dessen Vorsitzende Frau J. Kettler eine außerordentliche Rührigkeit bekundet, im Jahre 1892 seine fünfte Petition behufs Zulassung der Frauen zur akademischen Bildung überreicht, während er einen Fond für Errichtung eines privaten Mädchen-Gymnasiums sammelt.

Die Hochschulen waren den Frauen von jeher zugänglich in Holland, Spanien und Portugal. An der Universität Brüssel erwarben sich in den letzten zehn Jahren 75 Frauen akademische Grade. Die französische Regierung warf im Jahre 1882 zehn Millionen Francs zur Gründung von Mädchenlyceen aus, nachdem bereits 1880 durch ein besonderes Gesetz die Errichtung solcher Anstalten mit staatlicher Subvention beschlossen worden war. Die Schweiz zeichnet sich unter den europäischen Staaten am meisten durch Förderung des Frauenstudiums aus. In Zürich wurden 1867 Studentinnen unter den gleichen Bedingungen wie den Männern die Absolvirung der Hochschulen gestattet. Seitdem sind alle schweizerischen Universitäten mit Ausnahme der neuen katholischen in Freiburg von studirenden Frauen vorzugweise aus dem Ausland besucht. Unter den 2315 Hörern,

die im Winter 1890—91 auf den Schweizer Universitäten immatriculirt waren, zählte man 229 Studentinnen. Im Wintersemester 1892 ist auch in Zürich eine Frau Dr. jur. Emilie Kumpin zum ersten Male an einer deutschen Universität in die Reihe der Docenten in der juristischen Facultät getreten. Wie in der Schweiz, stehen seitdem in Schweden seit 1870, in Dänemark seit 1872, in Italien seit 1876, in Belgien seit 1880 den Frauen die Universitäten offen. In Rußland besteht unter den Frauen ein besonderer Zug zu dem medicinischen Fache, so daß seit 1872 besondere Frauencurse hiefür errichtet wurden. Unter 18.000 prakticirenden Aerzten in Rußland zählte man Anfang 1887 550 Frauen.

In England ist gleichfalls die Arzneikunde das vorzugsweise Gebiet, dem die Frauen zustreben. Die ablehnende Haltung, welche dort Gladstone gegen die Gleichberechtigung der Frauen einnahm, ist aus der jüngsten Zeit noch in frischem Andenken. Mit Privatanstalten für Mädchen zur Vorbereitung auf das Universitätsstudium hat man 1865 begonnen. Die Universität zu London gestattete 1878 den Frauen die Erwerbung aller akademischen Grade; die hiermit verbundenen Vorrechte blieben ihnen aber wie auch in Manchester und Dublin verweigert. Dagegen ließen die Universitäten zu Cambridge 1881 und zu Oxford 1884 diese Einschränkungen fallen. Die Candidatinnen der Medicin bilden sich indeß für ihr Fach nicht an den Universitäten sondern in der zu London 1874 eröffneten unabhängigen medicinischen Frauenhochschule (School of medicine for women), wo 1892 unter den 18 Professorenstellen 5 durch Frauen besetzt waren. Anfang 1892 wurde die Zahl der in London thätigen Aerztinnen auf 70 angegeben. Vier Hospitäler in London stehen unter ausschließlich weiblicher Leitung.

In fast allen Staaten Europas besteht somit das Streben, auf dem Gebiete der höheren geistigen Bildung eine gewisse Gleichstellung zwischen Frauen und Männern herbeizuführen. Ueber Amerika, das hierin eine Art Führerrolle übernommen hat, war andeutungsweise schon die Rede; im folgenden Theile werden wir ausführlicher über die amerikanischen Zustände zu reden haben. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn auch in Oesterreich, das gleich Deutschland bisher diese Bestrebungen nicht theilte, ähnliche Forderungen an die Staatsregierung gestellt werden. In der Berathung über den Staatshaushalt wurde 1891 der Unterrichtsminister v. Gautsch direct aufgefordert, die Gleichberechtigung der Frauen zu den Universitätsstudien anzubahnen. Seit 1878 sind nämlich sog. Studentinnen auf österreichischen Hochschulen nur als Hörer, und zwar unter Vorbehalt der Prüfung jedes einzelnen Falles zugelassen. In der Sitzung vom 4. November erwiderte der Minister, die Unterrichtsverwaltung könne trotz aller Tagesschlagworte an ein Gleichmachen

der Frauenbildung nicht denken. Es gehe nicht an, das für die männliche Jugend bestehende Unterrichtssystem einfach auf die weibliche Jugend zu übertragen. Die Frau sei vor Allem zur Erzieherin ihrer eigenen Kinder zu erziehen. Vom Standpunkte der gesteigerten Erwerbfähigkeit sei allerdings für die Frauenbildung noch Manches zu thun wünschenswerth, doch liege die Lösung dieser Frage nicht im Unterrichtsressort[1].) — Der liberale Abgeordnete Dr. Sueß, der es liebt, die Natur und das »reine Menschenthum« überall zu betonen, schloß sich der Meinung des Unterrichtsministers an. Der Frau, sagte er, sei ihre Pflicht von der Natur vorgeschrieben, und es sei geradezu ein Eingriff in die Natur, sie von dieser Pflicht abspenstig zu machen. Er kenne kein schöneres und erhabeneres Schauspiel als eine Mutter, die hingebungsvoll ihre Schuldigkeit thue. Neuestens hat sich auch der Philosoph des Pessimismus Eduard v. Hartmann über das Frauenstudium und zwar entschieden ablehnend ausgesprochen[2]). Die Gründe für seine Meinung, die speciell das medizinische Studium berücksichtigt, sind durchaus stichhaltig, und es ist auffallend, wie die Vertreter der verschiedensten und einander widersprechendsten Weltanschauungen in diesem Punkte zusammenkommen. Vom bloßen Standpunkte der materiellen Versorgung aus sieht Hartmann »weiter nichts wie Elend und Enttäuschungen im Gefolge, wenn Frauen dem ärztlichen Berufe sich widmen sollten«. Uebrigens stimmt er entschieden dafür, den Versuch dazu freizugeben. »Da man den emancipationssüchtigen Frauen nicht beweisen kann, daß sie auf dem Holzwege sind, so muß man der Bewegung freien Lauf lassen; es wird nichts dabei herauskommen.«

Da der Minister v. Gautsch nur so viel zu beantworten hatte, als er gefragt worden war, können wir eine bessere und richtigere Antwort uns kaum denken, und es wäre nur zu wünschen, daß die österreichische Unterrichtsverwaltung auf ihrem Standpunkte beharrte. Eine vollkommene und grundsätzliche Behandlung der thatsächlich bestehenden ernsten Bestrebungen, den Wirkungskreis der Frauen zu erweitern, darf sich freilich nicht auf eine bloße Ablehnung beschränken. Man muß darauf denken, zu sorgen für »die täglich wachsende Schaar der vereinzelten Frauen, die ohne ihr Verschulden losgelöst sind von der Familie, hinausgestoßen, einsam dastehend in der

[1]) Minister v. Gautsch hat im österreichischen Reichsrathe am 28. Jänner 1893 bezüglich der Bestellung weiblicher Lehrkräfte als Schulleiterinnen bemerkt, daß die damit gemachten Erfahrungen durchaus günstige seien. Insbesondere den Klosterfrauen stellte er das Zeugniß aus, »daß sie das (die Schulleitung) in der allerausgezeichnetsten und allseitig anerkannten Weise thun«.

[2]) Vgl. Hochschul-Nachrichten 189?/3 Nr. 30.

eigenſüchtigen, wirrbewegten Welt, berufslos, mittellos oder doch wenigſten von vorneherein ohne Gnade verurtheilt zu einem verfehlten zielloſen Lebens Da nun die abſolute Gleichberechtigung der Frau, wie ſie die Revolution verlangt, der Natur offen widerſtrebt, da die theilweiſe Gleichberechtigung, die wir ſoeben zunächſt nur auf dem Gebiete der höheren Studien ins Auge faßten, ſchließlich nur eine Brücke zu der revolutionären erſteren Forderung bildet und ſamit gleichfalls zurückzuweiſen iſt, ſo bleibt nur übrig anzuerkennen, daß unſere geſammte ſociale Entwicklung krankhafte Formen angenommen hat. Die Männer wie die Frauen haben den Geiſt der Familienhaftigkeit vielfach verloren, und dieſe Sünde gegen die Natur hat die Frauenfrage heraufbeſchworen. Gründlich zu beſeitigen iſt dieſelbe daher nur durch eine Reform der Erziehung, die den verflüchtigten Geiſt der Familienhaftigkeit der Geſellſchaft allmälig wieder zurückbringt.

40. Abgeſehen aber von dieſer Hauptſache liegt in den genannten Beſtrebungen der Frauenbewegung ein berechtigtes Moment. Unterſcheiden wir nämlich darin, *was* die Frauen wollen (den materiellen Theil) davon. *wie* ſie es wollen (den formellen Theil), ſo liegt in dem erſteren großentheils weder eine neue noch eine unſtatthafte Forderung. Von Natur aus kann und darf, ja unter Umſtänden ſoll die Frau Alles thun, was der, Mann thut, *inſoferne* es mit ihrem eigenthümlichen Wirkungskreiſe vereinbar iſt. Sie ſoll es aber eben wegen ihres beſonderen Berufes *anders* thun, als der Mann, nicht regelmäßig, ſondern ausnahmsweiſe, nicht allein und ſelbſtſtändig, ſondern helfend zur Seite des Mannes. Hiermit iſt indeß der Eheſtand nicht als einziger Beruf der Frau bezeichnet. Liegt es von Natur aus in der freien Wahl der Frau wie des Mannes, auch ehelos zu bleiben, und nöthigen hierzu zuweilen die Umſtände, ſo kann die bezeichnete Art und Weiſe der Frauenarbeit eine gewiſſe Selbſtändigkeit nicht ausſchließen.

In den niederen Berufsarten, die wir gewöhnlich in den Worten Handwerk und Ackerbau zuſammenfaſſen, gibt es wenige, bei denen die Frau nicht unter Umſtänden helfend dem Manne zur Seite ſteht. Es genügt, hierfür auf das tägliche Leben hinzuweiſen. Ein Blick auf die Geſchichte belehrt uns, daß die Frau unter Umſtänden auch auf den höchſten Stufen der Geſellſchaft die Stelle des Mannes vertreten und darin Männer übertreffen kann. Die einzige Kaiſerin Maria Thereſia mag hier erwähnt ſein, die gewiß nicht die letzte Stelle in der Regentenreihe der Habsburger einnimmt. Sie aber, wie alle regierenden Frauen, die dem Throne Ehre gemacht haben, haben den Frauencharakter zu bewahren gewußt. Keine von ihnen würde eine abſolute Gleichberechtigung der Frauen auf die Krone beanſpruchen. Die regierenden Fürſtinnen bleiben nur berechtigte Ausnahmen, wie auch die Mutter im Hauſe unter Umſtänden die Stelle des Vaters vertritt und

beim Tode desselben die Vormundschaft führen kann und gewöhnlich führen soll.

Vom Unterrichte und der Erziehung kann die Frau nie ausgeschlossen werden: Niemand sieht ein, warum eine Lehrerin nicht mit einer gewissen Selbständigkeit eine Schule für Mädchen leiten soll. Mädchen und Frauen zu erziehen ist der eigentliche Beruf der Frau [1]). Nimmt dagegen der Lehrerinnenstand eine das Bedürfniß übersteigende Ausdehnung an, so wird man hierin schwerlich das Zeichen gesunder Verhältnisse erkennen. Einzelne Frauen haben zu allen Zeiten, zumal da die centralistische Staatsallmacht noch nicht den Lebensberuf fast jedes Einzelnen zu bestimmen sich anmaßte, sich höheren Studien gewidmet. Die katholische Kirche hat hier am wenigsten ein Hinderniß bereitet. Der Papst selbst sandte, wie oben erwähnt, der Lucretia Corner einen Glückwunsch zur Doctorpromotion, die in der Kirche St. Justina zu Padua vor sich ging. Lucretia hielt öffentlich an der Universität zu Padua juristische Vorlesungen. Von ihren Zuhörern, unter denen sich keine einzige Frau befand, war sie durch einen Vorhang getrennt. Im Geiste des Christenthums hat der gelehrte heil. Hieronymus Commentare zur heil. Schrift für die gebildeten römischen Frauen geschrieben. Weit entfernt, Frauen vom Studium abzuhalten, hat gerade die katholische Kirche jene dazu angeleitet, welche die Verhältnisse und die Anlagen dafür geeignet machten. Unter den hervorragenden gelehrten Frauen des Mittelalters finden wir daher zumeist Nonnen. Die Kirche hat aber nie versucht, die Ausnahmen zur Regel zu machen und durch Eingriffe in die Naturgesetze eine größere Anzahl von Frauen zu verleiten, ihrem eigenthümlichen Berufe zu eigenem wie zu fremdem Schaden untreu zu werden. Die größte deutsche Dichterin der Neuzeit, Annette von Droste-Hülshoff, weiß nichts von den Klagen unserer Emancipationsdamen, und in unseren Tagen überragt Emilie von Ringseis mit ihren Dichtungen voll männlicher Kraft und edelster Weiblichkeit auch manchen Dichter von Gottes Gnaden; sie würde aber das Ansinnen entrüstet zurückweisen, mit ihrer Feder »gleiche Bildung für Mann und Frau« zu befürworten. Es wird immer hochgebildete und berufene Schriftstellerinnen geben, die eine Zierde ihres Geschlechts sein werden, aber Mädchengymnasien zur Heranbildung professionsmäßiger weiblicher Literaten verdienen als naturwidrige Pflanzschulen unglücklicher Existenzen bezeichnet zu werden.

Die offenbare Vorliebe der studierenden Frauen der Gegenwart für Heil- und Arzneikunde [1]) scheint uns durchaus der weiblichen Eigenart zu entsprechen. Richtig geleitet dürfte dieses Streben, anstatt zu verwerfen, zu

[1]) Ueber die Bemühungen des Grafen Kaunitz im österr. Reichsrathe, die pharmaceutischen Studien der Frauen zu befördern vgl. Hochschulnachrichten 1892/3 Nr. 30.

befürworten sein. Es scheint geradezu naturgemäß zu sein, daß bei Frauen- und Kinderkrankheiten auch (wenn gleich nicht ausschließlich) medicinisch gebildete Frauen beigezogen werden. Daß aber zur Bildung solcher Aerztinnen der Besuch von Universitäten nothwendig gehöre, dürft schwere zu beweisen sein. Vor allem für die Praxis, nicht aber unmittelbar zur Förderung der Wissenschaft wären geeignete Frauen heranzubilden. Das Volk wendet sich heute noch gern an wirklich oder angeblich heilkundige Frauen, so daß oft gesetzliche Mittel gegen Unfug ergriffen werden müssen. Es liegt indeß ein richtiger Instinkt in diesem Vertrauen des Volkes zu heilkundigen Frauen, der eine Tradition aller Zeiten ist. Ist ja jede Mutter genöthigt, bis zu einem gewissen Grade der Arzt ihrer Kinder, wenigstens durch prophylaktische Maßregeln zu sein. Medicinische Fachschulen für Frauen, die Vorbereitungsclassen mit inbegriffen, an denen schließlich auch einzelne hervorragende Frauen docieren könnten, würden den falschen Emancipationsgelüsten kaum Vorschub leisten, wenn ein solider sittlicher Geist dieselben beherrschte. Auf dem Standpunkte des Materialismus ist freilich ein solcher Geist schlechthin unmöglich.

Als ein Uebel unserer gesellschaftlichen Entwicklung betrachten wir es, wenn Frauen im Post- und Telegraphendienste, sowie in ähnlichen Berufsarten Verwendung suchen müssen[1]). So lange man indeß nicht in dergleichen Zugeständnissen eine eigentliche Lösung der Frauenfrage erblickt, sehen wir darin nicht schon ein Zugeständniß an die Bestrebungen nach naturwidriger Gleichstellung. Diese kann nur in der Zurückführung geordneter Familienzustände bestehen.

Schwierigkeiten bereitet die Frage, ob die Frau, wenn sie selbstständig die Leistung öffentlicher Arbeiten übernimmt, für die gleiche Arbeit auch den gleichen Lohn wie der Mann erhalten soll. Wo man Aemter und Stellen in der Absicht durch Frauen anstatt durch Männer besetzt, um billigere Arbeitskräfte zu haben, ist eine wirkliche Unterdrückung der Frauen vorhanden, die entschiedene Abhilfe erheischt und in dieser Beziehung muß man für den gleichen Lohn eintreten. Andrerseits sieht man leicht ein, daß der Dienst des Mannes an sich umfassender, ausgiebiger und weniger der Unterbrechung ausgesetzt ist, als der der Frau. Die von Natur aus größeren Bedürfnisse des Mannes erheischen zudem einen größeren Lohn. Eine ungesunde Concurrenz der Frauen gegenüber den Männern kann sowohl durch den gleichen wie durch den geringeren Lohn der Frauen befördert werden. Immerhin dürfte die Gleichheit im Lohne das Vordrängen der Frauen eher beschränken als fördern, denn wenn bei gleichem Lohne sich auch mehr Frauen

[1]) Vgl. Schaumburg, Das Paradies der Frauen. S. 85. — v. Holzendorff, Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen. Berlin 1877. S. 30.

den gleichen Beschäftigungen mit den Männern widmen wollen, so werden die Arbeitgeber doch Männer den Frauen vorziehen.

Von einer eigentlichen und wesentlichen Erweiterung des Frauenberufes braucht nach dem Gesagten nicht die Rede zu sein, will man nicht der Natur zuwider handeln. Vielmehr muß das ernstlichste Bestreben der Gesellschaft dahin gehen, die Frau ihrem eigentlichen Berufe, wo sie für den Mann im einzelnen wie im ganzen unersetzlich ist, durch Herbeiführung gesunder socialer Verhältnisse zurückzugeben. Die Folgen der gegentheiligen Bemühungen, durch höhere Schulen aller Art den Frauen neue Ewerbszweige zu eröffnen, werden nur in einer größeren physischen wie sittlichen Entartung des weiblichen Geschlechtes bestehen als sie jetzt schon ist. Die Gesetze der Natur, unter denen die Verschiedenheit der Geschlechter und der entsprechenden Berufskreise eines der stärksten ist, sind der Menschheit vom Schöpfer zu tief eingeprägt, als daß jene Anstrengungen der wilden wie zahmen sog. Frauenemancipation dauernden Erfolg haben könnten. An dem gesunden Sinn der Mehrzahl der Frauen selbst wird die Natur ihre beste Stütze bei dem gegen sie geplanten Angriffe haben.

»Wo immer,« äußert sich neuestens eine solche Frau mit klarem Kopfe über diesen Punkt,[1]) »einem Frauengehirn nach irgend welcher Richtung eine hervorragende Begabung eingeprägt ist, die den Raum des gewöhnlichen Frauenloses überfliegt, da wird dieselbe ihre Berechtigung in sich tragen und ihre sachgemäße Ausbildung finden können, auch ohne daß man durch unbedingte Zulassung der Frauen an öffentliche Hochschulen der Thorheit Treibhäuser baut und den Familienfrieden systematisch untergräbt.« »Indessen glaube ich,« sagt sie weiter, »daß all' solche Erweiterungen des weiblichen Wirkungskreises das Uebel der Zeit nur momentan bessern, nicht aber wirklich heilen. Das kann nach meiner Ueberzeugung keine noch so geniale und umfassende Maßregel, das kann nur die Arbeit, die mühsam und langsam bei den Wurzeln anfängt und in stets regem, doch ruhigem Schaffen allmälige Früchte gezeitigt: die Erziehung. Ich wiederhole: Unsere heutigen Mädchen werden gar nicht, oder doch nicht richtig erzogen. Manches Elternpaar meint seine Pflicht gethan zu haben, wenn es die Kinder in eine »gute« Schule schickt, derselben die Mühe und die Verantwortung der gesammten Ausbildung des jungen Menschenkindes überlassend.« — Leider, so könnte die Schreiberin hinzusetzen, befördert die staatliche Auffassung der Schule diese Meinung. — »Nun gibt es aber heutzutage überhaupt keine gute Schule im obigen Sinne.[2]) Ohne die fundamentale häusliche Er-

[1]) Die wahre Emancipation der Frauen. Leipzig. 1891. 2. Aufl. S. 17.

[2]) So allgemein können wir diesen Satz nicht gelten lassen.

ziehung könnte selbst die bestgeleitete Schule eine gleichmäßig wirksame Charakterbildung nur erzielen, wenn sie ein einheitliches Material hätte, d. h. nur Kinder von gleicher Bildungsstufe und gleichartiger sittlicher Veranlagung. Indessen treibt die Sucht nach äußerlicher Verfeinerung sehr viele Angehörige niederer Stände in die höheren Töchterschulen, und es bildet sich darin ein Gemisch verschiedenster Lebenssphären, deren von Haus aus divergirende Anschauungsweise ein vielgliedriges Erziehungsverfahren erfordern würde, sollte damit dem Individuum Genüge geschehen. . . . Die Zersetzung mit nicht hinzugehörigen Elementen zwingt die heutige Schule mehr als je zur Zersplitterung ihrer Kräfte, wobei es verhältnißmäßig von geringem Nutzen ist, daß diese Kräfte so wesentlich gewachsen sind.«

Es mag in diesen Worten einiges zu wenig bestimmt ausgedrückt sein; in der Hauptsache enthalten sie die Wahrheit. Die Grundsätze zu einer wahrhaft naturgemäßen Erziehungsmethode der Mädchen sind vielfach außer Acht gelassen; ein principienloses Versuchen ist an die Stelle zielbewußter Bildung getreten. Da hilft nichts anderes als wieder die bewährten, durch die Natur selbst geforderten Grundsätze und Ziele fest ins Auge zu fassen, welche u. a. der edle Humanist Ludwig Dolce 1545 also an die Spitze seiner »Erziehung der Frauen« gestellt hat[1]):

»Ist das Mädchen für den Unterricht fähig geworden, was je nach der individuellen Entwicklung zwischen dem vierten und siebenten Jahre geschieht, so will ich, daß der Vater alsdann zwei Ziele für dasselbe ins Auge faßt: das eine ist die Religion, das andere die Leitung des Hauses, und gemäß diesen beiden Zielen bemühe er sich, das Kind zu unterweisen in der Aneignung der Tugend und in jenen Uebungen, die eine Hausfrau verstehen muß«. Von dem ersten Ziele haben wir bereits geredet; es erübrigt die hauptsächlichsten Andeutungen über das zweite, nächste Ziel der Mädchenerziehung zu geben.

41. »Die Wissenschaft der Frauen muß sich ebenso wie die der Männer darauf beschränken, über ihre Pflichten genügend unterrichtet zu sein; der Unterschied ihrer Pflichten begründet auch den ihres Unterrichts.« »Wenn eine neugierige Frau,« sagt Fenelon[2]) im Anschluß an diese seine Worte, »diese Grenzen zu eng findet, so kommt es daher, weil sie die Bedeutung und die Tragweite ihrer Pflichten nicht kennt.« Kaum etwas Anderes erschwert so sehr das Verständniß und die Förderung des gesell-

[1]) Dialogo della institutione delle donne. In Venezia. 1545. (3. Aufl.) 1545. p. 10.

[2]) L'Education des filles ch. 11. Vgl. Sophie v. Harbenberg, Zur Frauenfrage. 882. S. 24 fg.

schaftlichen Wohles, als der Mißbrauch, welchen man nach dieser Andeutung Fenelons mit dem Worte »Bildung« bei den Männern fast ebenso wie bei den Frauen treibt. Die Populariſirung und Verallgemeinerung der Wiſſenſchaften iſt eine der großen Lügen unſerer ſchwindelhaften Zeit. Nur weil die moderne Geſellſchaft dieſer Lüge gern glaubt, konnte es z B. einem Bebel einfallen, ohne eigentliche Studien und wirkliches Wiſſen in ſeinem Buche über die Frauenfrage mit der Anmaßung aufzutreten, als habe er die Studien aller vier Facultäten gründlich abſolvirt. Solche Wiſſenſchaft, wie Bebel und emancipirte Frauen nach Art einer v. Troll-Boroſtyani zur Schau ſtellen, kann man ſich allerdings auch ohne eigentliche Studien erwerben, aber ſie iſt eben auch nur der Schein des Wiſſens. Gleichwohl verſteht man unter »gebildeten Frauen« gar ſo gern ausſchließlich weibliche Weſen, die Dank dem feinen Drill einer höheren Töchterſchule und der Lectüre eine leidliche Fertigkeit im Clavierſpielen, im Franzöſiſchſprechen, im Dichtercitiren und im Reden über Alles an den Tag legen. »Gibt es denn nicht Töchterſchulen und Mädchenſchulen aller Art,« fragt Lorenz v. Stein,[1]) »bei denen es durchaus nicht mehr drollig klingen würde, wenn man forderte, daß z. B. ein Mädchen mit 16 Jahren die Frage beantworten ſoll, — nicht wieviel Sauerſtoff und Stickſtoff in Brod, Rüben und Zucker iſt, ſondern wie viel eine Familie wohl durchſchnittlich auf den Mittagtiſch, auf den Kaffee, auf Butter verwenden kann? Oder wie viel eine Lampe während eines Winters koſtet? Iſt das wirklich »der Wiſſenſchaft« oder »der Erziehung« (oder der Bildung) nicht würdig? Weniger als eine Etude von Chopin oder als der Unterſchied von roſa und blauen Florblumen? Lernen ſie doch, ich weiß nicht welche Algebra, ich weiß nicht welche Geſchichte ich weiß nicht welche Dichter und die »charakteriſtiſchen Unterſchiede« zwiſchen Schiller und Goethe! Und wird man dabei etwa wollen, daß ſie dies letztere nicht lernen ſollen? Aber daß darin die eigentliche, höchſte Aufgabe der Bildung geſucht wird, die jede andere abſorbirt, daß um ihretwillen das für untergeordnet, ja für überflüſſig gehalten wird, ohne welches die zur Frau gewordene Tochter nicht beſtehen kann, das iſt es, wogegen wir kämpfen!... Fordern wir doch, und mit gutem Rechte, daß kein Gewerbetreibender als gebildet für ſein Geſchäft angeſehen werde, der nicht im Stande iſt, eine Rechnung für ſeine Production aufzuſtellen — wer gibt uns dann das Recht zu ſagen, ein Mädchen ſei gebildet für den Hausſtand, wenn es nicht fähig iſt, eine Hausſtandsrechnung zu machen.«

[1]) Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie. 6. Auflage. Stuttgart. 1886. S. 83.

Die Fähigkeit, seine Pflichten gewissenhaft erfüllen zu können und der tugendhafte Wille, sie auch erfüllen zu wollen: darin besteht, wie wir wiederholen müssen, das Wesen der Bildung in jedem Stande. Welches sind nun die Pflichten der Frau im Allgemeinen? Es liegt ihr ob, ihre Kinder zu erziehen, die Knaben bis zu einem gewissen Alter, die Mädchen, bis zum Austritt aus dem Elternhause; ihre Dienstboten zu leiten, ihre Sitten wie ihre Arbeiten zu überwachen; die kleinen Ausgaben zu besorgen, den Haushalt mit der nöthigen Sparsamkeit wie Würde zu führen. Das Haus und die Familie ist ein Staat im Kleinen und die Frau ist der Minister des Innern in diesem Staate. Die hierzu nöthigen Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen, wenn wir zunächst an die Kinder des Volkes denken, sind dem Mädchen unbedingt nothwendig. Ein bestimmtes Wissen der Naturkunde, der Geschichte und Geographie des Vaterlandes, sowie der Grundzüge der Weltgeschichte, welch' letztere sich leicht mit der erweiterten biblischen Geschichte verbinden lassen, kommt als nothwendige Zugabe hinzu. Der »wissenschaftliche Theil« der durchschnittlichen Mädchenbildung, welche die Volksschule zu bieten hat, wäre hiermit erschöpft. Daß derselbe bis zum vollendeten 12. Lebensjahre in genügender Festigkeit und Gründlichkeit bewältigt werden kann, ist sicher; daß es aus vielen Gründen mehr als blos wünschenswerth ist, den Schulbesuch der Mädchen aus dem Volke über dieses Lebensjahr nicht auszudehnen, ist die richtige Ueberzeugung des Volkes. Als selbstverständlich sollte gelten, daß der naturwissenschaftliche Unterricht auf Grund bestimmter Kenntnisse nicht zuletzt eine gesunde, herzerhebende Naturbetrachtung im Sinne des achten Psalmes zum Ziele haben muß. In ähnlicher Weise soll der Geschichtsunterricht vernünftige Liebe zum Vaterlande und die vertrauensvolle Hingabe an die Führung der göttlichen Vorsehung hervorbringen.

Die sittliche Erziehung geht mit der religiösen Hand in Hand und ist von letzterer nicht zu trennen. Man wird immer auch bei der besten Erziehungsmethode einzelne entartete Frauen wie Männer haben, aber von »einer moralischen Entartung des Weibes« überhaupt wird man nicht reden können, so lange die Religion die Erziehung beherrscht. »Barmherziger und heiliger Gott,« schreibt der Abt Wibert von Nogent[1]) (1059—1124) in seiner Selbstbiographie über seine Mutter, »ich danke Dir für alle Wohlthaten, die Du mir erwiesen hast. Zuerst danke ich Dir, daß Du mir eine schöne, aber auch keusche und bescheidene Mutter gegeben hast, die voll war von heiliger Furcht. Du weißt, Allmächtiger, wie Du sie frühzeitig mit Furcht vor Deinem Namen erfüllt hast und wie sie darin ein Mittel gegen alle geistigen Krankheiten fand.«

([1] De vita sua I. c. 2. (Migne. t. 156. col. 839).

Sowie eine wahrhaft religiöse Erziehung die natürlichen Gaben erhöht, so bleibt in einer confessions- oder religionslosen Schule nicht blos das Herz der Kinder leer von Gottesfurcht und Gottesliebe, sondern auch die natürlichen persönlichen und socialen Charaktervorzüge verkümmern oder entarten. Aus Amerika, wo in den Staatsschulen vielfach die unnatürliche »gleiche Bildung für beide Geschlechter« angestrebt wird, schallen die Klagen über das Schwinden der eigenthümlichen weiblichen Vorzüge sehr laut sogar aus dem Munde von Bewunderern amerikanischer Zustände. »Schon de Toqueville und nochmehr de Beaumont waren ihrerzeit erstaunt über die Herzlosigkeit (sécheresse de coeur) und die Trübseligkeit der amerikanischen Frauen. Was uns in Amerika fehlt, schreibt in unsern Tagen Ward-Beecher, das ist die Anmuth (the mindfulness) der Frauen![1]) Die Bescheidenheit der Mädchen wird durch die einseitige Vielwisserei beeinträchtigt, gänzlich beseitigt aber durch die vorzeitige Emancipation aus der elterlichen Autorität. »Eine unreife Selbstständigkeit bei beiden Geschlechtern ist die Folge des öffentlichen Erziehungssystems, das etwa seit einem Vierteljahrhundert entwickelt worden ist.« »Der frühreife Geist der Unabhängigkeit, der durch die gesellschaftlichen Verhältnisse des modernen Amerikas hervorgerufen wird, ist derart, daß Knaben und Mädchen von 12 bis 14 Jahren sich für fähig halten, allein eine Menge von Dingen zu entscheiden, wozu Engländer von 20 Jahren sich verpflichtet halten würden, die väterliche Zustimmung einzuholen.« [2]) Die Folge davon ist im Allgemeinen nahezu die Beseitigung der väterlichen Autorität und die Zerstörung des Familiengeistes; für die Mädchen insbesondere zieht dieses sogenannte »republikanische Schulsystem« die bereits angedeutete physische und noch größere moralische Unfähigkeit zum Ehestande nach sich.

Der Eintritt der körperlichen Reife erschwert den Mädchen die geistige Beschäftigung viel mehr als den Knaben. Will man das »Studieren« trotz dieser physischen Störung dennoch erzwingen, so bewirkt man bei den meisten Mädchen eine Verkümmerung der körperlichen Entwicklung. »Wenn man als Lehrer mit tausenden von Mädchen zu thun gehabt habt, die gerade in dem Alter standen, in dem die verschiedenen Phasen der Pubertät sich geltend machen, so weiß man, welche physischen und geistigen Veränderungen mit einem solchen Geschöpfe vor sich gehen, und wie oft Väter und Mütter als Entschuldigungsgrund darauf hinweisen, und wie häufig der regelmäßige Schulbesuch darunter leidet, ja ganz unterbrochen werden muß, wenn die

[1]) Jannet, A. a. O. I. 258. Vgl. Sophie v. Hardenberg a. a. O. S. 41. »In der Unnatur der modernen Frauenbildung und Richtung auf wesenlosen Schein schwindet die Anmuth und der Liebreiz des Weibes«.

[2]) Bericht des Engländers Fraser bei Jannet. II. 92.

Eltern nicht wohlweislich vorziehen, die Studien unterbrechen zu lassen, statt den Keim zu allen möglichen spätern Uebeln zu fördern.« [1]) Diese Worte eines ernsten und erfahrenen Mannes legen nur wahres Zeugniß von der Natur ab. Auch jene Mädchen, die aus Neigung und infolge der Verhältnisse sich weiterer geistiger Ausbildung befleißen, haben demnach mit den angegebenen Naturgesetzen zu rechnen. Fenelons Anweisungen über diese höhere Bildung werden unter allen Verhältnissen in der Hauptsache unumstößlich wahr bleiben. Statt der Romane will er gediegene geschichtliche Lectüre, und er trägt kein Bedenken, die griechischen und römischen Historiker anzuempfehlen. Man wird ihm schwerlich widersprechen können, wenn er im oberflächlichen Einprägen einer fremden modernen Sprache keinen besonderen Vortheil erblickt. Unsere französisch parlierenden »höheren Töchter« können, Ausnahmen abgerechnet, am wenigsten die Bedenken des erfahrenen Pädagogen zerstreuen. Seine Bemerkungen endlich über die Dichterlectüre, über Musik und Malerei als Bildungsmittel lassen an Besonnenheit und Scharfblick nichts zu wünschen übrig. Die Hauptsache aber liegt in der letzten Bemerkung seiner Darlegung der Pflichten der Frauen: »Bei der Erziehung eines jungen Mädchens muß man seinen Stand, die Lebensverhältnisse, die es wahrscheinlich in späteren Jahren finden wird, vor Allem im Auge behalten.« Weiter hierauf einzugehen ist an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe.

42. Was aber die weitere sittliche Erziehung der weiblichen Jugend aller Stände und unter allen Verhältnissen betrifft, so kommt auf die Bewahrung und Ausbildung der eigenthümlichen weiblichen Vorzüge unter Ausschluß aller Einseitigkeit Alles an. Die Ordnungsliebe im Kleinen, die Sparsamkeit, der Sinn für Reinlichkeit und Nettigkeit ist der Frau unentbehrlich, welche sich selbst dem Manne unentbehrlich machen will. Was L. v. Stein in meisterhafter Weise hierüber geschrieben hat, ist streng genommen eine originelle Ausführung und Ergänzung der Fingerzeige Fenelons. Man darf daraus, daß hervorragende Männer, durch Zeit und Stand so bedeutend verschieden, übereinstimmen, doch wohl nicht Zufall sehen, sondern muß die immer gleiche Stimme der Vernunft durch beide vernehmen. Uebrigens tönt uns diese Uebereinstimmung, die frühzeitig in Salomos sogenanntem goldenem Frauenalphabete [2]) einen classischen Ausdruck gefunden hat, aus allen Jahrhunderten und aus allen Völkern entgegen. Durch diese natürlichen Tugenden der Ordnung, Sparsamkeit und Reinlichkeit üben die Frauen jene erziehliche Wirksamkeit auf die Männer und die ganze Gesellschaft aus, die wir oben so nachdrücklich als die Absicht des Schöpfers der Natur betonen mußten. »Die freundliche Ordnung des Hauses ist ohne die

[1]) Al. Schaumburg, Das Paradies der Frauen. 1893. S. 71.

[2]) Buch der Sprüche, Cap. 31.

Frau unmöglich[1]), und das, was die Frau hier bietet, das kann weder der Reichthum noch der Geschmack ersetzen. Die Ordnung ist der Friede unter den kleinen Dingen, die das Haus ausfüllen und der erste Stempel, den die Frau als Herrin des Ortes und der Zeit ihnen aufprägt. Sie erzeugt nichts, aber sie erhält Alles. Und wenn sie alle tausend Einzelheiten des Hauses in ihrer festen Hand hat, so greift sie allmählig, aber unwiderstehlich auch in die größeren Kräfte und Erscheinungen hinein; aus der Ordnung der Zeit wird die Ordnung des Willens, aus der Ordnung der Dinge die Ordnung der Arbeit. In dieser Verbindung mit der verständigen Ordnung der Zeit und der in ihr gegebenen Ordnung aller menschlichen Arbeit beginnt die Erziehung des Kindes — und wie oft auch die des Mannes — zum Verständniß und zur Anwendung jenes großen Gesetzes für das ganze menschliche Leben zu werden, so daß, wenn die Kraft der eine Factor unseres Daseins ist, alles Werden und aller Fortschritt auf dem Maße derselben als dem zweiten Factor beruhen muß. Darum ist die weibliche Ordnung eine so ganz andere als die des Mannes, und leise und mild legt sie ihre weiche aber unzerreißbare Fessel um ihn, seine Erscheinung und sein Thun, mit oder wider seinen Willen. Die Ordnung des Mannes ist die Frau selbst; sie besitzt die Macht derselben über Alles, was ihr naht. Sie soll aber auch wissen, daß sie damit verantwortlich ist für Alles, was erst durch die Ordnung seinen Werth empfängt.« [2]) Dasselbe läßt sich von den andern eigenthümlichen Vorzügen der Frau sagen. Damit die Ordnungsliebe und Reinlichkeit nicht in kleinliche Pedanterie und Zeitverschwendung, die Sparsamkeit nicht in Geiz ausarten, eine Gefahr, auf die Fenelon in vorzüglicher Weise aufmerksam macht, [3]) steht der Frau der Einfluß des Mannes leitend gegenüber.

Ebenso wichtig und des Gegenstandes wegen noch bedeutsamer sind die specifisch sittlichen Tugenden, zu denen das Weib eine eigenthümliche Anlage von Natur aus besitzt: die Schamhaftigkeit und Züchtigkeit, Demuth und Bescheidenheit, Innigkeit und Frömmigkeit. Wir begnügen uns, dieselben angedeutet zu haben, da der gebildete leicht den Einfluß derselben auf die ganze Gesellschaft sich nachdenkend vorstellen kann. Wir betonen nur, daß der große Haushalt der Natur und der Gesellschaft gestört werden muß, wenn den Frauen in größerer Zahl diese Vorzüge fehlen. Sie werden aber vergeblich beim weiblichen Geschlechte zu suchen sein, wenn man dasselbe unweiblich durch eine Gleichstellung mit dem

[1]) Ausnahmen gibt es freilich auch hier, die aber nur die Regel bestätigen.

[2]) Stein a. a. O. 107 fg.

[3]) A. a. O. C. 11. (Nach unserer Ausg. p. 85.)

männlichen Geschlechte nicht zu Frauen, bezw. Müttern, aber auch nicht zu Männern, sondern zu ausgearteten Menschen erzieht. Zu solcher falscher Erziehungsmethode führt aber nothwendig die Verkennung der wesentlichen Geschlechtsverschiedenheit zwischen Mann und Weib, oder kurz die Verkennung der Natur. Es ist daher eine weittragende socialpolitische Wahrheit, wenn Riehl schreibt[1]: »Ein Unterrichtsminister würde zwar gewiß[2]) darüber lachen, wenn man ihm sagte, daß das Studium des Gegensatzes von Mann und Weib speciell in sein Departement einschlage; es hat aber doch seine Richtigkeit. Zur gerechten oder verfälschten Herausbildung jenes Gegensatzes, in dem die Gesundheit und Dauerbarkeit der Familie beruht, wirkt die Erziehung aufs entschiedenste mit.«

Hiermit dürfen wir das Zeugniß der Natur über das Verhältniß von Mann und Frau abgeschlossen halten. Dasselbe hat indeß nur theoretische oder ideale Bedeutung. Wir sahen, wie nach der Forderung der Natur die Stellung der Frau sich gestalten soll. Wir müssen aber die Probe auf das Resultat unserer Forschung machen, indem wir die Praxis betrachten, wie sie im Laufe der Geschichte sich vollzogen hat. Erst dann wird sich zeigen, wie weit unsere Theorie haltbar ist und welche schwache Seiten sie aufweist. Die Stellung der Frau in der Geschichte bildet somit das Thema des folgenden Abschnittes.

---

[1]) Die Familie. 10. Aufl. 107.

[2]) Der obige Hinweis auf den österreichischen Reichsrath und den Unterrichtsminister von Gautsch stößt dieses »gewiß« zum Theil wenigstens um.

Zweiter Theil.

Was sagt die Geschichte über die Stellung der Frau?

Wie die Naturwissenschaft, so beschäftigt sich die geschichtliche Forschung mit sinnlich wahrnehmbaren Dingen, bezw. Ereignissen. Beide sind Erfahrungswissenschaften. Der Naturforscher fragt die Gegenwart, der Geschichtsforscher die Vergangenheit nach dem was, sinnlich wahrnehmbar existirt und geschieht, bezw. existirte und geschah. In ihrem Streben, die objective Wahrheit der Dinge und die Gesetze ihrer Entwicklung zu erkennen, sind beide auf die Beobachtung und die Denkgesetze als die allein zulässigen Mittel angewiesen. Die Einbildungskraft und die Combinationsgabe hat auf beiden Gebieten kaum etwas mitzureden. Vermuthungen sind in der Naturwissenschaft wie in der Geschichte beim Mangel von sicheren Thatsachen und glaubwürdigen Urkunden wohl gestattet; *allein sie können einerseits nicht als wirkliche Resultate wissenschaftlicher Forschung gelten, und sie dürfen andrerseits bereits bekannten, sicheren Thatsachen und Gesetzen nicht widersprechen.* Nicht der Glaube an die Autorität des forschenden Gelehrten, sondern der urkundlich erbrachte Nachweis ist die Grundlage, auf der die Geschichte sich aufbaut.

Diese über jeden Zweifel erhabenen richtigen Grundsätze der Wissenschaft müssen wir im Eingange dieses Abschnittes betonen, weil sie von mehreren Schriftstellern der letzten Zeit auch in Bezug auf die Frauenfrage in der empörendsten Weise vernachlässigt worden sind. Bei dem großen Absatze, den ihre Bücher gefunden haben, muß man über die Unwissenheit, Urtheilslosigkeit und Leichtgläubigkeit der Leser noch mehr staunen, als über die kecke Anmaßung der Schriftsteller, die es wagten, ihre Phantasiebilder für geschichtliche Wahrheit auszugeben. Es handelt sich hierbei zunächst um die Frage: Welches war der Urzustand des Menschengeschlechtes in der sogenannten vorhistorischen Zeit, und welche Stellung hat die Frau damals eingenommen? *Bebel* antwortet im Anschluß an Friedrich *Engels* im Tone

unzweifelhafter Ueberzeugung also:[1]) »Daß, wo immer Menschen bestanden, sie zunächst von einzelnen Paaren ausgingen, darf als selbstverständlich angenommen werden, ebenso aber auch, daß, sobald einmal eine größere Anzahl, die von einem gemeinsamen Stammpaar ausgegangen war, existirte, dieselbe hordenweise zu einander hielt, um sowohl durch gemeinsame Anstrengungen ihre vorerst noch sehr primitiven Lebens- und Unterhaltungsbedingungen zu gewinnen, wie andrerseits sich gegen ihre gemeinsamen Feinde, wilde Thiere, zu schützen.

»Dieser thierähnliche Zustand, über den wir keinerlei näher beglaubigte urkundliche Beweise haben können, hat aber nach Allem, was wir über die verschiedenen Culturstufen noch lebender oder der in historischer Zeit bekannt gewordenen wilden Völkerschaften erfahren haben, unzweifelhaft bestanden. Denn der Mensch ist nicht, wie die biblische Mythe uns lehren will, auf das Geheiß eines Schöpfers fertig als höheres Culturwesen ins Leben getreten, er hat vielmehr in einem unendlich langen und langsamen Entwicklungsproceß die verschiedensten Stadien zu durchlaufen gehabt und hat in auf- und niederschwankenden Culturperioden und in beständiger Differencirung mit seines Gleichen in allen Erdtheilen und unter allen Zonen allmälig die gegenwärtige Culturhöhe erklommen.«

Nachdem er die von Morgan u. a. angenommenen drei Hauptepochen »der menschlichen Vorgeschichte«: Wildheit, Barbarei, Civilisation skizzirt hat, gelangt Bebel zu folgender Behauptung: »Morgan, Bachofen und alle, die sich tiefer mit dem Studium der Geschichte beschäftigt haben, gelangen zu dem Schluß, daß auf der Unterstufe der Wildheit ein Geschlechtsverkehr innerhalb jedes Stammes herrschte, bei dem jede Frau jedem Manne und jeder Mann jeder Frau gleichmäßig gehörte, wo also kein Unterschied des Alters und der Abstammung innerhalb des Stammes bestand und allgemeine Vermischung (Promiscuität) vorhanden war. Es leben also alle Männer in Vielweiberei und alle Weiber in Vielmännerei. Die Kinder sind Allen gemeinsam. Es besteht allgemeine Frauen- und allgemeine Männergemeinschaft, aber auch Gemeinschaft der Kinder.«

Wir können uns zu dem blinden Glauben an diese Aussage »Aller, die sich tiefer mit dem Studium der Geschichte beschäftigt haben,« nicht entschließen. Die Verstöße gegen die Principien der historischen Forschung und gegen die Denkgesetze sind nämlich in den obigen Worten Bebels zu offenbar, als daß wir an sein eignes »tieferes Studium« und an das seiner Gewährsmänner glauben könnten. Um vor dem Vorwurfe sicher zu sein, daß wir Behauptung gegen Behauptung stellen, weisen wir kurz auf die Unhaltbarkeit und Unwissenschaftlichkeit der Bebel'schen Worte hin mit der Auf-

[1]) Die Frau. S. 8.

forderung, unsere Entgegnung nicht durch frivolen Spott, sondern durch wissenschaftliche Gründe zu entkräften.

Bebel gesteht, daß wir über den ursprünglichen »thierähnlichen Zustand des Menschengeschlechtes keinerlei näher beglaubigte urkundliche Beweise haben können«. Das ist der erste sehr bedenkliche Umstand in seiner Theorie. Auf dem Mangel jeder Urkunde läßt sich eben keine Geschichte aufbauen. Höchstens bleibt die Annahme der ursprünglichen thierischen Wildheit eine bloße zweifelhafte Möglichkeit; denn wenn wir wirklich später aus historischer Zeit Nachrichten über »thierähnliche« wilde Menschen hätten, so könnte dieser Zustand ebensowohl als ein entarteter, wie als ursprünglicher angesehen werden. Zu seiner »Unzweifelhaftigkeit« gelangt Bebel nur durch einen Sprung über das unumstößliche logische Gesetz: »Von der Möglichkeit gilt der Schluß auf eine Wirklichkeit nicht.« Dagegen ist unsere folgende Behauptung vom Standpunkte der Logik aus unanfechtbar: »Der thierähnliche ursprüngliche Zustand der Menschheit hat nie bestanden, wenn wir keine urkundlichen Beweise dafür haben, wenn historische Urkunden das Gegentheil besagen und wenn der Rückschluß aus dem thierähnlichen Zustande historischer Völker auf den Urzustand der Menschheit falsch ist. Daß zunächst die urkundlichen Beweise fehlen, gibt Bebel wenigstens selbst zu. Neuestens am 7. Februar 1893 hat freilich Professor v. Zittel zu München in einem Vortrage über Alter und Herkunft des Menschengeschlechts angeblich auf Grund »gewissenhafter und unbefangener Forschung« ähnlich wie Bebel behauptet, der erste Mensch sei sicher ein culturloser Wilder gewesen und sei in der quaternären Zeit des geologischen Diluriums »aus einer niedrigeren Form hervorgegangen«.[1]) Abgesehen davon, daß die Geologie über die Epochen der Erdbildung und über das Auftreten des Menschen in denselben bisher noch keineswegs unanfechtbar bewiesene Lehrsätze, sondern nur wahrscheinliche Vermuthungen aufstellen kann, hat Professor v. Zittel sich in seinen Behauptungen ganz desselben Mangels an Logik schuldig gemacht wie Bebel. Der von ihm vorausgesetzte wilde Urmensch ist so lange nicht das sichere Resultat »gewissenhafter und unbefangener Forschung«, so lange die Naturforscher keine einzige Thatsache gegen die Möglichkeit vorbringen, daß der problematische culturlose Zustand des sog. quaternären Menschen eine Entartung aus höherer Bildung, ist und so lange die thatsächliche Völker-Tradition für den ursprünglichen Culturzustand des Menschen nicht durch Thatsachen widerlegt ist. Die Urkunden des Menschengeschlechts dagegen von einer ursprünglich menschlichen Cultur, die über einen rein thierischen Zustand wesentlich erhaben ist, schafft man keineswegs mit der

[1]) Vgl. Hist.-pol. Blätter 1893. Bd. 110.

wegwerfenden Redensart von »der biblischen Mythe« aus der Wissenschaft weg. Die Tradition aller Völker stimmt mit der biblischen Urkunde, in welcher diese Überlieferung am reinsten erscheint, über einen ursprünglichen höheren Culturzustand des Menschen überein. Die biblische Urkunde nun, mag sie eine Mythe oder ein wie immer gearteter Bericht sein, ist und bleibt vor dem Forum der Wissenschaft *eine Urkunde, mit der gerechnet werden muß*. Jeder Mythe liegt irgend ein historischer Kern zu Grunde. Dieser Kern, wie der Bericht der Bibel überhaupt, schließt aber einen Entwicklungsproceß der Menschheit keineswegs aus, wie *Bebel* stillschweigend annimmt; nur ist sie unvereinbar mit einer ursprünglichen Gleichstellung von Mensch und Thier und mit einer Entwicklung des Thieres zum Menschen. Der biblische Bericht reicht aber, wie der ärgste Bibelkritiker zugeben muß, falls er nicht etwa wie viele wissenschaftliche und unwissenschaftliche Materialisten unter Kritik einfache Leugnung ohne Grund versteht, der Hauptsache nach ins dritte Jahrtausend vor Christus zurück. Die Aegyptologie führt uns in derselben Zeit eine urkundliche aufs beste bewiesene hohe Cultur vor Augen. Wenn wir nun nicht blos in der damaligen Zeit neben hoher Cultur thierähnliche Wildheit finden, sondern wenn seitdem nach mindestens 4000 Jahren neben unserer Cultur ebenso noch culturlose Wilde existiren, so ist die Meinung von dem »unendlich langen Entwicklungsproceß unter allen Zonen« eine unbewiesene Redensart.

Was aber den »thierähnlichen« Zustand von Völkern der Vergangenheit und Gegenwart betrifft, so zeigt auch der niedrigste Wilde die eine große Grundthatsache des menschlichen Geisteslebens, wie sie in der Wortsprache zum Ausdruck kommt. Ueber diesen Abgrund wesentlicher Verschiedenheit zwischen dem »intelligentesten« Thiere und dem rohesten Menschen wird die sog. Wissenschaft nie eine Brücke schlagen; alle angestellten Versuche müßten sich als lächerlich erweisen, weil sie von innerlich unmöglichen Voraussetzungen und Vorurtheilen ausgingen.

Ist aber der Mensch im Gegensatz zum Thiere, wie die unleugbare Erfahrung zeigt, entwicklungsfähig, und somit veränderlich, so kann er auch von einer bereits erreichten Stufe der Cultur wieder zurücksinken. Dies gilt von ganzen Völkern ebenso wie von einzelnen Menschen. Die alten Culturvölker sind der thatsächliche Beweis hiefür. Somit schließt der einfache Rückschluß aus dem niedrigen Culturzustande historischer Völker auf den Urzustand der Menschheit einen schweren Denkfehler in sich.

Dies Wenige genügt für den denkenden Leser, um die zuversichtlichen Behauptungen gelehrter und ungelehrter Phantasten über den Urzustand der Menschheit und damit über die ursprüngliche Stellung des Weibes in ihrer Hinfälligkeit zu zeigen. »Der unendlich lange und langsame Entwicklungs-

proceß« der Menschheit, der über diese Verlegenheit hinweghelfen soll, ist ein Glaubenssatz des Materialismus. Um aber die Glaubwürdigkeit desselben darzuthun und uns zur gläubigen Aufnahme geneigt zu machen, kann die Autorität eines Moleschott, Büchner, v. Zittel, Bebel u. s. w. nimmer genügen. Der Christ zumal ist gewöhnt, zu hohe Anforderungen an die Glaubwürdigkeit von Lehren zu stellen, die ihm durch bloßes Denken nicht evident werden, als daß er leichtgläubig auf die Worte von Männern schwören könnte, die so wenig Uebung in der Anwendung der Denkgesetze an den Tag legen. Wirkliche Fachmänner unter den Ethnologen und Naturforschern stehen hiebei auf unserer Seite. So äußert sich Oskar Peschel in seiner »Völkerkunde« (Leipzig 1881): »Andere Schriftsteller, berauscht von den Darwin'schen Glaubenssätzen, wollen Bevölkerungen entdecken, die einen ehemaligen thierischen Zustand gleichsam zur Belehrung unserer Zeit noch festgehalten hätten. . . . Dagegen ist Völkerschaften oder nur Horden in affenähnlichen Zuständen nirgends ein glaubwürdiger Reisender der Neuzeit begegnet. Es sind vielmehr selbst diejenigen Menschenstämme, welche nach den ersten oberflächlichen Schilderungen tief unter unsere eigene Gesittungsstufe gestellt worden waren, bei genauerer Bekanntschaft den gebildeten Völkern merklich wieder nähergerückt worden. Noch soll irgend ein Bruchtheil des Menschengeschlechts entdeckt werden, bei welchem nicht ein mehr oder weniger reicher Wortschatz mit Sprachgesetzen, bei welchem nicht künstlich geschärfte Waffen und mannigfaltige Geräthe, sowie endlich die Kenntniß der Feuerbereitung wäre angetroffen worden.« — Auf einem der letzten Anthropologencongresse aber äußerte sich Professor Virchow etwa folgendermaßen: »Ich habe nichts dagegen, daß Jemand in der Studierstube für sich zu der Meinung kommt, er stamme vom Affen ab, aber wir müssen es uns verbitten, daß derselbe öffentlich auftritt und behauptet, dies sei ein feststehendes Resultat der Wissenschaft.« — Gehen wir also in unserer Untersuchung über die Stellung der Frau in der Geschichte zu den urkundlich beglaubigten und bewiesenen Thatsachen der Vergangenheit über.

Es gehört mit zu den Einbildungen des »Historikers« Bebel, über die jeder wirkliche Geschichtsforscher den Kopf schüttelt, daß »das Christenthum gänzlich unschuldig daran ist, wenn heute die Stellung der Frau eine höhere ist, als zur Zeit seiner Entstehung.« [1]) Wir müssen dagegen die wissenschaftlich bewiesene, beweisbare und offenkundige Thatsache von der Umgestaltung aller Verhältnisse und damit auch der Stellung der Frau durch das Christenthum zum Eintheilungsgrunde unserer Darstellung machen. Da

[1]) Die Frau. 44.

aber die Einführung des Christenthums bei den verschiedenen Völkern zeitlich nicht zusammenfällt, so liegt den beiden folgenden Hauptabschnitten unseres Ueberblickes, worin wir die Frau erstens in der vor- und außerchristlichen Zeit und zweitens unter dem Einfluße des Christenthums betrachten, nicht allein das streng chronologische, sondern daneben das sachliche Moment zu Grunde.

Erster Abschnitt.

Die Frau vor und außer dem Christenthum.

In der Geschichte der Völker spielt das religiöse Moment eine so hervorragende Rolle, daß es von jedem Standpunkte aus als das einflußreichste betrachtet werden muß. In der Frauenfrage ist dieser Einfluß der denkbar höchste. Die geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib werden nämlich nicht blos mehr oder minder bei allen Völkern durch die Religion bestimmt, sondern die zur Vielgötterei ausgeartete Gottesvorstellung im Heidenthum ist gewöhnlich ein phantastisches Abbild der ehelichen Verhältnisse. Die religiösen Begriffe eines Volkes sind daher regelmäßig in Betracht zu ziehen, wenn es sich um die Erforschung der Stellung der Frau handelt. Bei den Juden finden wir wenigstens in der Theorie die Frau deshalb in der günstigsten Lage außerhalb des Christenthums, weil dieses Volk den Glauben an einen Gott am reinsten bewahrt hat. In der Folge werden wir die Anschauungen der Juden über die Frau zuletzt in der Reihenfolge der außerchristlichen Völker darstellen, nicht als ob der Monotheismus sich aus dem Polytheismus entwickelt hätte, sondern weil das Judenthum den historischen Uebergang zum Christenthum bildet.

Die ersten Anfänge der Völker bieten den Geschichtsforschern eine Reihe von Räthseln dar, die größtentheils noch ungelöst sind und wohl nie vollkommene Lösung erfahren werden. Auch für unsere Frage bereitet diese Dunkelheit der vor- und halbhistorischen Zeiten nicht geringe Schwierigkeit. Daß wir hier nicht eine erschöpfende und quellenmäßige Geschichte der Frau bei allen Völkern liefern können, ist wohl selbstverständlich. Unser Bestreben kann nur sein, die gesicherten Resultate ernster Forschung im Ueberblicke vorzuführen. So ungenügend eine solche Skizze in vieler Hinsicht sein mag, so ist sie doch für unseren Zweck hinreichend und zugleich nothwendig. Nothwendig gegenüber den kaum glaublichen Entstellungen der Geschichte, die unter dem Namen »verallgemeinter Wissenschaft« im Umlaufe sind; hinreichend, weil sie genau die Richtung andeutet, in welcher die Lösung der

Frauenfrage in der Zukunft anzustreben ist. Auch hier kann man »rückwärts schauend vorwärts sehen«. Bei allen Völkern ist nämlich die Behandlung und Stellung der Frau im Wesentlichen dieselbe. Kein Volk hat die naturgemäße Stellung der Frau, die wir im vorigen Abschnitte theoretisch kennen lernten, gänzlich bis in ihre Wurzeln verkannt oder umgestoßen. Andererseits aber finden wir bei keinem vor- oder außerchristlichen Volke die Frau in einer Lage, die den Naturgesetzen vollkommen gerecht würde. Ueberall hat der Mann der Frau gegenüber seine Pflicht mehr oder minder vergessen. Gewöhnlich spielt er den Tyrannen der Frau; aber in diesem Mißbrauche seiner Ueberlegenheit begibt er sich in sclavische Abhängigkeit von der Frau, indem er sich von niedriger Genußsucht beherrschen läßt, zu deren Befriedigung ihm die Frau als Werkzeug dient. In den beiden Worten Unterdrückung und Anbetung ist die Stellung des Weibes außerhalb des Christenthums gekennzeichnet. [1]) Ausnahmen hiervon bestätigen nur die Regel. In diesem Punkte findet sich auch kein wesentlicher Unterschied zwischen Culturvölkern und Naturvölkern. Trotz dieser Abirrung von der Natur sind indeß, wie bereits bemerkt wurde, die Grundzüge der naturgemäßen Stellung des Weibes nirgends ganz verwischt worden. Gemäß obiger Andeutung gehen wir bei dem folgenden Nachweise dieser Wahrheit bei den einzelnen Völkern von deren religiösen Vorstellungen aus.

a) Die Frau bei den alten Culturvölkern.

Die Aegypter. So viele Fragen auch über die Religion der Aegypter noch offen sind, so ist doch der monotheistische Grundcharakter derselben allerdings in pantheistischer Abschwächung geschichtlich begründet. Als den »König der Götter und den Schöpfer der Welt« stellte sich der Aegypter ein männliches Wesen unter verschiedenen Namen vor. Auch indem man die verschiedenen Beziehungen dieses Wesens zur Welt personificirte, dachte man sich unter den betreffenden Personennamen Männer. In dem Papyrus Anastasi heißt es: »Drei waren im Anfange aller Götter: Ammon, Ra und Ptach; als Verborgener ist Gott Ammon, als Ewigkeit und Unendlichkeit Ptah und als Städteerbauer ist er Ra«. [2]) Die mit diesen Namen verknüpften Vorstellungen wurden in späterer Zeit auf den Namen Osiris allein übertragen. Osiris ist ursprünglich ein ägyptischer König, er wird aber Symbol der Sonne, wie es früher Ammon und Ra gewesen war. Der vergöttlichte Osiris erhält seine Schwester Isis zur Frau. Die geschlechtliche Beziehung von Mann und Weib ist auf die Gottheit übertragen und

[1]) Vgl. Thomas, Saggio sopra il carattère, i costumi e lo spirito delle donne ne' varii secoli. Venezia 1773. p. 1.

[2]) Vgl. Kayser, Aegypten einst und jetzt. 1884. 26 fg.

läßt so deutlich erkennen, welche Stellung die Aegypter dem Weibe einräumten. Der Mann erscheint als der geborene Herrscher, die Frau neben und unter ihm. Indem die Aegypter ihre Götterlehre mit dem von den negerartigen Ureinwohnern überkommenen Thierdienste vermischten, ließen sie die Seele des sterbenden Osiris in den Apisstier [1]) übergehen. Der Apiscult, welcher alle anderen Religionsübungen der Aegypter übertrifft, ist schließlich nur die Verehrung des männlichen Princips.

Wie die Erniedrigung der Frau durch die Polygamie dem ursprünglichen Götterglauben der Aegypter fremd ist, so auch anfänglich ihrem socialen Leben. Die ältesten nachweisbaren Eheverhältnisse der Aegypter sind monogamisch. Wenn auch später den Reichen erlaubt war, so viel Weiber zu haben, als ihnen beliebte, so blieb doch die Einzelehe den Priestern vorgeschrieben. Nur mit Wahrscheinlichkeit läßt sich auch nachweisen, daß von den Pharaonen einige in Polygamie lebten und auch diese Fälle erscheinen als fremde Unsitte. [2]) Der Pharao selbst wurde eben vor seiner Thronbesteigung in die Priesterkaste aufgenommen. Herodot fand die Einzelehe noch im Nilthale vor. [3])

Hiermit hängt die Achtung der Aegypter vor der Frau zusammen, die als »Herrin des Hauses« bezeichnet wird. In dem Papyrus Prisse aus der zweiten Glanzperiode des alten Pharaonenreiches mindestens 2200 vor Christus wird dem Manne die Mahnung gegeben: »Wenn Du weise bist, so liebe Deine Frau ohne Zank und Streit, ernähre sie, schmücke sie, mache ihr Freude alle Tage Deines Lebens; sie ist ein Gut, das würdig seines Besitzers sein muß. Sei niemals roh gegen sie.«

Wie in der Götterlehre so ist auch hier die Unterordnung der Frau unter den Mann deutlich ausgesprochen. Diese tritt auch in der Bestimmung der Erbfolge auf dem Throne der Pharaonen hervor. In Ermangelung von Söhnen durften die Töchter ihrem Vater folgen, die dann entweder selbst regierten oder durch Heirath eines Edlen ein neues Geschlecht thronfähig machten. Dieses Gesetz über die weibliche Thronfolge soll bereits aus der zweiten Dynastie, die wahrscheinlich bis in's 4. Jahrtausend vor Christus zurückgeht, herstammen. [4]) Nach Diodor [5]) weist die Reihenfolge der einheimischen Herrscher 470 Männer und nur 5 Frauen auf.

Der erfindungsreiche »Historiker« Bebel ist also sehr im Irrthume,

---

[1]) Hapi heißt Richter und ist ein Beiname des Osiris.

[2]) Vgl. Le Page-Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion, erläutert an der Religion der alten Aegypter. Leipzig 1831. S. 73 fg.

[3]) Histor.. II. 35.

[4]) Brugsch, Geschichte Aegyptens. S. 62.

[5]) II. 44.

wenn er schreibt:[1]) »Gewiß ist, daß die Griechen und unter diesen die Athener das erste von den alten Völkern waren, die das Männerrecht zur Geltung brachten.« Mit naiver Offenheit widerspricht er vier Zeilen vorher dieser »Gewißheit« in dem Satze: »In welcher Weise sich diese Umwandlung (des angeblichen Mutterrechtes in das Vaterrecht) im Einzelnen vollzog, läßt sich schwer, fast unmöglich nachweisen.« Von einer solchen »Umwandlung« bei den Aegyptern wissen wir nichts; es steht dagegen fest, daß bei denselben, Jahrtausende vor den uns bekannten Griechen, die Frau in Unterordnung unter den Mann jene geachtete Stellung besaß, die ihr die Natur angewiesen hat. Wenn es Brauch war, den Namen der Mutter sogar vor dem des Vaters anzugeben, so kann hieraus wohl die dankbare Liebe der Kinder zu der Mutter, nicht aber ein Vorrecht der Frau vor dem Manne gefolgert werden. Vielmehr ist aus den ältesten Monumenten ersichtlich, daß die Ehre der verheiratheten Frau nach ihrer liebenden, naturgemäßen Treue gegen den Gemahl bemessen wurde. Von Neferhotap der Gattin des Ti aus der Zeit der V. Dynastie (um 3000 v. Chr.), heißt es: »Sie war ihrem Manne ergeben in heißer Minne und holdseliger Liebe.«

Ermahnungen an die Männer, wie die obige, niemals roh gegen die Gattin zu sein, lassen freilich deutlich genug durchblicken, daß die Frauen der Gefahr ungerechter Unterdrückung ausgesetzt waren. Im Uebrigen hat uns Herodot[2]) mehrere merkwürdige Züge über die Stellung der ägyptischen Frau zu seiner Zeit mitgetheilt, denen er aber die Bemerkung vorausschickt, daß die Aegypter in ihren Sitten Sonderlinge gegenüber den anderen Völkern seien. »Bei ihnen,« schreibt er, »gehen die Weiber auf den Markt und handeln, während die Männer zu Hause bleiben und weben. Die Männer tragen die Lasten auf dem Kopfe, die Weiber auf den Schultern. Kein Weib bringt bei einem Gotte oder einer Göttin Opfer dar, d. h. versieht das Priesteramt, die Männer dagegen opfern allen Göttern ohne Unterschied. Die Söhne haben keine Pflicht, die Eltern zu erhalten, wenn sie es nicht freiwillig thun; die Töchter dagegen sind dazu durchaus verpflichtet, auch wenn es ihnen zuwider wäre. Kleider hat jeder Mann zwei, das Weib aber nur eines.« Auch hiernach war also die Frau keineswegs Sclavin. Auch auf den Denkmälern sieht man die Frauen sich frei bewegen. Alle Angaben aber kommen doch darauf hinaus, daß die beiden

---

[1]) Die Frau 23. Der Beweis, welchen Bebel S. 24 aus Aeschylus' Eumeniden für die Verdrängung des Mutterrechts durch das Vaterrecht liefern will, beruht auf einem Mißverständnis der Worte der Erinnyen und auf Außerachtlassung des ganzen Zusammenhanges.

[2]) II. 35. fg.

Geschlechter im öffentlichen Leben geschieden waren und daß die Frau in der Hauptsache dem Manne untergeordnet war.

Herodot beschreibt uns auch die Dionysosfeier der Aegypter[1]), die bei ihnen mit der Verehrung des Osiris zusammenfiel. Mag dieselbe ursprünglich oder was wahrscheinlicher ist, aus dem unzüchtigen phönizischen Adoniscult entlehnt sein, jedenfalls zeigt dieselbe, daß die Aegypter in der rohsinnlichen Vorstellung des Verhältnisses zwischen den beiden Geschlechtern den Höhepunkt des menschlichen Lebens erblickten. Als Aegypten seine einheimischen Herrscher verloren hatte und unter den Ptolemäern mehr und mehr die einheimischen Sitten mit den griechischen vertauschte, nahm auch die Stellung der Frau immer mehr griechisches Aussehen an. Die letzte Herrscherin aus ptolemäischem Geschlechte, mit welcher zugleich der letzte Rest der Selbstständigkeit Aegyptens zu Grunde ging, zeigt uns die Entartung des Weibes auf dem Höhepunkte. Die schöne schwelgerische Kleopatra weiß einen Cäsar und Antonius in die Fesseln der Wollust zu schlagen. Diese Repräsentanten der römischen Weltherrschaft beten ein Weib an, das sich selbst zum Gegenstande schamloser Ausschweifung erniedrigt. Der Selbstmord des Antonius und der Kleopatra, womit das ägyptische Reich endet, ist ein drastischer Beleg für die Behauptung, daß der Mann geneigt ist, den Naturgesetzen zuwider Tyrann oder Sclave des Weibes und gewöhnlich beides zugleich zu werden.

Babylon und Assur. Bei dem welterobernden Culturvolk zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris, das durch die assyriologischen Forschungen der letzten 50 Jahre aus dem Grabe mehr als dreitausendjähriger Vergessenheit auferstanden ist, ist das Loos der Frau nicht wenig verschieden von dem in Aegypten, so sehr auch hier in der Hauptsache die Naturgesetze ihre Geltung bewahren. Der grausam-wollüstige Charakter, welcher bei den hamitischen Völkern sich bemerkbar macht, erniedrigt die Frau in dem assyrisch-babylonischen Reiche weit mehr als in Aegypten. Auch hier müssen wir von den religiösen Vorstellungen ausgehen.

Die um 1500 v. Chr. fertig ausgebildete Staatsreligion, in der sich die ursprünglich reineren Anschauungen der Akkadier und Assyrier vermischen, weist eine Götterhierarchie auf, in der die Oberhoheit auf die drei Götternamen Anu, Bel und Hea vertheilt ist[2]). Die Phantasie stellte sich dieselben als männlich vor und gab ihnen frühzeitig weibliche Genossinnen. Neben Anu erscheint Anath, neben Bel Bilit, neben Hea die Daokina. In der Folge überragt, ähnlich wie in Aegypten Osiris, der vergötterte Stammvater des assyrischen Volkes Assur die übrigen Götter, und neben ihm erfreut sich

[1]) II. 48.

[2]) Vgl. Kaulen, Assyrien und Babylonien. 2. Aufl. 1882. S. 180 fg.

Istar, die Mylitta der Babylonier[1]) und die Astarte der Phönizier der höchste Verehrung. Mit dieser Göttin fallen im Volksbewußtsein die übrigen weiblichen Gottheiten mehr und mehr zusammen. Der wollüstige Cult, den Herodot als Augenzeuge den häßlichsten (αἴσχιστος) der Gebräuche der Babylonier nennt, forderte die Prostitution jeder Frau als eine religiöse Pflicht und beherrschte in der entwürdigendsten Weise geradezu das gesellschaftliche Leben. Derselbe spiegelt die Stellung der Frau bei diesem Volke wieder. Mit ihrer vorherrschenden Sinnlichkeit erblicken die Babylonier im Weibe vornehmlich den Gegenstand fleischlicher Lust. Allerdings erscheint die Einzelehe als Regel, wie der Gebrauch zeigt, der nach Herodots[2]) Ansicht der weiseste und schönste war. In jedem Orte fand jährlich einmal ein öffentlicher Verkauf der heiratsfähigen Jungfrauen statt. Die heiratslustigen Männer erstanden die vom Ausrufer ausgebotenen einzelnen Mädchen. »Sie wurden,« sagt Herodot ausdrücklich, »zu Hausfrauen verkauft«[3]) Kein Babylonier durfte seine Tochter selbst, für wen er wollte, ausstatten; aber auch keiner durfte ohne einen Bürgen die erkaufte Jungfrau hinnehmen, sondern nur wenn einer Bürgen gestellt hatte, daß er wirklich mit ihr hausen (συνοικεῖν) wolle, durfte er sie zu sich nehmen.« An sich ist diese Sitte schon eine Geringschätzung der Frau; es ist damit aber auch der Polygamie Thür und Thor geöffnet. In dem wieder aufgedeckten Palaste des Königs Sargon aus dem Jahre 706 v. Chr. nimmt in der That der streng abgeschlossene Harem einen Haupttheil ein. Daß wir bei solcher Schätzung der Frau sehr arm an Nachrichten über das Frauenleben im babylonisch-assyrischen Reiche sind, darf nicht Wunder nehmen. Der Mann ist hier eben nicht blos dem Weibe überlegen, sondern auch ungebührlich bevorzugt. In dem Gesetzbuche des assyrischen Reiches ist für den Ehebruch des Mannes eine kleine Geldbuße als Strafe festgesetzt; das Weib muß für dasselbe Vergehen den Tod erleiden und in den Fluß geworfen werden.

Außerordentlich wichtig ist hierbei der Umstand, daß dieses Gesetzbuch im Assyrischen nur eine Uebersetzung eines ältern akkadischen Textes ist. Unter Akkadien verstehen wenigstens die deutschen Assyrologen den turanischen Theil des alten Babylon, das im dritten Jahrtausend bis ungefähr 1700

---

[1]) Herodot (I. 199) nennt, wo er den Cult dieser Göttin beschreibt, sie zuerst die Aphrodite der Babylonier und fügt dann erklärend bei: »Die Assyrier nennen die Aphrodite Mylitta.« Die Babylonier und Assyrier scheinen selbst über ihre Götterwelt nicht klar gewesen zu sein, indem auf den Inschriften die Abstammung ganz verschieden angegeben wird. Uebrigens findet sich diese Unklarheit, die in der Natur der Sache begründet ist, in allen polytheistischen Göttergenealogien.

[2]) I. 196.

[3]) ἐπωλέοντο δὲ ἐπὶ συνοικήσι.

v. Chr. noch ein selbständiges Reich bildete. In dem akkadischen Texte nun ist dem Weibe, wie heute noch bei den turanischen Völkern der Vorrang vor dem Manne eingeräumt. So z. B. hatte nach akkadischem Gesetze der Sohn für die Verleugnung des Vaters nur das Versprechen der Besserung zu geben und eine kleine Summe Geldes zu zahlen; verleugnete er aber die Mutter, »so wurde ihm das Haar abgeschnitten, er wurde von Land und Wasser ausgeschlossen und im Hause der Besserung gefangen gehalten«. Im assyrischen Gesetze ist diese letzte Strafe gemildert und in Verbannung geändert. Liegt nicht hierin ein deutlicher Beleg für die ursprüngliche Frauenherrschaft und das Mutterrecht, werden die Vertheidiger der extremen Frauenemancipation fragen?[1]) Ein wenig Ueberlegung gibt eine andere und allein richtige Erklärung dieser Erscheinung. Die Kinder sind nämlich auf die Pflege der Mutter von Anfang an am meisten und dort allein angewiesen, wo das Familienleben arge Störungen erlitten hat. Bei unehelichen Kindern, deren Vater nicht selten unbekannt bleibt, fällt alle Sorge und damit alles Recht und alle Pflicht den Kindern gegenüber allein auf die Mutter. Solches Mutterrecht kann man heute noch überall, auch bei Culturvölkern, finden, wo seit längerer Zeit unerlaubte Verhältnisse und deren Folgen, illegitime Geburten, zur Gewohnheit geworden sind. Daß dann die Kinder den Namen der Mutter und nicht den des Vaters führen, den sie nicht kennen, ist so selbstverständlich und gewöhnlich, daß man dies nicht als eine längstvergangene Seltenheit anzustaunen braucht. Allein dieses Mutterrecht schließt keineswegs die Herrschaft der Frauen über die Männer ein. Der Mann bleibt auch hier der Herr des öffentlichen Lebens und betrachtet sich selbstverständlich als solchen. Alles was man aus der Vergangenheit oder Gegenwart bei Naturvölkern über die Gynäkokratie anführt, kommt auf das Gesagte hinaus. Wo die Polyandrie herrscht, wird das Geschlechtsregister nothwendig nach den Müttern bestimmt werden. Nach Strabo war die unnatürliche Sitte, daß eine Frau mehrere Männer zugleich habe, bei den alten Medern zu Hause. Cäsar[2]) berichtet dieselbe Unsitte von den alten Briten. Nach indischen Urkunden war sie bei einzelnen indischen Völkern und in Tibet im Gebrauch. Letztere Nachricht ist um so wahrscheinlicher, als heute noch die

[1]) Bebel (»Die Frau«) 18 schreibt in seiner »gründlichen« Weise einfach also: »So offenbarten sich die Wirkungen des Mutterrechtes, der Gynäkokratie in allen Lebensbeziehungen der alten Völker, bei den Babyloniern, Assyrern, Aegyptern, den Griechen vor der Heroenzeit, bei den italischen Völkerschaften zur Zeit der Gründung Roms, den Scythen, den Galliern, den Iberern und Kantabern, den Germanen des Tacitus u. s. w. Die Frau nimmt zu jener Zeit in der Familie und im öffentlichen Leben eine Stellung ein, wie sie seitdem nie mehr eine ähnliche eingenommen hat.«

[2]) De bello Gallico 5, 14. Uxores habent deni duodenique inter se communes.

Ehen der Tibetaner polyandrisch sind. Allein trotzdem besteht auch hier die naturgemäße Autorität des Mannes. Der Dalai-Lama, dem nicht blos höchste religiöse sondern auch weltliche Herrschaft zukommt, ist eben ein Mann und hat nur männliche Minister an seiner Seite. Kein Weib kann in die Classe der das Volk beherrschenden Lamas eintreten, obwohl die einzelne Frau, mit drei oder vier Männern zugleich verheirathet, die Frau im Hause ist. Im Allgemeinen ist die Frau in Tibet verachtet, und die Ehe wird als bloße Geschäftssache betrachtet, während die Tibetaner selbst als ein tief gesunkenes, abergläubisches und feiges Volk bekannt sind. Die wenigen Völker, wo sonst noch Polyandrie getroffen wird, an der Küste von Malabar, auf der Osterinsel und einigen andern Inseln der Südsee stehen in keinem besseren Rufe. Somit kann das sog. Mutterrecht keineswegs als Beweis einer Frauenherrschaft, sondern nur als Symptom eines tiefgesunkenen Zustandes, insbesondere der Männer, gelten.

Was wir aber über Babel-Assur Sicheres wissen, zeigt uns die Frau in einem bedauernswerthen Stande der Erniedrigung, bei dem es uns schließlich nicht wundert, wenn der Vater in der Noth nach Herodots Bericht die Ehre seiner Töchter für Geld feil hat. [1])

Die Phönizier. Bei den Phöniziern, die ihre Sitten und religiösen Anschauungen auf ihren Schiffen fast zu allen Völkern der alten Welt trugen, besteht gleichfalls zwischen der Mythologie und der Stellung der Frau, die im Wesentlichen der bei den Babyloniern gleicht, ein unverkennbarer Zusammenhang. Aus der Menge der Götter, welche die phönizische Personificierung der Naturkräfte allmählig gebildet hatte, ragt Baal unter verschiedenen Namen, welche die ihm zugeschriebene Thätigkeit bezeichnen, hervor. Die Frau, welche ihm zur Seite gegeben wird, ist, wie er selbst, eine und doch zugleich mehrfach. In jeder seiner drei Formen als Baal-Adonis, Baal-Moloch und Saturn hat er eine Göttin als Gemahlin neben sich. Baaltis oder Mylitta, Astarte und Rhea sind ihre Namen. In seiner Bedeutung als schaffende und zerstörende Naturkraft, als Adonis und Moloch übte dieses Phantasiegebilde mit den entsprechenden weiblichen Gottheiten Mylitta (Aschera) und Astarte den größten Einfluß auf das Volk. In dem unzüchtigen und grausamen Culte, welcher Mylitta und Astarte dargebracht wurde, ist schließlich die Stellung der Frau gekennzeichnet. Wie in Babylon die Frauen diese Gottheit zu verherrlichen wähnten, indem sie sich zu Opfern der Wollust machten, so in noch abscheulicherer Weise hier. Die Raserei, womit sich männliche Hierodulen durch Selbstverstümmelung als sogenannte Gallen (Tänzer) diesen Göttern weihten, ist

[1]) πᾶς τις τοῦ δήμου βίου σπανίζων καταπορνεύει τὰ θήλεα τέκνα.

kaum mehr eine blos natürliche. Wie die Männer hier in abergläubischem Fanatismus Weiber zu werden suchen, so äffen die Weiber als Amazonen die Männer nach. Die Kindermorde, welche der Moloch- und Astarte-Cult veranlaßte, sind entsetzlich. »Unter allen chamitischen Culten«, sagt Gfrörer[1]) darum mit Recht, »ist ohne Frage der phönizische der abscheulichste, weil er mit den Lastern der übrigen abgefeimte Berechnung verband. Welches Bild sittlicher Fäulniß stellen die Religionen des vorderen Asiens dar!« Das roh-sinnliche Geschlechtsleben beherrscht dieses Volk; darnach allein wird auch der Werth der Frau beurtheilt. Von einer »Frauenherrschaft« läßt sich aber auch hier, wie in keinem alten asiatischen Reiche, etwas entdecken.

Die Perser. Bei den Persern, den Erben der babylonisch-assyrischen Weltherrschaft, finden wir bei reineren Religionsbegriffen auch verhältnißmäßig reine und strenge Sitten. Der Mann steht aber bei ihnen so im Vordergrunde, daß Xenophon in seiner Beschreibung der persischen Sitten in der »Cyropädie« nur von einer Erziehung der Knaben redet. Die Mädchenerziehung vollzog sich im Innern des Hauses. Die Vielweiberei macht sich erst mit der sittlichen Erschlaffung geltend, obwohl sie von vorneherein, wie bei fast allen asiatischen Völkern, zulässig gewesen zu sein scheint.

Die Chinesen. Bei dem ganz eigenartigen Volke der Chinesen, das in religiöser Beziehung bei einem abstracten Pantheismus verharrt ist, finden wir gleichwohl auch das Bestreben, die göttliche Schöpferkraft in menschlicher Weise aus dem Verhältnisse der beiden Geschlechter zu erklären. Aus der dunklen Nacht des Chaos sollen durch die Verbindung der männlichen Urkraft Yang mit der weiblichen Yin alle Wesen hervorgegangen sein. Je ferner indeß der Chinese speculativen Erörterungen über die letzten Gründe des Daseins steht, desto lehrreicher sind seine praktischen Auffassungen des Lebens, die der Hauptsache nach auch bezüglich unserer Frage ins dritte Jahrtausend v. Chr. zurückgehen. Eine fast zum Uebermaß gesteigerte Familienhaftigkeit beherrscht das chinesische Volk. Wie dem Kaiser als Vater des Volkes die höchste religiöse Verehrung zukommt, so jedem Familienvater in seinem Hause. Die kindliche Liebe ist das Grunddogma des Reiches. »Ehre wie Deinen Vater denjenigen, der doppelt so alt ist, wie Du«, sagt das Gesetz zur Erklärung der Vaterwürde. Die Mutter nimmt an den Ehrenbezeugungen des Vaters theil, aber sie ist als Frau durchaus dem Manne unterworfen. Sogar wenn der Mann stirbt, sagt Kong-fu-tse, wird die Frau darum noch nicht ihre eigene Herrin. Als Tochter steht sie unter dem Befehle ihrer Eltern oder in deren Ermangelung unter ihren älteren Brüdern, denen sie unbedingt gehorchen muß; als Witwe steht sie unter der Aufsicht ihres

[1]) Urgeschichte des menschl. Geschlechts. Schaffhausen 1855. Bd. II. 327.

ältesten Sohnes, dieser soll mit aller Liebe und Achtung alle Gefahren von ihr entfernen, denen die Schwäche ihres Geschlechtes sie aussetzen könnte. Die Monogamie wird als die rechtmäßige eheliche Verbindung angesehen und besteht auch als Regel. Es ist aber dem Manne erlaubt, Nebenweiber im Hause zu haben, über welche dann die legitime Frau zu gebieten hat. Frühzeitig schon kommt die Polygamie bei den Kaisern vor. Der Li-ki gestattet dem Kaiser, 130 Frauen zu besitzen. Der letzte Herrscher aus der Yü-Dynastie, Kin, der als ein Ungeheuer an Wollust und Grausamkeit bezeichnet wird, soll 30.000 liederliche Weiber an seinem Hofe gehabt haben. [1])

Noch mehr ist die Unauflöslichkeit der Ehe gelockert. Der Mann darf die Gattin aus vielen Ursachen entlassen, die wegen ihrer Dehnbarkeit die Frau theilweise schutz- und rechtlos hinstellen. Nur wenn die Frau keine Eltern hat und nicht weiß, wo sie Unterkunft finden soll, darf sie nicht entlassen werden; auch nicht während der dreijährigen Trauer um die Schwiegereltern; endlich nicht, wenn der früher arme Mann erst während der Ehe reich geworden ist. Auch der Frau ist indeß zugestanden, den Mann zu verlassen, wenn er jahrelang abwesend ist oder sie grausam behandelt.

Einer besonderen Sorgfalt in der Erziehung erfreuen sich daher auch diesen Ansichten entsprechend die chinesischen Mädchen nicht. Weil die Regierung das unbedingte Recht der Eltern auf ihre Kinder nicht antasten darf, so hat sich die grausame Sitte der Tödtung und Aussetzung von neugebornen Kindern ungestraft ausgebildet. Hierbei offenbart sich am meisten die Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes, da die ausgesetzten Kinder zumeist, ja regelmäßig Mädchen sind. Daß die Frau schließlich einzig und allein der Ehe wegen da ist und außer ihr keinen Werth hat, ergibt sich aus einer originellen Verfügung eines Richters der Provinz Kuang-tung gegen die Aussetzung der Mädchen aus dem Jahre 1848. Nachdem er auf die staatlichen Findelhäuser zur Aufnahme solcher Mädchen hingewiesen, sagt er schließlich, daß es für die meisten zwar eine schwere Sache sei, ihre Töchter an den Mann zu bringen; darin liege aber kein Grund, sich derselben zu entledigen. Eine Strafe wird aus dem angegebenen Grund der Staatsohnmacht für die Aussetzung nicht angedroht. [2]) Während die Geburt eines Knaben große Freude in der Familie hervorruft, erweckt jene eines Mädchens ganz die entgegengesetzten Empfindungen. Diese Geringschätzung des weiblichen Geschlechts ist ebenso in den chinesischen Sprichwörtern ausgedrückt: »Man muß seine Frau anhören, muß ihr aber nicht glauben«. »Der Geist der Frauen ist Quecksilber, ihr

[1]) Vgl. Weiß, Weltgeschichte. 2. Aufl. 1876. I. 2. S. 13.

[2]) Vgl. Schweiger-Lerchenfeld, Das Frauenleben der Erde. 1881. S. 230.

Herz aber ist von Wachs.« »Das furchtsamste Mädchen hat Muth genug zu üblen Nachreden«. So eigenthümlich die Sitten der Chinesen auch sein mögen, so befindet sich bei ihnen die Frau nach dem Gesagten der Hauptsache nach in derselben Lage wie bei den übrigen Völkern.

Die Inder. Eine gewisse Aehnlichkeit mit den Chinesen, obwohl ganz anderen Stammes, haben als altes Culturvolk die Bewohner Vorderindiens. Seit 3000 Jahren haben sie ihre heute noch bestehende Kasteneintheilung. Als die alte reine Naturreligion der Veden ganz in Pantheismus aufgegangen war und eine wirkliche geschichtliche Entwicklung Indiens fast unmöglich gemacht hatte, blieb auch das sociale Leben in einer eigenthümlichen Erstarrung. Auch die Stellung der Frau ist deshalb bis in unserer Zeit seit Jahrtausenden bei den Hindus dieselbe geblieben. Die vollkommenste Abhängigkeit der Frau vom Manne liegt in der heute durch die strengsten Maßregeln der englischen Regierung noch kaum ganz beseitigten Sitte der Witwenverbrennung. Als ob das Weib nach dem Ableben des Mannes keinerlei Werth oder selbständige Bedeutung mehr besäße, muß sich die Witwe [1]) mit dem Leichnam des Mannes verbrennen lassen. Mit welchem Fanatismus die Frauen selbst sich der Abschaffung dieser Sitte entgegensetzen, ist aus zahlreichen Fällen bekannt. Die der Sitte widerstrebende Frau zieht sich den Haß des ganzen Volkes zu. Die indischen Frauen aller Kasten wagen aus Ehrfurcht vor ihrem Manne nie, dessen Namen auszusprechen. Die Polygamie hat in Indien eine der abscheulichsten Formen, die der mohammedanischen sehr ähnlich ist. »Für den Hindu existirt eigentlich gar kein eheliches Verhältniß; er nimmt sich so viel Frauen als ihm beliebt und nicht selten verbindet er damit ein gewinnbringendes Geschäft, wenn nämlich ein Mann der höheren Kaste sich eine Frau aus einer wohlhabenden, aber einer niederen Classe angehörenden Familie nimmt. Solche Ehen werden allemal theuer bezahlt, und bei solchen öfter wiederholten Geschäften erwirbt sich der Mann leicht ein bedeutendes Vermögen.«

Weil das Weib für den Hindu außer der Ehe keine Bedeutung hat, und bei gewissen Classen die Verheirathung der Töchter unerschwingliche Kosten hervorruft, hat sich die gräulichste Sitte, die neugebornen Mädchen zu ermorden, ausgebildet. Ein Mädchen, das im 12. Lebensjahre noch nicht verheirathet ist, gilt als ein Schimpf für die Familie. Als die indobritische Regierung zur Beseitigung dieser Unsitte im Jahre 1836 Untersuchungen anstellte, zeigte es sich, daß im westlichen Radschputana unter einer Bevölkerung von 10.000 Seelen kein einziges Mädchen vorkam. Im

[1]) Vgl. Schweiger-Lerchenfeld a. a. O. 143.

Jahre 1869 constatirte der Gouverneur der Nordwestprovinzen, daß in sieben Dörfern auf durchschnittlich 100 Knaben 1 Mädchen entfiel; zehn Jahre vorher war die letzte Ehe geschlossen worden. [1])

In dem alten Gesetzbuche Manu's, das nach Max Müller im 8. Jahrhundert v. Chr. vollendet wurde, findet sich noch eine viel edlere Auffassung der Ehe und des Weibes. Unterricht der Mädchen, liebevolle Behandlung der Frauen, die sich des freien Auftretens in der Oeffentlichkeit erfreuen, war vorgeschrieben. Die Witwe darf nicht wieder heirathen, aber von einer Verbrennung derselben weiß das alte Gesetz nichts. [2])

Bei den eingebornen Dravida-Völkern Südindiens war die Stellung der Frau bis tief in unser Jahrhundert dieselbe. Durch die Bemühungen der englischen Regierung hat sich dieselbe wesentlich gebessert.

Die Griechen. Keine andere Erfahrung machen wir bei den uns so nahe stehenden alten Culturvölkern Europas, den Griechen und Römern. Wir können hier umso kürzer sein, als es sich um allbekannte Dinge handelt. So vieles auch noch bei den Erforschern der hellenischen Urgeschichte streitig sein mag, so scheint doch gewiß zu sein, daß die älteste Cultur der Urbewohner Griechenlands, der Pelasger, aus Aegypten und Phönizien stammt. Auch die griechische Götterlehre vereinigt in selbständiger Weiterbildung ägyptische und phönizische Elemente. Die Götter der Griechen sind im eigentlichsten Sinne Menschen mit guten und bösen Eigenschaften in gesteigertem Grade. Mehr noch als bei den bereits erwähnten Völkern können wir daher hier zunächst die Stellung der Frau aus der Mythologie erkennen. Zeus mit der Hera als der Herrscher des Olymp zeigt klar, daß nach altgriechischer Auffassung dem Manne die entschiedene Ueberlegenheit über die Frau zukommt, und daß die regelmäßige und rechtmäßige Verbindung der Geschlechter in der dauernden Einzelehe sich vollzog. In der edelsten Weise hat uns Homer dieses Verhältniß in Hector und Andromache geschildert. »Nichts Besseres,« sagt dieser Lehrer des griechischen Volkes in der Odyssee, [3]) »gibt es im Leben, als wenn einmüthigen Sinnes ihr Haus verwalten Mann und Weib ihren Feinden zum Aerger und zur Freude der Freunde, und mehr noch genießen sie's selber«. Euripides [4]) aber nennt es geradezu »hellenische Sitte, eine Ehefrau zu lieben, nicht zwei nach Barbarenart«. Ja in ältester Zeit scheint der Frau sogar nach dem Tode des Mannes eine zweite Ehe verwehrt gewesen zu sein.

---

[1]) Schweiger-Lerchenfeld a. a. O. 148.
[2]) Weiß, Weltgesch. 2. Aufl. II. 1. p. CLXXVII.
[3]) VI. 180.
[4]) Andromache. 177.

Allein das eheliche Leben, das die Griechen dem Zeus andichten, ist doch ein sehr wenig mustergiltiges. Im Olymp wie unter den Erdentöchtern hat er neben Hera eine ganze Schaar von Geliebten. Dies ist schließlich, nachdem der Höhepunkt der Cultur erreicht war, bei den Griechen, wenigstens bei den Athenern das Bild der Sittlichkeit der Männer, und damit ist auch die Unterdrückung der Frau gekennzeichnet. Die strenge Einfachheit der alten Zeit machte der Zügellosigkeit Platz, wobei das Hetärenunwesen einen traurigen Ersatz für die häßliche Vielweiberei des Orients bildet. Homer selbst beklagt den Rückschritt seinerzeit gegen früher.[1]) Bei Homer wird die mit der Ehre des Frauengeschlechts unvereinbare, zügellose Leidenschaft des Agamemnon die Ursache der traurigsten Leiden des Volkes.[2]) Der gefeierte Odysseus vergißt auf seinen Irrfahrten durchaus die eheliche Treue, die an seiner Gattin gerühmt wird.

In der späteren Zeit verlieren die Griechen das Gefühl des Unsittlichen, das von Natur aus dem außerehelichen Geschlechtsverkehr anhaftet. Selbst Sokrates hat kein Wort des Tadels dafür.[3]) Die Verachtung der Frau ist damit nothwendig verbunden. Der häßliche Ausspruch des Demosthenes ist bekannt und berüchtigt genug, so daß wir bloß daran zu erinnern brauchen.[4]) Die Hetären erhielten eine bessere Erziehung als die Töchter der besten Bürgerfamilien. Die Ehre, welche diesen gebildeten öffentlichen Dirnen in Griechenland zu Theil wurde, bleibt eine Schmach für dieses geistig so hoch stehende Volk, obwohl dieser Schmutzfleck noch abschreckender auch moderne Nationen entstellt, in denen der Geist des Christenthums verloren gegangen ist.[5]) Griechenland kann aber mit vielem Rechte als die Schule der Prostitution bezeichnet werden. Allein diese beklagenswerthen Zustände haben gleichwohl auch in Griechenland die Stellung der Frau in wesentlichen Punkten nicht beeinträchtigt. Die Frau ist in der besten Zeit die Herrin des Hauses, und aus dieser Stellung hat sie auch die größte Entartung nicht völlig verdrängt. Sogar bei den Spartanern, wo die Familie dem Staate geopfert wurde und dem entsprechend die Erziehung der Mädchen etwas

---

[1]) Odyssee VII. 67 f.

[2]) Ilias I. 184 f. 322 f.

[3]) Xenophon Memor. III. 13.

[4]) Orat. in Neaeram 122.

[5]) Wir sind nicht in der Lage die sarkastischen Worte Bebels (a. a. O. 28) über die »nicht wenigen Männer von heute, welche die Gesellschaft einer schönen Sünderin der Gesellschaft ihrer legitimen Frau vorziehen, auf die Wahrheit zu prüfen. Zuzugeben ist aber, daß der scharfe Beobachter der vielen dunklen Flecken unserer modernen Cultur auch in diesem Punkte die Gegenwart viel besser kennt und richtiger charakterisiert als die geschichtliche Vorzeit.

Unnatürliches annahm, ist der wesentliche Unterschied zwischen Mann und Frau nicht verwischt worden. In klaren und kurzen Worten hat Aristoteles die spartanische Erziehung der Frauen und den schlimmen Einfluß derselben gekennzeichnet. Der Gesetzgeber Spartas, sagt er, habe einseitig seinen Staat so eingerichtet, daß nur die Männer darin eine naturgemäße Erziehung erhielten. In Bezug auf die Frauen sei er nachlässig gewesen; darum leben dieselben maßlos und in jeder Beziehung ausgelassen, wie dies bei kriegerischen Nationen gewöhnlich der Fall sei.[1]) Die schönen Erzählungen von den spartanischen Müttern und ihrem Witze sind nicht im Stande, diesen Tadel des Stagiriten aufzuwiegen. Wo immer wie in Sparta das Weib gegen die Natur mit öffentlichen Turnübungen und dgl. nach Mannesart erzogen wird, verliert es seine Züchtigkeit und flößt Abscheu ein.

Wie gegen die verfehlte Frauenerziehung in Sparta so hat sich Aristoteles auch gegen Platos Pläne über Weibergemeinschaft und Staatserziehung tadelnd geäußert und deren Unhaltbarkeit dargethan.[2]) Uebrigens ist wohl zu bedenken, daß Plato zu diesem Irrthume durch seinen Idealismus von der Verbrüderung aller Menschen verführt worden ist. Ihm schwebte die Ahnung dessen, was das Christenthum durch die geistige Wiedergeburt in der Taufe hervorbringen sollte, nämlich die Liebesgemeinschaft aller Menschen vor. Auf seinem rein natürlichen Standpunkte kannte er nur die natürliche Verwandtschaft und darum schlug er dieses Mittel vor, das freilich den von ihm gewollten Zweck eher zerstören als erreichen würde. Somit kann Platos Vorschlag keineswegs als im griechischen Volksleben begründet angesehen werden. Uebrigens denkt auch Plato keineswegs an eine Gleichstellung der Frau mit dem Manne.

Die Römer. Die Stellung der Frau bei dem römischen Volke, das die Rechtspflege als eigenen Beruf erhalten zu haben scheint, bereitet nicht die geringste Schwierigkeit. Nicht einmal zweifelhafte Stellen aus den Gesetzen des alten Rom oder Thatsachen aus seiner Geschichte können die Vertheidiger der Frauenemancipation zu ihren Gunsten anführen. Wie in der alten einfachen und strengen Götterlehre der Römer mit ihrem monotheistischen Hintergrunde der Mann allein als selbständiger Vertreter der Autorität erscheint, so auch im bürgerlichen Leben. Die Frau ist auf die Verwaltung des Hauses beschränkt, das bei den alten Römern fast wie bei den Chinesen als unantastbares Heiligthum gilt. Die Einzelehe auf Lebensdauer gilt als Regel für die Verbindung von Mann und Weib. Ihre Eingehung vollzieht sich unter religiösen Feierlichkeiten. Die Reinheit der

[1]) De republ. II. c. 9. (pag. 1269 b. ed. Berol.)
[2]) A. a. O. II. C. 1 fg.

römischen Familie in den blühendsten Zeiten der Republik ist oft genug überschwänglich verherrlicht worden. Nach dem Berichte des Dionys von Halikarnaß[1]) fand 520 Jahre hindurch bei den Römern keine Ehescheidung statt, und da Spurius Cavillius als der erste wegen Kinderlosigkeit seiner Frau das eheliche Band löste, wurde er beim Volke allgemein verhaßt. Es hat sich hierbei indeß nicht um die erste Scheidung überhaupt, sondern um die erste willkürliche gehandelt.[2])

Die Achtung vor der Frau war daher ursprünglich bei den Römern viel größer als bei den Griechen; die Strafen für Verletzung der ehelichen Treue waren viel strenger. Als schon der griechische Geist vergiftend in alle Poren des öffentlichen Lebens eindrang, konnte Plautus noch eine Frau sich folgender Mitgift ihrem Manne gegenüber rühmen lassen: »Nicht das halte ich für meine Ausstattung zur Ehe, was mit diesem Worte bezeichnet wird, sondern vielmehr Schamhaftigkeit und Selbstbeherrschung, dazu Furcht vor den Göttern, Liebe zu den Eltern und Eintracht mit den Verwandten, Willfährigkeit gegen Dich und das Streben, freigebig zu sein gegen die Guten und zu nützen den Rechtschaffenen.«[3]) Damals galt es für unerhört, daß eine Frau auf dem Forum erscheine, um ihre Streitsache selbst anhängig zu machen. Diesen Frauen konnte der lockere Horaz wie einem verlorenen Ideale zu seiner Zeit nachrühmen, daß sie durch ihre Kindererziehung Hannibal und Antiochus besiegt hätten. Die Hochachtung vor der Jungfräulichkeit des Weibes, die im Culte der Vesta ihren Ausdruck fand, ging mit solcher Auffassung der Ehe Hand in Hand.

Die siegreiche Niederwerfung Syriens im Jahre 189 v. Chr. wird gewöhnlich als entscheidender Wendepunkt in den römischen Sitten angenommen, obwohl die Lockerung derselben durch griechischen Einfluß schon früher begonnen hatte. Die Götterwelt des Orients und Griechenlands mit ihren entsittlichenden Culten hielt von da an ihren verderblichen Einzug in das römische Leben. Die Würde der Frau fiel dieser neuen Macht zum Opfer. Es ist unrichtig, für die Erschlaffung der Sitten in Rom zunächst und allein die Frau anzuklagen, wie es Cantu, Mommsen, Vannucci u. A. gethan haben.[4]) Die Männer verdarben vielmehr zuerst die Frauen, und die ein-

[1]) II. 25.

[2]) Vgl. P. Albert M. Weiß, Apologie I. 420.

[3]) Non ego illam dotem mi esse duco, quae dos dicitur,
Sed pudicitiam et pudorem, sedatum et cupidinem
Deûm metum, parentum amorem et cognatum concordiam
Tibi morigera, atque ut munifica sim bonis, prosim probis.«
(Amphitruo v. 674 sq.)

[4]) Vgl. Criscuolo, La donna nella storia del diritto Italiano Napoli. 1889 p. 44.

mal entarteten Frauen richteten das Reich zu Grunde. Die Erschütterung der Ehe und damit die Vernichtung der Frauenehre wurde durch die leichtsinnige Ehescheidung herbeigeführt, die Männern wie Cato, Sulla, Pompejus, Cicero als unaustilgbarer Schandfleck in der Geschichte anklebt. Man irrt aber auch, wenn man die Stellung der Frau im alten Rom vor der eingetretenen Sittenverderbniß als vollkommen ideal und tadellos ansieht, wie manche aus den Berichten der Alten herauslesen. Auch wenn diese Nachrichten keine Uebertreibung enthielten oder sich auf die Lage aller Frauen bezögen, so ist doch klar genug darin die Herrschaft des Mannes über die Frau in fast grausamer Weise betont. »Die Frau ungestraft mit dem Prügel todtschlagen oder verhungern lassen, blos weil sie Wein trank, ja nur den Schlüssel zum Weinkeller in die Hand nahm, wie das nach Plinius Berichte[1]) die alten Römer thaten, ist barbarische Verachtung des Weibes und rohe Großthuerei mit der äußerlichen Ehrenhaftigkeit des Familiennamens, aber keine Pflege innerer Familienwürde und Tugend.« Um so leichter warf sich in Rom die Frau einem zügellosen Freiheitsgelüste in die Arme, je schroffer sie vorher mit verletzender Strenge vom öffentlichen Leben ganz zurückgedrängt worden war. Sittenlose Männer und bis zur Ekelhaftigkeit emancipirte Weiber haben schließlich den Bestand des römischen Weltreiches untergraben. Cicero klagt über die Verkehrung der Verhältnisse, indem die Frauen über die Männer herrschten.[2]) Wie nirgends, so vermochten auch in Rom Polizeigesetze nicht das wahre Fundament der Ehe, die Sittlichkeit, zu ersetzen. Die classische »Warnungstafel für unsere Zeit, welche P. Albert M. Weiß O. Pr. durch die Schilderung der Bildung des weiblichen Geschlechts im Zeitalter Neros, nach den Berichten so ziemlich sämmtlicher Schriftsteller von damals geliefert hat,[3]) zeigt unwiderleglich, wohin die Verachtung der Naturgesetze bei der Frauenerziehung führt. »So ist Rom, dessen Stärke so lange Zeit auf einem verhältnißmäßig reinen Familienleben ruhte, zu einem guten Theile durch den Niedergang des weiblichen Geschlechtes zu Grunde gegangen. Dieses selber aber kam so tief herab durch eine ganz verkehrte Bildung. Ueber das Maß ihres Geschlechtes und über ihre Fassungskraft hinaus gebildet mußten, die römischen Frauen zuletzt Maß und Fassung und die ihrem Geschlechte gebührende Stellung verlieren. Flatterhaftigkeit und Oberflächlichkeit mit Neugier und Vorwitz auf der einen

[1]) Histor. nat. 14, 14. 2. (Vgl. Weiß O. P. Apologie I. 421.)

[2]) Pro Muraena: »Mulieres omnes propter infirmitatem consilii maiores in tutorum potestate voluerunt; hi (iurisconsulti) invenerunt genera tutorum, quae potestate mulierum continerentur. Vgl. Catos Rede für die Lex Oppia bei Livius (lib. XXXIV. c. 2).

[3]) Apologie. (1. Aufl.) III. 605 fg.

und dazu hochfahrendes, abstoßendes Wesen auf der andern Seite war bei der weiblichen Jugend in dem Grade eingebürgert, daß man es als ein Wunder bezeichnete, wenn einmal ein Mädchen in diesem Stücke eine Ausnahme machte.« Das weltbeherrschende Rom hatte die Sittenlosigkeit des entarteten Griechenland in sich aufgenommen und schließlich übertroffen, weil es nicht verstanden hatte, die Frau zu achten und ihre naturgemäße Stellung zu wahren.

b) Die Frau bei den Naturvölkern.

Im Gegensatz zu den Culturvölkern haben die Naturvölker keine eigentliche Geschichte. Sie leben so zu sagen »in den Tag hinein«, unbekümmert um die Vergangenheit und wenig besorgt für die Zukunft. Das Gesetz des Fortschrittes und der Entwicklung, das in der Natur des Menschen gelegen ist, scheint bei ihnen aufgehoben zu sein. Der Geschichtsforscher und Ethnograph ist oft genug verlegen um die letzten Gründe, warum die einzelnen dieser Völker über die Stufe unmündiger Kindheit nicht hinauskommen. Vielfach haben wir in ihnen eine Verkümmerung des Menschengeschlechts zu sehen. Unmöglich können wir daher bei ihnen die reine und vollkommene Menschennatur finden; andrerseits müssen wir jedoch anerkennen, daß in vielen ihrer Gewohnheiten die Grundzüge der Natur sich äußern. Wenn die Culturvölker nicht selten durch ein gewisses Uebermaß von Bildung die Natur unterdrücken, so gelangt bei den unentwickelten Völkern die Natur nicht zu ihrer vollkommenen Ausbildung. Wo immer aber beide trotz solcher Gegensätze in Sitten und Gewohnheiten übereinstimmen, werden wir klar und deutlich die unverfälschte Aeußerung der Menschennatur erblicken müssen. Dies ist nun der Fall in der Frauenfrage. Der Hauptsache nach ist die Stellung der Frau bei den verwilderten oder noch ungebildeten Völkern dieselbe wie bei den civilisirten. Dabei sind bedeutende aber immerhin unwesentliche Unterschiede, je nach der Verschiedenheit des Volksgeistes nicht ausgeschlossen. Ueberall finden wir die Frau in Unterordnung unter dem Manne; überall sehen wir Arbeitstheilung zwischen den beiden Geschlechtern, wobei dem Weibe die Besorgung des Hauswesens zufällt. In dieser naturgemäßen Stellung sehen wir aber zugleich mit wenigen Ausnahmen die Würde der Frau unnatürlich unterdrückt und die natürliche Autorität des Mannes zur Tyrannei mißbraucht. Beginnen wir unsere Rundschau mit dem dunklen Erdtheile!

»Wie bei allen Naturvölkern,« schreibt Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld,[1]) »ist die Stellung des Weibes bei den Hottentotten und Buschmännern

[1]) Das Frauenleben der Erde. Wien. Pest. Leipzig. 1881. Seite 436. Im Allgemeinen schildert der mehr gewandte als tiefe Verfasser dieses Werkes die Stellung der Frau namentlich bei den Naturvölkern oft wohl noch schlimmer, als sie in Wirklichkeit ist.

eine höchst gedrückte. Auf den Schultern der Frauen lasten alle häuslichen Geschäfte und Arbeiten; die Wartung und Pflege der Kinder erfährt niemals eine Unterbrechung, auch außer dem Hause nicht, und die Arbeiten werden fast immer mit dem Kinde auf dem Rücken verrichtet. Auf der Wanderung verrichten die Weiber förmliche Lastthierdienste, indem sie neben der erwähnten Bürde auch noch die Geräthe und Habseligkeiten der Männer schleppen müssen. Gleichwohl finden die Frauen selten Dank für ihre Opferwilligkeit; ja die gröbsten Gewaltthätigkeiten seitens der Männer sind vielmehr die Regel, wodurch die Hottentottinnen zu schüchternen, zaghaften und zumeist auch kränklichen Wesen werden, die früh altern und hinsiechen.« Von der Polygamie, die dem Hottentotten gestattet ist, macht er aus Mangel an ausreichenden Subsistenzmitteln und infolge einer gewissen angebornen Trägheit selten Gebrauch. Indeß ist diese Schilderung doch durch die Nachricht vertrauenswürdiger Reisenden und Ethnologen [1]) zu mildern, wonach bei beiden Stämmen eine große Anhänglichkeit an die Familie besteht. Unter Blutsverwandten ist die Ehe verboten. Die Frauen der Buschmänner sollen sich durch Sittlichkeit auszeichnen.

Unter den negerähnlichen Bantustämmen bis zum Aequator räumt man den Kaffern einen hervorragenden Platz ein. Bei ihnen entscheidet der Wille des Mädchens bei der Heirat nichts; der Vater gibt die Tochter dem, welcher den größeren Kaufpreis anbietet. Die Frau muß das Feld bestellen und das Vieh besorgen; in den Kreis der Männer hat sie keinen Zutritt, sie darf nicht einmal an den häuslichen Unterhaltungen derselben theilnehmen.

Bei den Congovölkern an der Westküste Afrikas begegnet uns die Frau in derselben Lage. Der polygamische Gabonese behandelt dort seine Frau oder Frauen nicht blos als Sclavinnen, sondern er »vermiethet« dieselben auch, wenn er einer oder der andern überdrüssig wird, an seinen Nachbar. Ebenso wird die Frau als Unterpfand für Waaren, die dem Manne anvertraut werden, abgegeben. Wenn er Forderungen hat, sucht er vor allem einer oder der andern Frau seines Schuldners habhaft zu werden.[2]) Indeß ist auch hier zu bedenken, daß dergleichen Vorkommnisse nicht als Regel zur Beurtheilung der Frauenlage anzusehen sind.

Unter den eigentlichen Negern mit ihren zahlreichen Stämmen vom Aequator nach Norden bis zur Sahara, nach Westen bis zum Ocean, oder den Sudannegern ist die Polygamie allgemein. Kaum etwas anders bei ihnen bereitet den christlichen Missionären so viel Schwierigkeit als diese die Frau entwürdigende Einrichtung. Das Weib ist gewöhnlich die Ernährerin der ganzen Familie.

---

[1]) Vgl. Platz, Der Mensch. 1887. S. 279 fg.

[2]) Schweiger-Lerchenfeld 451.

Allgemein hat man eine große Anhänglichkeit der Kinder an die Mutter gefunden,[1]) die indeß selbstverständlich ist, da die physische Erhaltung der Kinder von der Mutter abhängt. Die Schilderungen der Reisenden über die socialen Zustände, der einzelnen Stämme, insbesondere über die Lage der Frau, kommen schließlich alle auf dasselbe hinaus. Trotz der unbeschränkten Vielweiberei wird auf die eheliche Treue streng geachtet. In dem Negerreiche Dahomey, dessen Herrscher durch seine Grausamkeit bekannt geworden ist, wird der Ehebruch häufig mit sofortigem Tode bestraft. Von den Niam-Niam wird dasselbe berichtet. Bei den letztern wird die Liebe des Mannes zu seiner Frau von dem Erforscher des Nilgebietes Schweinfurth hervorgehoben. Bei den Mambanga und Mananza wird die sociale Stellung der Frau geradezu als gut geschildert, da Beleidigungen derselben gestraft werden. Bei dem Gallastamme an der Ostküste, über dessen Zugehörigkeit zu den Negern man streitet, findet sich dasselbe.

Das bekannteste Naturvolk Amerikas sind die Indianer. Bei diesem Volksstamme ist vor Allem daran zu erinnern, daß die Ureinwohner Amerikas im eigentlichen Sinne eine verwilderte Rasse sind und sich, was Entwicklung betrifft, in einem gewissen Ausnahmszustande befinden. Als Thatsache ist nämlich festzuhalten, daß die Rothhäute von außen nach Amerika eingedrungen sind und einen von der großen Völkerfamilie losgerissenen und versprengten Bruchtheil darstellen. »Abgetrennt von dem gemeinsamen Lebensverband der Völker, ohne Antheil an den gemeinsamen Gütern der Menschheit und dafür in öde, unwirthsame Wildniß verbannt, gleichen sie der Pflanze, die man aus ihrem Mutterboden ausgehoben und in fremdes Erdreich gepflanzt hat. Der Bedingungen einer gedeihlichen Entwicklung entbehrend, mußten sie verkümmern.«[2])

Im Allgemeinen ist die Behauptung wohl sicher unrichtig, daß das Indianerweib »in mancher Beziehung noch schlechter daran ist, als bei irgend einem andern Stamme der Erdkugel.«[3]) Der Ausrottungskrieg, welchen die Europäer in der schmählichsten Weise gegen die Rothhäute geführt haben und zum Theil noch führen, hat sie hie und da, wie in Peru, allerdings zu bodenlosem Stumpfsinn heruntergebracht.[4]) Daß der Indianer bildungsfähig

---

[1]) Vgl. Paulitschke, Die Sudanländer. Freiburg i. B. 1885. S. 12.

[2]) Vgl. A. Schupp S. J., »Die Ureinwohner Brasiliens vom ethnologischen Standpunkt«, in »Natur und Offenbarung«. Bd. 38. S. 16 fg.

[3]) So Schweiger-Lerchenfeld a. a. O 370. Eine Uebertreibung nach der andern Seite hin ist die Meinung Dodges (Die heutigen Indianer. Wien 1884), daß trotz aller Ueberbürdung mit Arbeit doch ein glücklicheres und zufriedeneres Weib als eine Indianerin nicht gefunden werden könne. (Vgl. Platz a. a. O. 340).

[4]) Vgl. v. Schütz-Holzhausen, »Der Amazonas«. Freiburg 1883. S. 63.

und namentlich auch zu einem gesitteten, ehelichen Leben und zu einer würdigen Behandlung der Frau zu erziehen ist, haben die Missionen in Paraguay bewiesen. Ueber den wilden Indianer aber sind so widersprechende Urtheile, namentlich auch bezüglich der Frau verbreitet, daß die Wahrheit unmöglich auf Seite der extremen Tadler allein sein kann. »Die Lebensart ist bei allen diesen Stämmen Südamerikas,« wie der höchst glaubwürdige Forscher von Schütz-Holzhausen in Uebereinstimmung mit anderen schreibt, »so ziemlich dieselbe. Die Männer beschäftigen sich mit dem Fisch- und Schildkrötenfang, der Jagd, der Ausbesserung von Waffen und Kanoes, die Frauen mit der Bebauung ihrer kleinen Felder, mit Spinnen, Weben, Kochen und allenfalls auch mit der Anfertigung von Hängematten.«[1]) Wir sehen also hier wie bei allen Naturvölkern, daß das Weib mit der ganzen Sorge für den Haushalt über das gerechte Maß hinaus belastet ist. Mit der ehelichen Treue wird es ziemlich leicht genommen. Bei einzelnen Stämmen sind wohl Strafen für den Ehebruch verhängt; im Großen und Ganzen aber verläßt der Mann ohne Schwierigkeit seine Frau und diese den Mann. Die Einzelehe ist wohl Regel, aber die Vielweiberei gestattet. Ueberall und immer aber steht die Frau unter der strengen Herrschaft des Mannes. Sind die Männer zu einer Berathung in einer Hütte versammelt, so darf keine Frau in dieselbe eintreten.

Das Gefühl der Blutsverwandschaft ist unter den Indianern sehr stark ausgebildet. Bis zum 5. und 6. Grade derselben verabscheuen sie die Heirath unter Gliedern derselben Familie und nennen sich innerhalb dieser Grade noch Brüder und Schwestern. Dabei richtet sich die Verwandtschaftsbezeichnung mehr nach dem Geschlechte des Verwandten als nach dem Grade der Abstammung. Bei der Verkümmerung der ehelichen Treue ist diese Erscheinung leicht erklärlich. Es erregt aber fast ein Lächeln, wenn Morgan diese Thatsache als eine höchst auffallende und wichtige Entdeckung darstellt, die er bei seinem Aufenthalte unter den Irokesen gemacht hat, und wenn Engels auf diese Entdeckung seine darwinistischen Hypothesen über den Ursprung der Familie aufbaut, die Bebel als sichere Wahrheit dem gläubigen Publikum vorlegt. »Diese sociale Formation« bildete keineswegs »die Grundlage aller menschlichen Entwicklung auf der Erde,« sondern ist einfach eine Verkümmerung des Familienlebens. Uebrigens sind diese Entdeckungen keineswegs neu. Die Jesuitenmissionäre, die sich um das arme Volk der Indianer so viel Verdienste erworben haben, waren hiermit längst vertraut.[2])

[1]) A. a. O. 150. Vgl. Platz, »Der Mensch« 340.

[2]) Man vergleiche nur den immer noch höchst interessanten, schlichten Bericht des österreichischen Jesuiten P. Florian Baucke (1748—1766), den P. A. Kobler S. J. 1870 bei Pustet in Regensburg herausgegeben hat. S. 311 fg.

Die Sitten der Ureinwohner von Chili, der Araukaner und Patagonier räumen der Frau dieselbe untergeordnete Stellung ein. Unter den erstern ist der Mann »Herr und Meister«, der zumeist nur auf sein persönliches Wohlbehagen bedacht ist. Gerade wie bei den Indianern, liegen alle Lasten den Weibern ob, vom Pflügen und Kochen an bis zum Auf- und Absatteln der Pferde. Der Mann kann seine Frau, die er vom Vater gekauft und durch eine ceremonielle Entführung erworben hat, zu jeder Zeit in die elterliche Hütte zurückschicken. Heirathet sie dann ein Anderer, so ist dieser verpflichtet, dem ersten Gatten den vollen Preis des Weibes zu ersetzen. Bei den Patagoniern auf dem weiten Gebiete zwischen den chilenischen Andes und der atlantischen Küste, vom Rio negro bis zur Südspitze des Continents finden sich günstigere Sitten für die Frau. Bei der Verheirathung wird auf ihre persönliche Neigung Rücksicht genommen. Allein die Polygamie besteht auch hier ohne andere Einschränkung, als welche die Sorge um den Unterhalt mit sich bringt.

Bei den Urbewohnern des fünften Erdtheiles Australien findet sich nach Einigen die unterste Form des menschlichen Lebens. Mann und Weib schaffen gemeinsam das zur nothdürftigsten Fristung des Lebens Nöthige herbei, wobei indeß die von der Natur geforderte Arbeitstheilung sich geltend macht und durch die Ueberlegenheit des Mannes zu Ungunsten des Weibes ausfällt. Polygamie herrscht durchweg; in manchen Gebieten kommt auch Polyandrie vor. Das Weib besitzt nach der Ansicht der Wilden keine Seele und wird dem entsprechend auch behandelt. Die Eheschließung vollzieht sich ohne Rücksicht auf den Willen der Frau. Beschränkt ist der Mann nur dadurch, daß er bloß aus einer bestimmten Familiengemeinschaft oder Kaste sein Weib wählen darf. Auch bei dieser Kasteneintheilung ist die bei mehreren tiefstehenden Völkern beobachtete Sitte bemerkbar, daß die Kinder dem Range der Mutter folgen. Daß der Grund hiervon einfach die den Müttern überlassene Sorge für die Kinder ist, haben wir wiederholt hervorgehoben.

Auf den Inseln der Südsee, bei den Polynesiern werden die Bewohner von Tahiti in Bezug auf die Stellung der Frau am schlimmsten beurtheilt, soweit nicht das Christenthum heilsam eingegriffen hat. Die Zügellosigkeit des weiblichen Geschlechtes soll erstaunlich gewesen sein. Die ehelichen Bande wurden allemal erst nach dem ersten Kinde festgeknüpft und auch dann hing es noch immer von der Erklärung des Vaters ab, ob das Kind am Leben bleiben sollte. Die Bundesbruderschaft, wodurch zwei Männer aus persönlicher Neigung sich fürs Leben zu gegenseitiger Hilfeleistung verbanden, erstreckte sich auch auf die Ehe und hatte Weibergemeinschaft zur Folge; ein Beweis, abgesehen von allem Andern, daß das Weib als Sache betrachtet wurde. Auf den übrigen polynesischen Inseln wird

dagegen die Stellung der Frauen überall als gut geschildert. Bei den Tonganern auf den Freundschaftsinseln beschränkte sich die Thätigkeit der Frauen allein auf die Sorge für die Kinder, die Anfertigung von Stoffen und das Sammeln von Muscheln, während alle schweren Arbeiten von den Männern besorgt wurden.

Bei den Mulanesiern, Papuanern oder Australnegern auf Neu-Caledonien und Neu-Guinea, die an Begabung die Polynesier nicht erreichen, leben die Frauen im Hause, das gewöhnlich mehrere Familien umfaßt, von den Männern sogar beim Essen gesondert. Die Ueberlegenheit des Mannes kommt also stark zum Ausdruck. Trotz der gestatteten Polygamie finden sich wenige Männer mit mehreren Frauen. Die Behandlung der verheiratheten Weiber wird als verhältnißmäßig gut geschildert.

Um diese mangelhafte, aber für unseren Zweck genügende Uebersicht der Naturvölker in Rücksicht auf die Behandlung der Frau zu schließen, haben wir noch Asien kurz zu erwähnen. Bei den Nomadenvölkern in Nord- und Central-Asien, den Kirgisen, Kalmücken, Turkmenen, Ostjaken, Tunguſen, Tschuktschen und den dem Aussterben nahen Jakuten und Kamtschadalen fällt der Frau überall die Besorgung des Hauswesens zu und im Allgemeinen wird diesen Völkern eine liebevolle Behandlung derselben nachgerühmt. Die Kirgisenfrauen treiben neben der Hauswirthschaft den Feldbau. Im Hause treten sie durchaus als Gebieterinnen auf und sollen auch den Mann ihre Herrschaft fühlen lassen. Gleichwohl ist von einer Gleichstellung oder gar Herrschaft der Frau keine Rede. Bei Festmahlzeiten ißt die Kirgisin nicht mit den zum Schmause versammelten Männern, sondern bedient sie als Gäste und begnügt sich mit dem, was dieselben übrig gelassen haben. Fast dasselbe wird von den Frauen der Turkomanen oder Turkmenen berichtet, die sich verhältnißmäßig großer Freiheiten erfreuen. [1])

Von den übrigen wilden und halbwilden Völkerschaften, die sich in Asien und auf seinen Inseln befinden, glauben wir absehen zu dürfen. So weit sie der Religion nach zu den Bekennern des Islam gehören, wird von ihnen noch die Rede sein. Wesentlich neue Einrichtungen, die für die Stellung der Frau von Bedeutung wären, finden sich nirgends. Ueberall finden wir die Frau in Abhängigkeit vom Manne, mehr oder minder gut behandelt, mit den Angelegenheiten des Hauses beschäftigt. Dagegen ist kaum hie und da eine Spur von einer geistigen und sittlichen Beeinflußung des Hauses und der Gesellschaft, insbesondere der Männer durch die Frauen, zu bemerken. Das roh-sinnliche Leben steht bei allen diesen Völkern so im Vordergrunde, daß der Frau fast nur im Interesse der Fortpflanzung oder als Mittel

[1]) Vgl. Schweiger-Lerchenfeld, a. a. O. S. 110.

sinnlicher Lust ein Werth beigelegt wird, wobei sie wie bei der Besorgung des Hauswesens als Dienerin des Mannes betrachtet wird. Einen wesentlichen Unterschied zwischen dieser Auffassung und jener der meisten alten Culturvölker vermögen wir übrigens nicht zu entdecken. Ja die heutige civilisirte Gesellschaft bietet unter dem täuschenden Firniß feinerer Form dasselbe Frauenelend dar, wo der Geist des Christenthums nicht veredelnd einwirkt. Auf wie vielen verheirateten und unverheirateten Frauen Europas liegt nicht die ganze Last der Familiensorgen, und wie viele gebildete Männer, die auf die Neger und Indianer wie auf Thiere herabblicken, sehen im Weibe ebenso wie diese nur ein Mittel zur Befriedigung gemeiner Lust! Die noch zu erwähnende erschreckende Ausdehnung der Prostitution ist der untrügliche Beweis hiefür.

In welcher Beziehung die Stellung der Frau bei den Naturvölkern zu ihren religiösen Anschauungen steht, haben wir unerörtert gelassen, weil bei der Unklarheit der Religionsvorstellungen der Wilden dieser Nachweis im Einzelnen kaum möglich ist. Im Allgemeinen ist die Religion aller Naturvölker, wie ihr geistiges Leben überhaupt, verkümmert und äußert sich nur in einem rohen Naturcult. Dementsprechend ist auch die Betrachtung der Frau und der Ehe im Allgemeinen eine roh-sinnliche. Gehen wir jetzt zu den beiden stammverwandten Völkern über, deren sociales Leben durchaus von der Religion beherrscht ist, zu den Juden und Arabern, beziehungsweise Mohammedanern.

c) Die Frau bei den vor- und außerchristlichen Bekennern des Monotheismus.

1. Die Juden. »Das, wonach die Cultur eines Volkes vor Allem bemessen werden muß, ist der Gottesbegriff.« Von diesem vor Allem hängt es ab, welche Werthschätzung der Mensch überhaupt und die Frau insbesondere bei einem Volke erfährt. Nun ist es eine noch von Niemandem geleugnete Wahrheit, daß die Hebräer sich in ihren religiösen Anschauungen um Bergeshöhe über die gebildetsten Völker der vorchristlichen Zeit erheben. Dementsprechend zeichnet sich auch das jüdische Volk vor allen anderen durch das Recht und die Behandlung, welche es der Frau von Anfang an widerfahren ließ, aus.

Nur einfacher Menschenverstand, der einer gesunden, unbefangenen Kritik fähig ist, gehört dazu, um einzusehen, daß Abraham der Stammvater der Hebräer, eine Gotteserkenntniß an den Tag legt, die an Reinheit und Klarheit nicht blos alle mythologischen Fabeln, sondern auch die philosophischen Theorien Platos und Aristoteles' wesentlich überragt. Nur beim jüdischen Volke begegnet uns der reine, ungetrübte Begriff von einem persönlichen,

über die Geschöpfe erhabenen, unerschaffenen und ewigen Geiste, dem die Welt ihr Dasein, ihre Ordnung und Erhaltung verdankt. Daß der Mensch eine nach dem Bilde dieses Gottes geschaffene Seele besitze, daß somit Mann und Weib in Bezug auf Menschenwürde gleichartig nebeneinander stehen, ist eine Grundlehre der hebräischen Religion. In Folge dessen genossen die Frauen bei den Israeliten eine Achtung, wie bei keinem heidnischen Volke.[1])

In dem Nomadenzelte Abrahams ist Sarah, sein Weib, nicht genöthigt, sich vor den fremden Gästen ihres Mannes zu verbergen; sie nimmt an der Unterhaltung Theil.[2]) So sind überhaupt die Frauen von öffentlichen wichtigen Ereignissen im Volke nicht ausgeschlossen. Nach dem Durchzuge durch das rothe Meer besangen sie die Rettung des Volkes[3]), ebenso später die Siege des Richters Gedeon[4]), die des David über die Philister.[5]) Mirjam, die Schwester des Moses, die Richterin Deborah, Judith und Esther zeigen, welche Rolle eine Frau bei den Israeliten spielen konnte. Indeß sind diese außerordentlichen Fälle dem jüdischen Volke nicht gerade allein eigen.

Deutlicher ergibt sich die hervorragende Stellung der israelitischen Frau aus den Bestimmungen des mosaischen Gesetzes. Die Achtung vor der Jungfräulichkeit ist wenigstens schattenhaft in dem Gesetze ausgedrückt, wonach der Hohepriester nur eine israelitische Jungfrau ehelichen durfte. (Lev. 21, 13 fg.) Eine höhere sittliche Auffassung der freiwilligen Ehelosigkeit beim Weibe fehlt dagegen. Es gilt unbedingt als Unglück, wenn eine Jungfrau unverehelicht sterben muß. Die Tochter Jephtes »beweint erst ihre Jungfrauschaft«, ehe sie das Opfer des unbesonnenen väterlichen Gelübdes wird.[6]) Das spätere rabbinisch-talmudische Eherecht macht es jedem Manne zur strengen Pflicht, eine Ehe einzugehen.[7])

Die Unlösbarkeit des Ehebandes schwebte als Ideal vor; deshalb darf kein Priester eine Entlassene heirathen. Wenn die Scheidung gesetzlich erlaubt ist, (Deuter. 24, 1 fg.) so deuten doch die Beschränkungen dieses

---

[1]) Vgl. Die schöne und erschöpfende Monographie von Zschokke, das Weib im alten Testamente. Wien 1883. S. 63.

[2]) Genes. 18, 8 fg.

[3]) Exod. 15.

[4]) Judic. 11, 34.

[5]) I reg. 18, 6 f.

[6]) Jud. 11, 29 fg. Daß man nur an ein wirkliches blutiges Opfer Jephtes denken kann, falls man den Text nicht auf die exegetische Folter spannen will, ist neuerdings mit gebührendem Nachdruck betont worden. Vgl. Hummelauer, Comment. in Judic. Paris 1888 p. 219.

[7]) Zschokke a. a. O. S. 45.

Rechtes für den Mann (Deuter. 22, 13 fg.; 28 fg.) deutlich die Unzukömmlichkeiten derselben an, und die Propheten der späteren Zeit haben nicht unterlassen, ihre Vorwürfe gegen den Mißbrauch dieses Rechtes zu erheben. (Mich. 2, 9. Malach. 2, 11. fg.) Der codificirte Mißbrauch im Talmud (Tr. Gittin Surenhus. III. p. 322 fg.) kann dem vorchristlichen Judenthum nicht zur Last gelegt werden.

Das Lob, welches die Witwen Judith (16, 26) und Anna (Luc. 2, 37) dafür erhalten, daß sie nach dem Tode ihres Mannes sich nicht wieder verheiratheten, zeigt, wie erhaben man die eheliche Liebe auffaßte.

Nicht minder klar geht aus den gesetzlichen Bestimmungen hervor, daß die Vielweiberei ein ungern gewährtes Zugeständniß war. (Genes. 16, 4; 25, 1; Judic. 19, 1 fg.) Die gewöhnlichen Israeliten lebten in Einzelehe; die Vielweiberei der Könige in der vorexilischen Zeit zeigt, daß der orientalische Geist der Sinnlichkeit stärker war, als die Anforderungen des Gesetzes.

In der Ehe war die Frau dem Manne gegenüber geschützt. Selbst wenn sie als Sclavin zur Ehe genommen worden war, durfte sie in Bezug auf Unterhalt und eheliche Ansprüche keine Verkürzung erfahren. Die Bestimmungen zum Schutze der ehelichen Treue begünstigten in ihrer Strenge nicht einseitig den Mann. Der Ehebruch zog für Mann und Weib den Tod durch Steinigung nach sich. (Lev. 20, 10; Deut. 22, 22, Genes. 38, 34) Sogar die verlobte Jungfrau fiel sammt ihrem Verführer dieser Strafe anheim, wenn sie die Mittel, ihre Unschuld zu retten, anzuwenden unterlassen hatte. Wurde dagegen einer Braut außerhalb eines bewohnten Ortes Gewalt angethan, so daß Leute nicht zu Hilfe gerufen werden konnten, so wurde nur der Verführer mit dem Tode gestraft, während man Schuldlosigkeit der Gefallenen voraussetzte und sie straflos ausgehen ließ. (Deuteron. 22, 23 fg.)

Ueberhaupt brandmarkt das mosaische Gesetz die sündhafte Befriedigung der Sinnlichkeit in einer Weise, von der die höchstgebildeten Völker des classischen Alterthums kaum eine Ahnung hatten. Es braucht nur an das dem Leviten Phinees gespendete Lob (Num. 25, 7 fg.) und an die Warnungen der Jünglinge vor Unzucht in den Sprüchen Salomos (C. 5) erinnert zu werden.[1])

[1]) Cicero spricht wohl sehr salbungsvoll (de offic. III. 33) gegen Epikur, bezeichnet aber in der Rede für Cälius (c. 20) die Unkeuschheit einfach für erlaubt. »Verum si quis est, qui etiam meretriciis amoribus interdictum iuventuti putet, est ille quidem valde severus, sed abhorret non modo ab huius saeculi licentia verum etiam a maiorum consuetudine atque concessis. Quando enim hoc reprehensum, quando non permissum? — Terenz (Adelph. 1, 2, 21) sagt geradezu: Nihil peccati est adolescentulum scortari. Vgl. Horaz (Sat. 1, 2, 31.) Die Mahnungen des a. T. zur Keuschheit sind zusammengestellt bei Zschokke a. a. O. S. 20. 29 fg.

Das poetische Lob des tugendhaften Weibes (Sprüche Salom. C. 31, 10 fg.)[1]) beschreibt den Wirkungskreis und die Stellung des Weibes in einer für alle Zeiten classischen Weise:

»Ein starkes Weib, wer findet es? Weit über Perlen ist ihr Preis. Ihr vertraut des Gatten Herz und am Gewinn wird's ihm nicht fehlen. Sie erweist ihm Gutes und nicht Böses alle Tage ihres Lebens. Sie suchet Wolle und Flachs und arbeitet mit Lust ihrer Hände. Sie gleicht dem Kaufmannsschiffe, bringt von fern ihr Brod herbei. Vor Tag noch steht sie auf, gibt Speise ihrem Hausgesinde. Sie sinnt, wie Aecker sie gewinne, mit ihrer Hände Frucht pflanzt sie den Weinberg. Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden und reget rüstig ihre Arme. Sie strebt, daß Gutes sie erwirbt; bei Nacht erlischt ihr Licht nicht.[2]) An den Rocken legt sie die Hand, und ihre Finger fassen die Spindel. Dem Armen öffnet sie die Hand und reicht Gaben hin dem Elend. Sie fürchtet für ihr Haus den Schnee nicht, weil doppelt sie es kleidet. Pfühle macht sie sich; Byssus und Purpur ist ihr Gewand. Wohlbekannt als Rathsherr ist ihr Mann bei den Aeltesten des Landes. Linnen fertigt und gibt zum Tausch sie dem Kaufmann. Mit Macht und Hoheit tritt sie auf und lacht des künft'gen Tages. In Weisheit thut den Mund sie auf, und milde Lehre ist auf ihrer Zunge. Sie weiß, was sich im Hause regt und ißt ihr Brod nicht träge. Laut preisen ihre Söhne sie und also künd't der Mann ihr Lob: Die vielen tücht'gen Landeskinder hast Du alle übertroffen. Lüge ist die Anmuth und eitel die Schönheit; ein gottesfürchtig Weib allein hat Werth. Rühmet laut, was ihre Hand gewirkt vor allem Volke.«[3])

Die sittliche und geistige Veredlung, welche von der gottesfürchtigen Hausfrau auf Mann, Kinder und die ganze Gesellschaft ausgeht, steht hier so im Vordergrunde, daß körperliche Reize dagegen als hinfällig geradezu verachtet werden. Nirgends in den heiligen Schriften der Hebräer wird die sinnliche Schönheit des Weibes an und für sich gepriesen. Im hohen Liede existirt hiervon keine Ausnahme, denn keine vernünftige Auslegung kann die dortige Schilderung der Körpervorzüge der Braut und des Bräutigams

---

[1]) C. Bücher legt in seinem werthvollen Vortrage: »Die Frauenfrage im Mittelalter« (Tübingen 1882 S. 54) diesen poetischen Erguß des alten Testamentes Luther bei, indem er sagt: »Gewiß waren es nur Gedanken, welche in der Tiefe des deutschen Volksgeistes schlummerten, denen Luther in seinem »Lob eines frommen Weibes« so warmen Ausdruck verliehen hat.« (Folgt die freie Uebersetzung von Prov. 31, 10 fg.) Sollte Bücher wirklich nicht gewußt haben, daß diese warmen Worte aus echt hebräischem Geiste ungefähr 2500 Jahre vor Luther geflossen sind?

[2]) Vgl. Virgil Aeneis VIII. 410 fg.

[3]) Vgl. Zschokke a. a. O. 67.

auf den eigentlichen Wortsinn beschränken. Die sittliche Würde des ehelichen Lebens ist ebenso schön wie erhaben im Buche Tobias geschildert, (C. 6, 17 fg. Vulg.) und der Gegensatz gegen eine rohsinnliche Auffassung desselben scharf hervorgehoben. Ebendort (C. 4, 3) wie durchweg im A. T. wird die Pflicht der Kinder zu dankbarer und ehrfurchtsvoller Liebe gegen die Mutter ergreifend hervorgehoben.

Die Hebräer mit ihren Traditionen und das mosaische Recht wissen aber ebensowenig wie irgend ein heidnisches Cultur- oder Naturvolk etwas von einer vollkommenen socialen Gleichberechtigung der Frau neben dem Manne. Der Mann ist der geborne Herr in der Familie. Sarah nennt ihren Gatten Abraham geradezu ihren Herrn.[1]) Das Weib ist vom Priesterthum ausgeschlossen. Bei Eingehung der Ehe konnte sie gerechter Weise ihrer Herzensneigung folgen (Genes. 24, 5 fg.; 57 58), aber dem Manne stand naturgemäß der erste Schritt in der Brautwerbung zu.

Die Ertheilung des Scheidebriefes, worin sich die Unvollkommenheit des mosaischen Gesetzes zeigt, stand ebenso nur dem Manne zu. Es wird als etwas Unzukömmliches von der Heldin Deborah selbst bezeichnet, daß durch die Feigheit des Richters Barak der Sieg in ihre Hand gelegt wird. (Jud. 4, 5.)

Zu den vornehmsten Opfern dürfen nur männliche Thiere verwendet werden. Kurz, der Vorrang der Ehre und der Macht wird in socialer Beziehung bei den Hebräern auf jede Weise dem Manne zuerkannt.

Mit der schönen, wenn auch der Vervollkommnung bedürftigen Theorie des mosaischen Gesetzes über die Stellung der Frau hat freilich die Praxis vielfach im Widerspruch gestanden, und zwar dann am meisten, als die Juden mit Verachtung des Gesetzes dem Götzendienste der benachbarten Völker sich hingaben. Die israelitischen und jüdischen Könige mit ihren Harems, David und Salomon an der Spitze, unterscheiden sich kaum von den übrigen orientalischen Herrschern. Aus dem Läuterungsfeuer der babylonischen Gefangenschaft ging namentlich die Ehe der Hebräer verjüngt hervor. Eine anerkennenswerthe Weihe des Familienlebens ist von da an dem jüdischen Volke eigen, die sich als guter Rest vielfach bis heute erhalten hat, auch nachdem Israel aufg hört das Volk zu sein, aus dem den Völkern das Heil werden sollte.

2. Die Araber und der Islam. Der Stammvater der Hebräer und der Gatte Sarahs ist zugleich der Herr der Magd Hagar, die er auf Zureden seiner Frau zur Concubine nimmt.[2]) In den beiden Söhnen Abrahams, in Isaak von der Gattin und in Ismael von der Magd, ist der Doppelcharakter Abrahams und seines Volkes selbst verkörpert. Das israelitische Volk verdankt

[1]) Genes. 18, 12.
[2]) Genes. 16.

seinen Vorrang vor allen vorchristlichen Völkern, der ihm seiner Glaubens- und Sittenlehre wegen gebührt, nicht sich selbst. Es hat sich nicht sowohl durch eigne Entwicklung über die andern Völker erhoben, sondern es ist erhoben worden. Das Eingreifen Gottes in der Erhebung Israels ist für jeden Denkenden deutlich und klar. Nach dieser Seite hin ist Abraham der über seine Natur hinaus erhobene, bewunderungswürdige Held des Glaubens. Das durch Isaak von Abraham stammende Volk ist während seines vorchristlichen Bestandes der Erbe und Träger dieser Würde seines Stammvaters gewesen.

Hierneben aber hat sich in Abraham auch der blos natürliche Mensch geäußert und fortgepflanzt. Der orientalische und eigenthümliche semitische Charakter, den Abraham durch seine Abstammung in sich aufgenommen hat, macht sich in der Trübung des Eheideals, im Concubinate mit Hagar geltend. Ismael und sein Volk ehrt in Abraham auch seinen Vater; aber hier hat sich nicht der außerordentliche Beruf und Charakter Abrahams fortgeerbt, sondern die einseitige Natur des Orientalen bezw. des Semiten mit ihren Licht- und Schattenseiten. Wir haben dieselbe hier rücksichtlich der Stellung des Weibes bei den Arabern zu betrachten. Nachdem das jüdische Volk durch die Erscheinung Jesu Christi seine Aufgabe erfüllt und mit der Zurückweisung dieses Sohnes Abrahams seinen übernatürlichen Beruf verloren hatte, hat es der Hauptsache nach den natürlichen Charakter Abrahams angenommen, der in den Grundzügen der Geist Ismaels und Mohammeds ist.[1]) Diesen Geist rücksichtlich der Stellung des Weibes bei den natürlichen Nachkommen Abrahams, bezw. im Ismaelismus der Araber darzustellen, ist unsere Aufgabe.

Von der Geschichte der Araber vor Mohammed können wir absehen, da der Prophet des Islam thatsächlich den Ismaelitischen Geist der vergangenen Jahrhunderte in seine welterobernde Lehre aufgenommen hat. Wie nun die israelitische Religion das ganze Leben des Volkes durchdrang und die eigenthümliche Stellung der Frau hervorrief, so auch die ismaelitische. Zwischen dem Allah Mohammeds und dem Gotte Abrahams, zwischen Israels und Ismaels Glauben ist aber ein himmelweiter Unterschied trotz der unverkennbaren Aehnlichkeitszüge. Der Gottesbegriff Mohammeds ist eine Carrikatur des Gottes, dem Abraham seinen Beruf verdankt. Das übernatürliche Moment der israelitischen Religion, das auf die Erlösung der Menschheit abzielte und die Cultformen beseelte und vergeistigte, ist im Islam weggefallen. Die bloße Natur Ismaels, bezw. des Semiten ist in

[1]) Ueber die Verwandtschaft des Islam mit dem Judenthum vgl. Freiburger Kirchenlexikon 2. Auflage unter »Islam«. Geiger hat in seinem Werke: »Was hat Mohammed aus dem Judenthum aufgenommen?« (Bonn 1883) von anderem Standpunkte diese Verwandtschaft beleuchtet.

Mohammeds Koran und Religion porträtirt; die religiösen Uebungen sind todter Mechanismus; Alles ist geschickt zu dem einen Ziele hingerichtet, die Araber zu Herren dieser Erde zu machen.

»Der neue Ismaelismus,« schreibt Döllinger,[1]) »glich jenem unächten Sohne des Patriarchen, von welchem der Stifter (Mohammed) und die vornehmsten Gläubigen abstammten, und von welchem verkündet worden war, daß er ein wilder Mensch (Mann) sein, daß seine Hand gegen Jedermann und Jedermanns Hand gegen ihn sein würde. (Genes. 12, 16.) Wie eine verzehrende Flamme brach plötzlich die neue Glaubensform mit unwiderstehlicher, alles vernichtender Gewalt hervor aus den Wüsten Arabiens und in zehnfach geringerer Zeit, als die Römer vordem zur Aufrichtung ihres Weltreichs bedurft hatten, waren die Völker von der chinesischen Mauer bis zu den Säulen des Herkules der Herrschaft des Islam oder doch der Gewalt seiner Bekenner unterworfen.«

Worin liegt das Geheimniß dieser Kraft? Darin, daß Mohammed die mächtigsten natürlichen Leidenschaften des Mannes ungebändigt in den Dienst der Religion zu nehmen, bezw. ihnen religiöses Gepräge aufzudrücken verstand.

»Das Joch, welches der Islam seinen ersten Gläubigen auflegte, war im Ganzen nicht drückend. Die Glaubenslehren waren kurz und höchst einfach: Gottes Einheit, Sendung einer Reihe von Propheten, die mit Mohammed schließt, Auferstehung, Gericht, Vergeltung; kein Mysterium, keine Erlösung, kein Heilmittel, keine mühsame Buße; Entsagung, Aufgebung der liebsten Neigungen (d. h. innere Heiligung) wurde nicht gefordert. Die Leidenschaften sollten nicht sowohl gebändigt und in strenge Zucht genommen, als nur auf einen Gegenstand, den Kampf für die Ausbreitung des Glaubens, concentrirt werden«. Hierbei haben wir insbesondere an die specifischen natürlichen Neigungen des Semiten und des Mannes zu denken. »Von Natur aus ist der Semit zu äußeren religiösen Uebungen geneigt. Im Islam mit seiner fast verschwindenden Dogmatik ist dieser Neigung reichlichste Nahrung geboten. Er hat eine Fülle von Ueberlieferungen über die gesetzlichen Waschungen, über die physischen Verhältnisse der Weiber, über die Formen der Gebete und die dabei zu beobachtenden Stellungen, über Kauf und Tausch, über Ehe und Ehescheidung, über Höflichkeitsformen u. s. w. Der Islam stellt sich hier dar als ein starrer Mechanismus, der, ohne sich auf ernstliche, durchgreifende Disciplin des Geistes einzulassen, zunächst nur des äußeren Lebens der Menschen sich bemächtigt und dieses in die Fesseln idealloser Formen und Gebräuche schlägt, welche durch die Gewohnheit leicht

[1]) Mohammeds Religion nach ihrer innern Entwicklung und ihrem Einflusse auf das Leben der Völker. München 1838. S. 5.

erträglich werden und deren regelmäßige Erfüllung dann die bequeme Selbstbefriedigung, das trügerische Bewußtsein und die falsche Sicherheit eines religiösen und ganz nach den Vorschriften eingerichteten Lebens gewährt«. Wem fällt bei dieser Schilderug nicht das pharisäische, der Verwerfung nahe Judenthum zur Zeit Christi ein?

Die zornmüthige Anlage des Mannes aber entfesselt sich nie gewaltiger als im religiösen Fanatismus; für die Begierlichkeit des Mannes und insbesondere des Orientalen dagegen ist nichts verlockender als das Weib. Mohammeds Sittenlehre kommt diesen Anlagen aufs freundlichste entgegen. Die Schranken, welche hier dem mächtigsten menschlichen Triebe gesetzt werden, wird auch der Wollüstling erträglich finden; die Aussicht auf die Bacchanalien im Paradiese sinnlicher Lüste spornen den religiösen Fanatismus. Dem gegenüber konnte das Verbot des Weines nicht lästig sein in einem Lande, wo die Frucht der Rebe nicht gedeiht; das periodische Fasten nicht da, wo Unfruchtbarkeit des Bodens oft auch dem Wohlhabenden Entbehrungen auferlegt und schon das Klima zur größten Mäßigung im Nahrungsgenusse einladet.

Aus dem Gesagten erklärt sich nun unschwer, warum der Fluch, welcher heute überall außerhalb des Christenthums auf dem weiblichen Geschlecht zu liegen scheint, *in seiner grellsten und abstoßendsten Gestalt unter der Herrschaft des Koran hervortritt*. Er ist eben ein Gesetzbuch, das allein den ungebändigten Begierden des semitischen »wilden Mannes« schmeichelt.

Der ganzen in Bezug auf die Frauen so reichhaltigen Gesetzgebung des Koran sammt seiner Weiterbildung liegt unverkennbar der Gedanke zu Grunde, daß die Frauen in jeder, selbst in religiöser Beziehung Wesen geringerer Art seien, daß ihre Bestimmung eigentlich nur sei, zur Fortpflanzung des Geschlechtes und zur Befriedigung männlicher Lust zu dienen. Die ausgebildete Praxis hat das Los der Frauen womöglich noch schlimmer gestaltet, als die im Koran vorgezeichneten Principien erwarten lassen. »Auf meine Frage an den Gouverneur von Assuan,« so berichtet Friedrich *Kayser* in seinem »Aegypten einst und jetzt« (S. 200) wie viel Kinder er habe, erwiederte er: *Kinder habe er nur zwei, die andern seien sämmtlich Mädchen*.« Dieser Auffassung entsprechend wächst die weibliche Jugend ohne jede wirkliche Geistesbildung heran. Die religiöse Erziehung beschränkt sich auf mechanische Abrichtung in den Gebetsformeln. Die Theilnahme am Gottesdienste in der Moschee ist wenigstens dem jüngeren Theile der Frauen verwehrt. Da der Mohammedaner in seinem Weibe nicht sowohl seine Lebensgefährtin als vielmehr das Individuum erblickt, das vor Allem für Zerstreuung und niedrigsten Genuß zu sorgen hat, so ist auch die ganze

übrige Mädchenerziehung nur auf gewisse Aeußerlichkeiten berechnet; auf Putz- und Gefallsucht, kokettes Intriguenspiel, und die Erlangung einiger Fertigkeiten in weiblichen Arbeiten. Geistige und sittliche Güter der Frau spielen keine Rolle.

Außer der Ehe, die nach mohamedanischer Auffassung für jedes Weib eine Art Gewissenspflicht ist, hat die Frau keinen Werth und keine Bedeutung. Hierbei entbehrt aber das eheliche Verhältniß jeglicher Würde. Der Koran überliefert die Ehefrau einfach der Willkür des Mannes; die Eifersucht und der Argwohn der Männer wird auf Kosten weiblicher Freiheit und Würde befriedigt. Untreue des Weibes wird mit dem Tode oder der entehrendsten und peinlichsten Strafe geahndet. Eine Strafe für die Untreue des Mannes existirt nicht, ja ist fast nicht möglich, weil der Koran in der 4. Sure dem Manne vier Frauen und daneben Sclavinnen oder Concubinen ohne Beschränkung gestattet.[1]) Der größte Theil der Moslemim macht von der Erlaubniß mehrere freie Frauen zu nehmen keinen Gebrauch; desto mehr halten sie sich an die Worte des Koran: »Fürchtet ihr aber auch so noch (bei höchstens vier eigentlichen Frauen) nicht gerecht sein zu können, so nehmet nur Eine oder lebet mit Sclavinnen, die ihr erworben.« Die Sclavenräubereien der Araber in Afrika sind hauptsächlich eine Folge dieser Bestimmung. Daß der europäische »Mädchenhandel« vornehmlich im Orient seine »Waare« anbringt, ist bekannt. Bei demselben machen sich die specifisch ismaelitischen Anschauungen geltend. Bei dem großen Kuppeleiproceß, der im October 1892 zu Lemberg geführt wurde, vertheidigte sich der jüdische Angeklagte Schöffenstein mit den Worten: »Ob ich mit Kleidern, Südfrüchten oder mit Mädchen handle, das geht den Gerichtshof nichts an.« Ein ekelhaftes Bild mohammedanischer Vielweiberei aus neuester Zeit hat nach Augenzeugenschaft der durch seine zehnjährige Gefangenschaft berühmte apostolische Missionär Ohrwalder geliefert, indem er das Leben des sog. Mahdi, Mohammed Achmed († 1885) schildert.[2])

»Die Idee der Ehe als der innigsten sittlichen Vereinigung und geistigen Verschmelzung zu Einer moralischen Person ist dem Islam fremd geblieben, vielmehr ist derselbe hierin sogar unter den Standpunkt des römischen Heiden-

---

[1]) Die türkischen Herrscher machen von dieser Freiheit ausgiebigsten Gebrauch Sultan Selim hatte 2000 Frauen bezw. Concubinen in seinem Harem; Achmed II. deren 1600. Vgl. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. Pest 1835. II. 214. 267.

Im Talmud findet sich die ähnliche dem Maimonides zugeschriebene Bestimmung. daß ein Israelit nicht über vier, ein König nicht über achtzehn Frauen haben dürfe. (Otho, Lex. rabb. p. 520.)

[2]) In dem höchst empfehlenswerthen Werke: »Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan und meine zehnjährige Gefangenschaft daselbst.« Innsbruck 1892. S. 112.

thums hinabgestiegen. Die Frau des Mohammedaners und insbesondere des Arabers ist nicht die unzertrennliche Lebens- und Leidensgefährtin des Mannes; sie pflegt von ihrem Gatten mehr in Ausdrücken der Furcht, als der Zärtlichkeit zu sprechen; er ist der Gebieter, der nach Willkür über ihr Schicksal entscheidet, er kann durch das bloße vor Zeugen gesprochene Wort: »Du bist entlassen« jede Ehe trennen. Wenn Seneka von den römischen Frauen seiner Zeit bemerkt, sie zählten die Jahre nicht mehr nach den Consuln, sondern nach ihren Männern, so läßt sich dasselbe von den Mohammedanern sagen. Ein französischer Reisender fragte einen bejahrten Araber in Aegypten, ob er Bonapartes Kriegszug gesehen habe. Ich hatte bereits meine siebzehnte Frau, antwortete dieser, als Euer großer Sultan nach Aegypten kam.«[1])

Die Ehewerbung geschieht nicht selten, ohne daß der Mann vorher seine Erwählte gesehen, geschweige denn sie kennen gelernt. Ein erwachsenes Mädchen soll nicht ohne Einwilligung zur Ehe genommen werden. In sehr vielen Fällen wird aber das Mädchen bereits als kleines Kind geehlicht und wächst dann erst im Harem des Mannes heran. »Ich sah,« schreibt Kayser (a. a. O. 200), »solche noch ganz kleine Kinder als Bräute im Hochzeitszuge einhergeführt werden. Selbst in dem Falle also, daß ein solcher Ehebund monogamisch bliebe, wäre eine solche Frau unfähig, die Vorsteherschaft des Hauses oder die Kindererziehung zu leiten; ebensowenig könnte sie dem Manne mit Rath und Fürsorge zur Seite stehen. Das ist denn auch nicht der Fall. In den niedern Classen und auf dem Lande ist die Frau die Dienerin des Mannes. Das Weib aus dem Volke und das Fellahweib arbeiten, während der Mann raucht und plaudert. Man begegnet oft dem Fellah, der auf dem Esel reitet; sein Weib aber geht nicht selten noch beladen neben dem Thiere her.« Der Beduine zeigt in der Regel weit mehr Liebe für sein Pferd als für seine legitime Gattin; für jenes hat er unzählige Kosenamen; er herzt und schmückt es und nach schwerem Ritte wendet er vorerst alle Sorgfalt für das edle Thier auf, während sein Weib erst in zweiter Linie bedacht wird.[2])

Auch in höheren Kreisen steht die Frau tief unter dem Manne. Nie speist sie in seiner Gemeinschaft, nie erfährt sie von seinen Geschäften und Sorgen. Selbst im Tode ist ihre Leiche von der des Mannes durch eine Mauer getrennt. Nach dem herrschenden Glauben sind endlich die Frauen nach dem Tode von dem Paradiese der Männer ausgeschlossen, und die Frage, ob ihnen nicht ein eigener Himmel mit ähnlichen Genüssen vorbehalten sei, wird in den mohammedanischen Schulen bestritten.

---

[1]) Döllinger a. a. O. 26.

[2]) Schweiger-Lerchenfeld a. a. O. 74.

Nach dem Worte: »Für ein Volk, das von einem Weibe regiert wird, gibt es keine Erlösung«, das von Mohammed herrühren soll, sind die Frauen nach den Gesetzen des Islam unfähig, je an der Spitze der Staatsverwaltung zu stehen. Da sie nach dem Gesagten nicht einmal zur Leitung einer Familie die nöthige Bildung erhalten, so ist dies freilich selbstverständlich.

»Was ist,« fragt Döllinger in der öfter angeführten, meisterhaften Arbeit (S. 27) »die strenge äußere Zucht, die Verhüllung und Absonderung, die Aufhebung alles Verkehrs mit andern Männern, welche der Koran den Weibern auferlegt, was ist dies anders als die hohle Fratze der Keuschheit, da seine Herabwürdigung der Frauen und der Ehe, die Leichtigkeit des Wechsels, den er gestattet, mit dem Wesen weiblicher Reinheit und fleckenloser Sitte und Ehrbarkeit in unversöhnlichem Widerspruche steht? In der That ist das Verderben, theilweise mindestens, so hoch gestiegen, daß nach dem Berichte glaubenswürdiger Zeugen die El Mereked's, ein Zweig des großen arabischen Stammes Asyr, jedem Fremden, der bei ihnen übernachtete, ein Weib aus ihrer Familie überließen und dies mit zu den Pflichten der Gastfreundschaft rechneten.«[1])

Der eigentliche Krebsschaden des islamitischen Familien- und Ehelebens liegt indeß nach den obigen Andeutungen noch vielmehr in der Leichtigkeit der Ehescheidung als in der Polygamie. Die durch einfache »Entlassung« geschiedene Frau kann nach dem Koran von dem Manne ein zweites Mal geheirathet, d. h. zurückgenommen werden. Schickt sie der Mann aber ein zweitesmal fort, so darf er sie zum drittenmal nur dann wieder aufnehmen, wenn sie vorher mit einem andern Manne eine mittlerweile wieder gelöste Ehe eingegangen hatte. Thatsächlich fehlt also zum Weibertausch oder zur niedrigsten Weibergemeinschaft nur der Name. Um die Ehe und die Frau in aller Form zu einer Miethsache zu gestalten, wurde zu alledem noch frühzeitig die Mota, d. h. »Ehe auf Zeit« eingeführt. Sie gelangte indeß nicht zu allgemeiner Anerkennung. Als der Kalife Mamun seinen Entschluß, dieselbe für gesetzlich erlaubt zu erklären, auf die Vorstellungen eines Gesetzgelehrten nicht ausführte, bildete sie einen der Scheidepunkte zwischen Sunniten und Schiiten.[2]) Während erstere sie verwerfen, blieb sie bei letztern in Übung und ist heute in Persien allgemein im Brauch. Gegen ein Miethgeld kann sich der Mann auf beliebige Zeitfrist mit einem Weibe verbinden, aber diesen Miethcontract immer nach Willkür wieder auflösen. Auf diese Weise ermöglicht man z. B. vielen Frauen die Wallfahrt nach Mekka. Nach dem Koran ist nämlich den Frauen diese Reise nur in Be-

[1]) Vgl. Kayser, (Aegypten S. 198), der die allgemeine und außerordentliche Unsittlichkeit des heutigen Aegypten auf den Einfluß des Islam zurückführt.

[2]) Abulfeda, Annales Muslemici. II. 197. Vgl. Schweiger-Lerchenfeld a. a. O. 94.

gleitung ihres Ehemannes gestattet. Ist nun letzterer aus irgend einem Grunde verhindert, die Frau zu begleiten, so nimmt sich diese für die Zeit der Pilgerschaft einen andern Ehemann »auf Zeit«, der nach abgelaufener Vertragspflicht die Scheidung beantragen muß. So hat sich aus dieser Frauenbegleitung durch zeitweise Ehemänner der sog. Muhalil, ein eigenes Geschäft gebildet.

Als vor beiläufig 50 Jahren die edle Perserin Gurret-ul-Ain als Anhängerin des sufitischen Propheten Mirza Ali Mohammed entschieden und öffentlich für die Befreiung ihrer Geschlechtsgenossinnen aus dieser schmachvollen Sclaverei auftrat und Beseitigung der Zeitehe wie der Ehescheidung überhaupt und Beschränkung der Polygamie forderte, mußte sie 1852 ob dieses kühnen Eintretens für die Gerechtigkeit den Feuertod erleiden.

Hiernach ist die Anklage gegen die Religion »des Propheten« doch wohl begründet, die ein Beobachter der vom Islam beherrschten Zustände des heutigen Aegyptens [1]) in die Worte kleidet: »Wo keine eheliche Liebe im höhern Sinne, wo kein gemeinsames Haupt des Hauses, wo keine Erziehung und Häuslichkeit, da ist auch kein gesundes Familienleben. Da ist wohl Mann und Weib und Nachkomme [2]) — aber dennoch keine Familie; und so fehlt die Grundlage zum socialen und staatlichen Leben, die die Familie bilden muß, und daher krankt Aegypten, wie jedes Land des Orients (Islam) social und staatlich und wird krank bleiben, so lange der Islam herrscht.«

Uebrigens ist zu bemerken, daß der Islam nicht auf jedes der Völker, die ihm anhängen, bezüglich der Frauen den gleichen Einfluß ausübt. Der eigenthümliche Volksgeist, Landesnatur, überlieferte Gebräuche sind hier von großer Bedeutung. Die ganz besonders den Arabern angepaßte Religion hat daher den Zustand der Frauen bei andern Völkern nicht in der angegebenen Weise erniedrigt. Die mohammedanische Kurdin erfreut sich allenthalben des Rufes großer Keuschheit, heiteren Sinnes und besonderer Fertigkeit in der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten. Die Afghanen kaufen ihre Frauen wie alle Mohammedaner; aber bei ihnen wird auf die Erziehung der Mädchen und Frauen viel Gewicht gelegt, und man behauptet, daß die Afghanen unter allen asiatischen Völkern allein das Wort »Liebe« in unserem Sinne auffassen. Die nomadisirenden Tuareg im Westen Nord-Afrikas räumten trotz des mohammedanischen Glaubens der Frau eine mindestens befriedigende Stellung ein. Die erlaubte Polygamie hat durch Sitte und Herkommen der Monogamie weichen müssen, die Erziehung der Kinder ist

[1]) F. Kayser a. a. O. 201.

[2]) So glaube ich die Worte Kaysers: »Da ist wohl Vater und Mutter und Kind« — abändern zu müssen gemäß den im ersten Theile gegebenen Begriffsbestimmungen der Worte: Vater, Mutter, Kind.

ausschließlich den Frauen anvertraut, so daß sie nicht blos die Mädchen, sondern auch die Knaben unterrichten. Unbedingter Gehorsam ist indeß auch bei den Tuareg die Frau dem Manne schuldig, während der Mann sein Weib ohne große Schwierigkeit entlassen kann.

Es ist wohl die aller Sitte hohnsprechende Leichtigkeit der Ehescheidung im Islam gewesen, welche dem socialdemokratischen »Historiker« Bebel den Gedanken eingegeben hat, zur Verherrlichung von Mohammeds Schöpfung das Buch zu schreiben: »Die mohamedanisch-arabische Culturperiode.« (Stuttgart 1884). Ein wirklicher Historiker äußert sich über »dieses Gemisch boshafter Tendenz und grober Unkenntniß«: »Der Islam dürfte niemals in Europa einen eifrigeren und gleichzeitig ungeschickteren Vertheidiger gefunden haben.« [1]) Wenn eine zukünftige Culturgeschichte bei der Schilderung des letzten Viertels im 19. Jahrhundert Proben aus diesem Geistesproducte anführen wird, werden die Leser es kaum für glaublich halten, daß man in Europa mit einem solchen Pamphlet auf Wahrheit und Wissenschaft vor das Publikum treten konnte. Durch den angezogenen Artikel der »historisch-politischen Blätter« sind wir der Mühe überhoben, unseren Lesern dieses Staunen zu bereiten. Da wir im Begriff sind, die Stellung der Frau im Christenthum darzulegen, begnügen wir uns mit der Anführung einer einzigen Stelle, die sich als Uebergang zu dem neuem Abschnitte eignet. Nach Bebel (a. a. O. S. 143) gestaltet sich der Vergleich zwischen islamitischer und christlicher Cultur folgendermaßen: »Ohne diese Culturepoche wäre das ganze lange Mittelalter eine ungeheuere Geistesöde, ein kaum zu überwindender Rückschlag in die Barbarei geworden. Die mohamedanisch-arabische Culturperiode ist das Verbindungsglied zwischen der untergegangenen griechisch-römischen und der alten Cultur überhaupt und der seit dem Renaissancezeitalter aufgeblühten europäischen Cultur. Das Christenthum stand dieser ganzen Cultur-Entwicklung feindlich gegenüber. Und so kann man denn mit Fug und Recht sagen: Die moderne Cultur ist eine antichristliche Cultur.« Weiter kann man doch wohl in der Geschichtsfälschung nicht gehen. Vom Geiste des Christenthums hat Bebel buchstäblich keine Ahnung. Die Kreuzigung des Fleisches, welche Paulus predigte, ist nach ihm »der Haß gegen die Frau«. [2]) Die Worte Christi bei Matthäus 19, 11. 12 werden in blasphemischer Weise wörtlich auf Christus bezogen. [3]) Mit vollem Rechte können wir auf solche Polemik das Wort des Apostels Paulus anwenden: »Der fleischliche Mensch faßt nicht, was des Geistes ist.« [4])

[1]) Histor. pol. Bl. 1885. Bd. 95. S. 695.
[2]) Die Frau, S. 43.
[3]) Ebenda, S. 43.
[4]) I. Cor. 2, 14.

Zweiter Abschnitt.

Die Stellung der Frau im Christenthum.

Die Ergebnisse der vorausgehenden geschichtlichen Uebersicht weisen entschieden einen gestörten krankhaften Zustand der Menschennatur in den Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern auf. Das Weib übt durch seine körperlichen Reize auf den Mann einen so übermächtigen Einfluß aus, daß dieser, vernünftiger Selbstbeherrschung bar, ein Sclave der rohesten Genußsucht wird. Die natürliche Anmuth des Weibes ist in bestrickende Gefallsucht ausgeartet, die statt sittigend entsittlichend auf den Mann einwirkt. Der Mann dagegen mißbraucht seine natürliche Ueberlegenheit und Autorität zur Unterdrückung der Frau und wird ihr Tyrann statt ihre Stütze. So sind Mann und Weib sittlich erkrankt und gefesselt. Der Mann ist durch das Weib von den Banden der Wollust umschlungen; das Weib ist durch den Mann in die Ketten der Sclaverei geschlagen. Eine solche krankhafte Entartung, die mit Verachtung der Naturgesetze das ganze Geschlecht schädigt, begegnet uns in der unvernünftigen Thierwelt nirgends. Bei den Culturvölkern ist die schließliche Zerrüttung des naturgemäßen Verhältnisses zu Ungunsten des Weibes durchwegs noch größer als bei den Naturvölkern. Hilfe kann hier nur durch eine innere sittliche Erneuerung kommen; äußere Maßregeln, Gesetze und Strafen können das Uebel höchstens hindern, in die Erscheinung zu treten, es aber nicht beseitigen. Diese Hilfe nun hat der Stifter des Christenthums gebracht. Läßt sich das ganze Frauenelend im letzten Grunde auf die Versunkenheit des Menschen in die Sinnlichkeit und in irdischen Genuß zurückführen, so verlegte Jesus den Schwerpunkt des menschlichen Sinnens und Trachtens aus der sinnlichen Sphäre in die geistige, aus der Zeit in die Ewigkeit. Mit seinem Worte: »Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?«[1]) verwirft er die unbedingte Hochschätzung jedes irdischen Gutes außer dem Menschen und erkennt bleibenden wirklichen Werth den Schätzen und Freuden im Innern des Menschen zu. Allein auch hierbei geht er über die natürlichen geistigen Anlagen des Menschen hinaus. Alles, was der Mensch bei der Geburt mitbringt, auch die tugendhafteste Anlage und die genialste Begabung, begründet seinen eigentlichen Werth nicht. »Wenn einer nicht wieder geboren wird aus dem Wasser und dem hl. Geist, so kann er ins Reich Gottes nicht eingehen. Was aus dem Fleische geboren ist, ist Fleisch; was aus dem Geiste geboren ist, ist Geist.«[2]) Dieser Grundbedingung des christlich-religiösen Lebens entsprechend erklärt Paulus: »In Christo Jesu

[1]) Luc. 9, 25.

[2]) Joh. 3, 6. 7.

gilt nichts als der neue (aus dem Geiste Gottes) wiedergeborne Mensch.« (Gal. 6, 15). Jeder andere Werthmesser vor Gott ist aufgehoben. Nur wer durch die geheimnißvolle innere Vereinigung mit Christus, die sich in der Taufe vollzieht, ein Kind Gottes geworden ist und durch ein Leben mit Christus diese Vereinigung bewahrt, besitzt eigentlichen und wirklichen Werth. Dagegen gilt jeder natürliche Unterschied zwischen allen, die auf diese Weise »Christus angezogen haben«, als Nebensache. Ob der Mensch von Geburt Römer oder Grieche ist, ob Freier oder Sclave, ob Mann oder Weib, das ist gegenüber dieser einen Hauptsache gleichgiltig.[2]) Alle sind eins in Christus und dem Wesen nach gleichwerthige Kinder Gottes, die damit Anspruch auf das ewige Leben bei Gott haben.

Jedem einzelnen Menschen kommt also hiernach ein absoluter Werth zu. Auch die Frau hat als Person dem Manne gegenüber gleiche selbstständige Bedeutung. Ob sie zur Ehe kommt oder nicht, dazu geeignet ist oder nicht, ist an und für sich gleichgiltig. Hiermit hatte Christus die erste und schlimmste Quelle der Erniedrigung des Weibes verstopft. Die Frau bekommt nicht erst in der Ehe oder als Gegenstand sinnlichen Genusses Werth; der jungfräuliche und eheloſe Stand ist der Verachtung und Geringschätzung entrissen. Indeß wäre damit nicht viel geholfen gewesen, wenn nicht die Begierlichkeit des Mannes eingedämmt worden wäre. Christus erklärt es als Ehebruch, der vom Reiche Gottes ausschließt, wenn ein Mann ein Weib, mit dem ihn nicht eine rechtmäßige Ehe verbindet, auch nur anblickt in der Absicht, wollüstig nach ihr zu verlangen. Der Mann wird hiermit zur strengsten Keuschheit verpflichtet und ihm für bloße Gedankensünden die Trennung von Christus angedroht. Noch größere Sicherheit und Werthschätzung der Frau schafft Christus, indem er den freiwilligen, aus Liebe zu Gott und mit Rücksicht auf die Ewigkeit erwählten jungfräulichen Stand für beide Geschlechter vollkommener als die Ehe bezeichnet. Er ladet zur Wahl dieses Standes ein mit den Worten: »Nicht Alle fassen es; wer es aber fassen kann, der fasse es!«[1]) Und wie er in allen Stücken mit seinem persönlichen Beispiele seiner Lehre Nachdruck verleiht, so stellt er in vollkommenster Enthaltsamkeit und Reinheit sich jedem Manne als leuchtendstes Vorbild der unbefleckten Keuschheit dar. Die von ihm ausgewählten zwölf Männer, denen er die Ausbreitung seines Reiches anvertraut, verlassen ihre Frauen und derjenige unter ihnen wird »der Jünger, den er lieb hatte«, welcher in freiwilliger Eheloſigkeit sich ihm zugesellte.

Indeß ist er weit entfernt, die gänzliche Enthaltsamkeit zur strengverpflichtenden Bedingung seiner Jüngerschaft zu erheben. Er wendet der

---

[2]) Galat. 3, 28.

Reform des Eheſtandes nicht geringere Sorgfalt zu und beſeitigt damit den zweiten Anlaß zur Unterdrückung des Weibes. Die Eheſcheidung und die Vielweiberei erklärt er als gänzlich unvereinbar mit ſeiner Nachfolge. Die von Moſes den Juden geſtattete Trennung der Ehe hebt er als eine vorübergehende Nachſicht gegen den niedrigen Standpunkt des jüdiſchen Volkes auf. »Von Anfang an,« erklärt er, »war es nicht ſo; ſondern Gott ſchuf im Anfange das Menſchenpaar, Mann und Weib. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlaſſen und ſeinem Weibe anhangen, und es werden zwei in einem Fleiſche ſein. Darum ſind ſie alsdann nicht mehr zwei, ſondern ein Fleiſch. Was alſo Gott verbunden hat, ſoll der Menſch nicht löſen. Wer immer alſo ſeine Gattin entläßt und eine andere heirathet, iſt des Ehebruchs gegen ſie ſchuldig. Und wenn die Frau ihren Mann verläßt und ſich einem Andern verbindet, ſo begeht ſie Ehebruch.« [2])

Das Verhältniß, in welchem eheloſer und ehelicher Stand zu einander ſtehen, iſt aus den Thaten und Worten Chriſti an ſich klar, auch wenn es Paulus nicht conſequent noch ausführlicher zum Ausdruck gebracht hätte. (I. Kor. C. 7.) Die Gott zu Liebe erwählte Eheloſigkeit hat an und für ſich höheren Werth als der Eheſtand. »Heirathen iſt gut, nicht heirathen iſt beſſer.« Indeß liegt es nicht blos im Willen des Menſchen, das eine oder das andere für ſich zu erwählen. Vielmehr wird durch die Lebensverhältniſſe dem Einzelnen dargethan, ob das eine oder das andere für ihn nach Gottes Willen das Beſte ſei. Wer nach dem Worte Chriſti die Eheloſigkeit »faſſen kann«, aber »nicht faßt«, wird, trotzdem eine ſtrenge Verpflichtung für ihn nicht vorliegt, ſchwerlich ungeſtraft die Mahnung Chriſti verachten. Wer umgekehrt die Eheloſigkeit gegen deutliches, beſſeres Erkennen aus ſelbſtſüchtigen Gründen der Verheirathung vorzieht, wird gleichfalls ſich Seelengefahren ausſetzen. Man ſieht indeß leicht, wie beide Stände nothwendig ſind, um ſich gegenſeitig zu ſtützen. Die eheliche Treue kann keine feſtere Stütze haben, als ein keuſches Vorleben und den Blick auf Jene, die freiwillig in gänzlicher Enthaltſamkeit leben. Die beſtändige Jungfräulichkeit hinwieder wird ihre Candidaten regelmäßig nur aus Kindern reiner Eheverhältniſſe erhalten. Daß zu einer ſo erhabenen ſittlichen Erneuerung, wie ſie Chriſtus angeſtrebt und gefordert hat, nicht blos die Erkenntniß ihrer Vorzüglichkeit und Nothwendigkeit, ſondern auch die Verleihung und Vermehrung ſittlicher Kraft für die kranke Menſchennatur gehört, liegt auf der Hand. Chriſtus verſpricht dieſelbe unter dem Hinweis auf ſeine übermenſchliche göttliche Natur Allen,

[1]) Matth. 19, 11. 12.

[2]) Matth. 19, 3 fg. Auf die Bedeutung der bei Matth. 19, 9 befindlichen Clauſel: (εἰ) μὴ ἐπὶ πορνείᾳ können wir hier nicht eingehen. Dieſelbe geſtattet bekanntlich die Beſchränkung des ehelichen Zuſammenlebens, aber nicht die Scheidung.

die mit ihm in Verbindung bleiben. »Ohne mich könnt ihr nichts thun. Wer in mir bleibt, und ich in ihm, der wird viele Früchte bringen.« [1])

Die Erhebung aus der Schmach, welche Christus auf diese Weise dem weiblichen Geschlechte bringen wollte, war für sein eigenes Auftreten Frauen gegenüber maßgebend. Keinerlei Unterschied macht er in der Behandlung der Kinder zwischen den Knaben und Mädchen. Er sagt nur: »Wer eins von diesen Kleinen ärgert, dem wäre es besser, daß er mit einem Mühlsteine am Halse in die Meerestiefe versenkt würde.« [2])

Seine menschliche Natur nimmt er aus einer Mutter an, die sich als freiwillige, lebenslängliche Jungfrau mit dem Worte erklärt: »Ich erkenne keinen Mann.« [3]) Trotz seiner unerreichbar hohen sittlichen Würde kommt er mit ernster Milde und Güte gerade jenen Frauen zu Hilfe, auf denen die Schmach ihres Geschlechtes drückend liegt. Eine öffentliche Sünderin hört von Reue erfüllt aus seinem Munde das Wort: »Deine Sünden sind Dir vergeben; gehe in Frieden.« [4]) Mit der einfältigen, im Ehebruch lebenden Samariterin am Jakobsbrunnen übt er im Belehren eine staunenswerthe Geduld.[5]) Seine Anhänger wundern sich, daß sie ihn in seiner Würde als Rabbi allein mit einem verachteten Weibe in Unterredung finden. Die Anklage gegen eine auf der That ertappte Ehebrecherin machte er hinfällig durch göttliche Weisheit und Milde. [6])

Er überträgt nur Männern die Vollmacht sein Wirken fortzusetzen; nur sie läßt er zur innigsten Lebensgemeinschaft mit sich zu. Daneben aber läßt er Frauen für seine geringen Lebensbedürfnisse freiwillig Sorge tragen, er erkennt den Liebesdienst einer seiner Anhängerinnen rühmend an und verkündet ihr zum Lohne, daß ihre That nie in Vergessenheit gerathen werde. Er macht auf diese Weise Frauen zu Helferinnen in der Errichtung seines Reiches.

Wie diese Principien des Christenthums die Stellung der Frau überall dort und solange von Unwürdigkeit befreit und zu ehrenvoller Würde erhoben haben, wo und wie lange dieselben von einem Volke ins Leben aufgenommen wurden, hat die folgende Skizze zu zeigen. Dieselbe enthält naturgemäß die drei Abtheilungen: a) Die Frau im christlichen Alterthum, b) die Frau im christlichen Mittelalter, c) die Frau seit der Wiederbelebung des classischen Alterthums.

---

[1]) Joh. 15, 5 fg.
[2]) Math. 18, 6.
[3]) Luc. 1, 34.
[4]) Luc. 7, 48.
[5]) Joh. 4, 7 fg.
[6]) Joh. 8, 3 fg.

a) Die Frau im christlichen Alterthum.

1. Beim Eintritt des Christenthums begegnet uns eine Frau, die in fortschreitendem Maße durch die Jahrhunderte eine Verehrung und Verherrlichung erfahren hat, wie sie vor und nach ihr nie einer Frau zu Theil geworden ist. Es ist Maria, die Mutter Jesu. Man mag von der Marienverehrung denken, wie man will und an den Urkunden des Christenthums berechtigte und unbefugte Kritik üben, die Thatsache steht fest, daß das Weib in der Mutter Jesu von Nazaret eine vorher nie geahnte Erhöhung erfahren hat. Dieselbe ist aber einzig aus dem Umstande zu erklären, daß ihr Sohn als menschgewordener Gottessohn auftrat und anerkannt wurde, und ihr somit die Würde einer Gottesmutter zukam. In dem Lobgebete, das Maria nach der wunderbaren Empfängniß Jesu bei ihrer Verwandten Elisabeth Gott darbringt, spricht sie in die Zukunft blickend die Ueberzeugung aus: »Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.«[1]) Dieses Wort, der Gruß des Engels, Elisabeths Gruß: »Du bist die Gepriesene unter den Weibern,« das Lob endlich, in das bei einer Predigt Jesu eine der Zuhörerinnen ausbricht: »Selig der Leib, der Dich getragen und selig die Brüste, die Du gesogen hast« — alles dieses im Lucasevangelium bildet einen unumstößlichen urkundlichen Beweis, daß in den ersten Jahrzehnten nach dem Tode Christi die Verehrung Marias bei den Christen geübt und bekannt war. So begegnet im Anfang des Christenthums dem Geschichtsforscher die Mutterwürde in Maria als erhabenstes Ideal des Weibes. Angenommen, das Christenthum sei eine rein menschliche Erfindung, so müßte man doch zugeben, daß diese Idealisirung des Weibes dem gesunden Sinne ebenso wie dem Reformbedürfnisse der Menschheit geschickt entgegengekommen ist. Nur dem unüberwindlichen, blinden Vorurtheile des Protestantismus kann es daher beikommen, entgegen der geschichtlichen Wahrheit und dem gesunden Menschenverstande dieses Ideal als überflüssig für die Frauenfrage hinzustellen, wie dies neuestens mit folgenden Worten geschehen ist: »Gerade die eigentlich weiblichen Tugenden: Demuth, Bescheidenheit, Geduld, Leidtragen hat das Christenthum zu Ehren gebracht. Obwohl wir darum schon im Heiland den Helden des Alterthums gegenüber sehr viel Weibliches finden, hat der Katholicismus zum Ueberfluß noch neben ihn die Maria als Ideal aufgestellt.«[2]) Oberflächlicher kann man wohl nicht mißliebige Thatsachen beseitigen wollen. Der Stifter des Christenthums fordert im Evangelium Demuth, Geduld und Leidtragen nicht allein vom Weibe, sondern schärft sie immerfort auch den Männern ein, die er sich zu Aposteln erwählt. Die specifische Weiblichkeit dieser Tugenden wäre auch erst zu beweisen. Christus

[1]) Luk. 1, 48.

[2]) Kötzschke, Der christliche Standpunkt in der Frauenfrage. 1893 S. 8.

ist aber gekommen, um Mann und Weib in ihrer Würde zu reformiren, und wenn auch alle Kraft und Gnade von ihm allein ausgeht, so würde doch Jedermann eine Verkürzung der Frau darin erblicken müssen, wenn das weibliche Geschlecht kein durch die Gnade zur idealen Vollkommenheit verklärtes Weib neben Christus erblickte. Die Mutterwürde, die weibliche Jungfräulichkeit, die weibliche Anmuth und Liebe: diese Eigenthümlichkeiten der Frau konnte und wollte Christus wohl herbeiführen, aber nicht in seiner menschlichen Natur darstellen. Die Amerikanerin Mr. Duffey, hat mit gesundem Realismus die Bedeutung Marias für das Christenthum und die Welt viel richtiger erfaßt, wenn sie ihr Buch: »Was die Frauen wissen sollten« (1892) also schließt: »Eine solche (vollkommene) Mutterschaft ist heilig und verdient Verehrung von allen Menschen. Sie stellt das Weib, die Bildnerin, neben Gott den Schöpfer, und ihr Abbild finden wir in jener heiligen Mutterschaft Mariens verkörpert, welche alle guten Katholiken verehren, viele zweifellos in blindem, unwissenden Glauben, (?) während Andere mit ihres Geistes Auge des Glorienscheines Bedeutung erkennen, der auf der Stirn der jungfräulichen Mutter ruht. Ein gleicher (?) Glorienschein umgibt die Häupter aller wahren, treuen, reinen Mütter und zeigt, daß sie würdig sind, zu sitzen auf den Stufen des göttlichen Thrones.«[1]) Was diesen Worten an Klarheit und tieferer Erkenntniß des Christenthums mangelt, ersetzt die edle Emilie Ringseis, die als wahrhaft gebildete Frau weibliche Anmuth durch männliche Kraft zu verklären weiß in ihrem Gedichte: »Stolz des Weibes«, das hier als berechtigter Protest der Frauen gegen obige protestantische Verkümmerung des Christenthums Aufnahme finden mag.[2])

In Gott ist kein Geschlecht;
Doch als Er, Mensch zu werden,
Geschlecht erkiesen mußte,
Nur billig war es dann,
Daß er ein Mann geworden.
Was aber, ach, blieb uns?
Wir schon so tief Verstoß'nen,
Wir sanken ganz zurück
In Staub und Sclaverei?
Da Gott zum Mann geworden,
Was blieb uns Armen noch?

---

[1]) Ebenso fordert die Amerikanerin Beecher-Stowe in ihrem Buche: My wife and J or Barry Endersons history (1872) schließlich zu Gunsten der Frauen die Wiederherstellung der Marienverehrung im Anglikanismus bezw. Protestantismus. Vgl. Jannet, Les Etats-Unis. I. 259.

[2]) Neue Gedichte und kleine Dramen. Freiburg i. B. 1873, S. 81.

Sieh, doch uns'res Heilands Liebe
Wußt' ein Mittel zu ersinnen,
Das uns hob bis an die Sterne.
Wohl! Ob Gott auch ward zum Mann,
Doch von allen Menschenkindern,
Allen Wesen, die nicht Gott sind,
Allen, allen außer Ihm,
Das vollkommenste, das reinste
Durft' ein weiblich Wesen sein.

Freu' Dich, Weib, auf hehrem Throne
Zu Dir jauchzen wir empor,
Die mit gleichem Segensworte
Wie den hochgelobten Sohn
Einst der heil'ge Geist begrüßte:
»Benedeite unter Weibern,
Benedeit des Leibes Frucht!«

Sieh, der stolze Herr der Erde,
Dem wir durch Natur und Satzung
Unterthan und Evas Schuld,
Neigt sich — vom Apostelfürsten,
Von der kronumreiften Weltstirn
Bis zum letztgebornen Knecht.
Höher Du selbst als Johannes,
Der im Mutterschoß geheiligt,
Doch von Erbschuld war berührt.

Engel preisen Dich als Herrin,
Selbst der Ew'ge fand ein Mittel,
Dir zu huldigen: der als Schöpfer
Nimmer dem Geschöpf sich neiget,
Neigt sich, Holde, Dir als Sohn!
Jauchzet, Schwestern! Der als Gottmensch
Ueber Menschen thront und Engeln,
Neigt dem Weibe sich als Sohn!«

Während eine nüchterne Kritik die Fabeln und Irrthümer in der Geschichte überall mit einem Eifer beseitigt, welcher in manchen Historikern sich zu einer Art leidenschaftlicher Verfolgungswuth ausgebildet hat, wird protestantischerseits die Lüge von der »Marienanbetung« mit zähester Hartnäckigkeit aller geschichtlichen Wahrheit zum Trotze wie ein Talisman im Kampfe gegen die katholische Kirche festgehalten. In seinem schönen Buche: »Die deutschen Frauen im Mittelalter« (Wien 1851, S. 162 fg.) hat Carl Weinhold in dieser Beziehung das Menschenmögliche geleistet. Nach ihm brauchte die Kirche im 12. Jahrhundert »den Mariendienst als Mittel, um die von den Sarazeninnen geblendeten Augen der Kreuzfahrer zu entzaubern.« »Siehe,« schreibt er, »da nahte ihm (dem von den arabischen Frauen be-

zauberten Kreuzfahrer) die Kirche und hielt ihm das Bild einer Frau entgegen, die er anbeten und göttlich verehren sollte(!) Was er draußen in der Welt als höchsten Reiz geschaut, strahlte ihm wunderbar geschmückt von heiliger Stätte entgegen, und unwillkürlich beugte er das Knie vor dem Bilde des Herzens.«

»Der Mariendienst,« fährt Weinhold fort, »ist allerdings viel älter als das 11. und 12. Jahrhundert, aber erst zu dieser Zeit war er zu allgemeinerer Bedeutung gelangt. Im Morgenlande entstanden, hielt er sich zunächst in Gemüthern, welche einer Brücke zwischen sich und der Gottheit bedurften; besondern Einfluß auf seine kirchliche Stellung hatte die thrakische Secte der Collyridianerinnen, welche den Mariendienst in heidnischer Weise behandelten. Die völlige Gleichstellung Christi mit Gott, die daraus gezogene dogmatische Erhebung der Christusgebärerin zur Gottesgebärerin, hob Maria im 5. Jahrhundert bedeutend empor und im 6. gab die Kirche den Marienfesten schon einen großen Raum ein.« Ueber die geschichtlichen Phantasien Bebels macht man sich mit Recht lustig. Weinhold hat indeß hier als akademischer Lehrer seiner Einbildungskraft nicht minderen Spielraum gelassen als der »Historiker« Bebel. Vom ersten christlichen Jahrhundert an bis zu unsern Tagen vermag kein Historiker irgend einen urkundlichen Beweis zu bringen, daß die katholische Kirche jemals Maria »zur Anbetung und göttlichen Verehrung« den Gläubigen vorgestellt habe. Jedes irgendwie unterrichtete katholische Schulkind antwortet auf die Frage: Darf man Maria anbeten? mit einem entschiedenen: Nein, denn Gott allein darf der Christ anbeten, während Maria ein bloßes Geschöpf ist, wie alle andern Menschen. Welch' unbedeutende und harmlose Rolle die von der Kirche verworfene Secte, von der uns der einzige Epiphanius berichtet, in der Kirchengeschichte gespielt hat, mag man aus Lehners »Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten.« (2. Aufl. S. 199) ersehen. Von einer »Gleichstellung Christi mit Gott im fünften Jahrhundert« kann aber nur Jemand reden, der in den Urkunden des Christenthums der ersten zwei

[1]) In dem neuesten hochbedeutenden wissenschaftlichen Hymnen-Lexikon des Engländers J. Julian (A Dictionary of Hymnology. London, Murray 1893) heißt es S. 413: »The German hymnody of the Middle Ages, like the Latin, overflows with hagiolatry and Mariolatry. Mary is even clothed with divine attributes, and virtually put in the place of Christ as the Fountain of all graces .... The medialval hymnody celebrates Mary as the »Ewig Weibliche« (!) with draws men irresistibly heavenward.« Diese Aeußerungen, in denen sich Julian an Wackernagel anlehnt, zeigen, daß man protestantischerseits in Bezug auf die katholische Marienverehrung buchstäblich an unheilbaren fixen Ideen leidet. Der auf dem Gebiete des Kirchenliedes und der Kirchenmusik als hervorragende Autorität bekannte Wilhelm Bäumker beschränkt sich in seiner wohlwollenden Besprechung dieses Werkes diesbezüglich auf die Bemerkung: »Die Ausdrücke Mariolatrie und Hagiolatrie sind nachgerade albern.« (Lit. Rundschau. 1893. 111.)

Jahrhunderte völlig unwissend ist oder unwissend erscheinen will.[1]) Diese und ähnliche nichts weniger als wissenschaftlichen Verdrehungen der Wahrheit können die bereits betonte Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die von Anfang an im Christenthum bestehende Verehrung der Mutter Jesu einen außerordentlichen Einfluß auf die Stellung und Hebung des Weibes im Christenthum überhaupt üben mußte. »Wer die himmlische Frau,« sagt Weinhold in Anerkennung dieser Thatsache, »in die Mitte (?!) seiner religiösen Verehrung brachte, konnte die irdische nicht ohne weltliche Achtung und ohne zarte Behandlung lassen.« Von höchster und grundlegender Bedeutung hierbei ist aber, daß Maria selbst stets im Rahmen der Familie erscheint. Am Kreuze hängend sorgt Christus in den letzten Augenblicken seines irdischen Wandels noch dafür, daß seine Mutter nach seinem Weggange einem Adoptivsohn, seinem Lieblingsjünger Johannes mütterliche Liebe zuwendet. Johannes andererseits nimmt Maria auf Jesu Geheiß »in sein Haus« auf, indem er ihr die Ehrfurcht und Liebe eines Sohnes zuwendet. Ebensowenig alleinstehend tritt Maria in die Geschichte ein. Mit ihrem Entschlusse, unversehrte Jungfräulichkeit zu bewahren, ist »die Gebenedeite unter den Weibern« gleichwohl einem Manne angetraut. Der Zimmermann Joseph tritt in den Nachrichten aus der Jugendzeit Jesu als Haupt »der heiligen Familie« auf; trotz ihrer größeren Würde ist Maria ihrem Führer und Beschützer untergeordnet.

2. Die erste Entwicklungsperiode der christlichen Kirche, die apostolische Zeit und die Kirche der Väter zeigten die Stellung der Frau genau nach den von Christus aufgestellten Grundsätzen. Vor Christus geht das Streben aller Mädchen bei allen Völkern darauf, sobald als möglich den Ehestand als höchstes, bezw. einziges Lebensziel zu ergreifen. Es gilt als Unglück oder Schande, wenn ein Weib durch die Verhältnisse dieses Ziel nicht erreicht. Paulus dagegen verkündet entsprechend den Grundsätzen Christi der Welt die Lehre[1]): »die Jungfrauen und Witwen thun gut, wenn sie unverheirathet bleiben. Das unverheirathete Weib nämlich und die Jungfrau hat vor Allem das Interesse Gottes im Auge und strebt nach Heiligkeit an Leib und Seele. Die Verheirathete dagegen muß, mit weltlichen Interessen beschäftigt, ihrem Manne zu gefallen trachten. Wer daher seine jungfräuliche Tochter verheirathet, thut gut; wer sie unverheirathet läßt, thut besser.« Es bedarf kaum der Bemerkung, daß der Apostel nur jene Eheloſigkeit der Verheirathung vorzieht, welche aus religiösen Gründen frei erwählt wird, zu der aber nach Paulus wie nach Christus nicht Jeder den Beruf hat. Der Apostel läßt übrigens die Aufforderung zu einer solchen Verzichtleistung auf die Ehe zuerst mit denselben Worten an die Männer ergehen und stellt

[1]) I. Korinth. C. 7, 25. 40.

sich selbst als Beispiel auf. Ich wünschte, daß ihr Alle wäret wie ich — in ungetheilter Sorge für die Interessen Gottes. Wie Paulus diesen Wunsch und Rath zur idealen Nachahmung Christi mit Vorliebe betont, so ist gerade auch er es, der am schärfsten die Hauptursache der Frauenentwürdigung, die geschlechtliche Ausschweifung jeder Art, als absolut unvereinbar mit dem Christenthum hinstellt. Den Beschluß des Apostelconcils,[1]) den Convertiten aus dem Heidenthum vor Allem vorzuschreiben, sich von der Hurerei zu enthalten, hat Paulus, der Heidenapostel, am nachdrücklichsten in seinen Briefen betont. Die natürliche Schamhaftigkeit hatten Griechen und Römer bis zu dem Grade vergessen, daß sie das allgemein verbreitete Laster des Mißbrauches der Frau zu gemeiner Wollust kaum noch als Sünde ansahen. Das Verständniß für die Ehrfurcht vor dem eigenen Leibe und vor dem Frauengeschlechte war ihnen verloren gegangen. Dem gegenüber leuchtet Paulus mit grellem Lichte in den Abgrund hinein, welcher den Christen von dem Sclaven sinnlicher Lust trennt. »Wißt ihr nicht, daß euere Leiber Glieder Christi sind? Darf ich also die Glieder Christi nehmen und sie zu Gliedern einer feilen Dirne machen? Das sei ferne. Oder wißt ihr nicht, daß nach dem Worte: »Es werden zwei in einem Fleische sein« zu einem Leibe mit der Dirne wird, der ihr anhängt. Fliehet die Hurerei. Jede andere Sünde geschieht außerhalb des eigenen Leibes; in dieser aber sündigt man gegen seinen Leib. Oder wißt ihr nicht, daß eure Glieder Tempel des heiligen Geistes sind, der in euch ist, den ihr von Gott erhalten habt und daß ihr euch nicht selbst angehört? Um einen hohen Preis seid ihr nämlich erkauft; verherrlicht und tragt Gott in eurem Leibe.«[2]) »Das sollt ihr wohl wissen, daß kein Hurer oder Unreiner Antheil hat am Reiche Christi und Gottes.«[3])

Die praktische Annahme dieser Lehre seitens eines großen Theiles der entsittlichten Gesellschaft gehört mit zu den wunderbaren Erscheinungen, welche den Eintritt des Christenthums begleiten. Ganze Schaaren von Männern und Frauen verstehen auf einmal vom Empfange der Taufe an, ihre entfesselten Triebe in den Grenzen der Vernunft und Sittlichkeit zu zügeln. Das Auffallendste aber ist, daß die vollkommene, beständige und freiwillige Enthaltsamkeit nach Art einer Leidenschaft die Herzen ergreift. »Solches Leben,« schreibt Ambrosius,[4]) »finden wir nicht leicht auf Erden, ehe Gott selbst die Glieder dieses sterblichen Leibes angenommen.« Die

---

[1]) Apostelgesch., 15 20, 29.

[2]) I. Korinth. 6, 15 fg. Vgl. Röm. 1, 29. II. Kor. 12, 21. Gal 5, 19. Ephes. 5, 3 Coloss. 3, 5. I. Thessal. 5, 3.

[3]) Ephes. 5, 5.

[4]) De virginibus I. 3.

ersten Apologeten des Christenthums weisen ihre blutigen Verfolger gerade auf diesen Umstand hin.

»Vor unserem Lehrer (Christus),« schreibt um das Jahr 150 der christliche Philosoph Justin,[1]) »sind diejenigen, welche ein fremdes Weib aus sinnlicher Begierde anblicken, ebenso Sünder, wie die, welche gegen das menschliche Gesetz in der That eine zweite Ehe (bei Lebzeiten der ersten Frau) schließen. Nicht blos der wird nämlich von ihm ausgeschlossen, der in der That die Ehe bricht, sondern schon der, welcher den Willen dazu hat. Denn vor Gott sind nicht blos die Thaten sondern auch die Gedanken offenbar. Viele Männer und Frauen aber von 60 und 70 Jahren, die von Kindheit an die Lehre Christi bekannten, beharren in völliger Enthaltsamkeit, und ich erbiete mich, solche in jedem Stande vorzuweisen. Was soll ich erst von der unzähligen Menge[2]) Jener sagen, die sich von der Unlauterkeit abwandten und es soweit gebracht haben?« Für den priesterlichen Stand insbesondere ward die gottgeweihte Eheloſigkeit als geziemend betrachtet. Frühzeitig bildete sich diese Forderung der Billigkeit und Schicklichkeit für den Clerus zum Kirchengesetze aus, das nach der Erfahrung von 19 Jahrhunderten die Quelle der Jugendfrische des christlichen Geistes in der Kirche geworden ist.

Die freiwillige, lebenslängliche Jungfräulichkeit trat natürlich am ehrenvollsten beim weiblichen Geschlechte hervor. Die gottgeweihten Jungfrauen bilden die Ehrenkrone der Väterkirche, und kaum ein bekannter christlicher Schriftsteller und Kirchenvater der ersten fünf Jahrhunderte unterläßt es, mit einem gewissen Stolze auf sie hinzuweisen. Tertullian, Cyprian, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Athanasius, Cyrill von Jerusalem, Basilius, Chrysostomus u. a. überbieten sich in der Verherrlichung »der Bräute Christi«, die sich unwiderruflich und öffentlich vor der Kirche durch Gelübde mit Verzichtleistung auf jede fleischliche Lust »Christo geweiht haben«.[3]) Der Dichter Prudentius stellt im Anschlusse an Ambrosius den ungeheuren Abstand dar, welcher zwischen der erzwungenen, zeitweisen Enthaltsamkeit der vestalischen Jungfrauen im heidnischen Rom und der gottgeweihten christlichen Jungfräulichkeit bestand.[4]) Die altchristlichen Grabinschriften in den

[1]) Apol. I. 15. Vgl. Tertullian, Apologet. c. 9.

[2]) τὸ ἀναρίθμητον πλῆθος.

[3]) Cyprian, De hab. virg. 23. Das ebenso durch patristische wie monumentale Forschungen ausgezeichnete Werk von Wilpert, »Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche« (Freiburg 1892) hat alles über diesen Gegenstand bisher Veröffentlichte übertroffen. Vgl. Realencyclopädie der christlichen Alterthümer II. 79 fg. Art. »Jungfrauen.«

[4]) c. Symm. II. 1040 fg. Vergleiche meine Arbeit: Der katholische Dichter Aurel. Prudentius Clemens. Freiburg 1886. 432 fg.

römischen Katakomben zeigen eine bis aufs Aeußerste gesteigerte Werthschätzung der leiblichen und sittlichen Unversehrtheit. Man betrachtete den freiwilligen jungfräulichen Stand als Ehe mit Gott. »Sie ziehen es vor,« sagt Tertullian (ad uxor. I. 4.) »geradezu Gott sich zu verloben, mit ihm leben sie, mit ihm unterreden sie sich.«

3. Kaum ein anderes der zahlreichen Vorurtheile gereicht dem Protestantismus in den Augen jedes ruhig denkenden Menschen so zur Unehre, als die officielle Geringschätzung des selbsterwählten jungfräulichen Standes zumal bei der Frau. Der natürliche Mensch bringt ihm eine instinctmäßige Hochschätzung entgegen, wenn er auch nicht im Stande ist, aus höheren Motiven die dadurch geforderten Opfer zu bringen. Der Aberglaube der Römer, welche das Heil des Staates von der Unversehrheit der Vestalinnen abhängig machen, hat doch eine tiefe Wahrheit zur Grundlage. Die Griechen lassen die Göttin der Weisheit eine Jungfrau sein. »Reine Völker«, schreibt Weinhold,[1]) »auch wenn sie keinen hohen Bildungsgrad besitzen, haben vor der Jungfräulichkeit stets eine heilige Scheu gehabt. Sie verliehen der Jungfrau Kräfte, welche das menschliche Maß übersteigen.« Christus tritt durch Lehre und Beispiel ganz entschieden für diesen Stand ein, und Paulus führt nur die von Christus aufgestellten Grundsätze weiter aus. Kein wahrheitsliebender und vorurtheilsfreier Schrifterklärer ist im Stande zwischen Christus und Paulus in diesem Punkte einen Unterschied aufzuweisen. Gleichwohl meint Kötzschke[2]) »vom Apostel Paulus zugeben zu müssen, daß er den Werth der Ehe unterschätzt hat. Wenn er I. Cor. 7, 2 sagt,« fährt Kötzschke fort, »daß man nur (!) um der Hurerei willen, d. h. zu ihrer Vermeidung, ein Weib nehmen solle, so hätte die Ehe rein prohibitiven Charakter und nicht für sich sittlichen Werth. Diesem Grundsatz gemäß hält er den ehelosen Stand für höher und werthvoller als den ehelichen, der nur solchen zu empfehlen sei, die sich nicht bezwingen können, wie er auch ausdrücklich sagt: Heirathen, oder wie es eigentlich heißt, verheirathen ist gut, nicht verheirathen ist besser.«

Das obige »nur« hat Kötzschke dem Apostel sophistisch eingeschmuggelt. Daß es gegen die Meinung Pauli ist, folgt schon aus dem folgenden 7. Verse, in dem der Apostel seinen Wunsch: »alle möchten wie er ehelos sein«, mit der Bemerkung einschränkt: »Aber ein Jeder hat eine eigene Gabe (Beruf) von Gott, der eine so, der andere so«. Von Gott also kommt hiernach der Beruf zum Ehestande her, wie der zur Ehelosigkeit. Welch hohen sittlichen Werth aber mißt Paulus dem Ehestande bei im Briefe an die Epheser,

---

[1]) Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 1851. S. 138.

[2]) Der christl. Standpunkt in der Frauenfrage. 1893. S. 5.

(5, 25 fg.), wo er dem Manne vorschreibt, seine Gattin bis zur Hingabe des Lebens zu lieben nach dem Vorbilde Christi, der für seine Kirche in den Tod gegangen ist. »Die Ehe ist ein großes Geheimniß; ich sage aber, in Christus und der Kirche.« Tertullian führt seine herrliche Schilderung vom christlichen Ehebunde (gegen Ende des 2. Jahrhunderts) ausdrücklich auf die Worte des Apostels zurück.[1])

Wenn aber Paulus den gottgeweihtene heloſen Stand höher stellt, als den ehelichen und zur Annahme desselben räth, so wiederholt er doch nur mit anderen Worten den Ausspruch Christi: »Nicht Alle fassen das Wort, (daß es nämlich besser sei, nicht zu heirathen); wer es aber fassen kann, der fasse es!« Kötzschke ist anderer Meinung. Ihm zufolge »erkennt Paulus an, daß seine Aussprüche über die Eheloſigkeit ihm nicht von Christo offenbart sind und also nichts Christliches an sich haben (!) sondern rein persönliche Ansichten sind.« — Welche Logik, so fragen wir zunächst, liegt in der Schlußfolgerung: Was nicht von Christus geoffenbart ist, hat nichts Christliches an sich? — Sodann aber erklärt Paulus an der angeführten Stelle (7, 25), bezüglich der Jungfrauen keinen Befehl (ἐπιταγή) vom Herrn zu haben. Es gibt, sagt er, zur Jungfräulichkeit kein strenges Gebot. Die Kötzschke'sche Uebersetzung: es sei ihm nichts geoffenbart worden, ist einfach falsch. Ausdrücklich versichert endlich der Apostel, er sei sich wohl bewußt, bei dieser seiner Ansicht (γνώμη) getreu seiner Sendung zu handeln und am Schlusse (V. 40), wo er die Witwe für glücklicher erklärt, die nicht zur zweiten Ehe schreitet, führt er seine Meinung nochmals ausdrücklich auf »den Geist Gottes« zurück: »Ich glaube aber auch Gottes Geist zu besitzen« — Der Apostel kennt zudem die Gefahren wohl, welche diese ideale Auffassung namentlich für junge Witwen mit sich bringen kann. Darum wünscht er gerade für letztere, daß sie sich wieder verheiraten und Familienmütter werden. (I. Timoth. 5, 14.)

Einzig im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und der Wissenschaft müssen wir demnach gegen eine derartige sophistische Verdrehung geschichtlicher Urkunden, wie sie sich Kötzschke erlaubt hat, Einsprache erheben. Was aber die protestantische Bekämpfung der Jungfräulichkeit überhaupt betrifft, so steht dieselbe gemäß dem vorausgehenden Quellennachweise im Widerspruche mit der Lehre Christi selbst, mit der Lehre des Apostels Paulus, mit der Praxis der christlichen Kirche von den Tagen der Apostel an, endlich mit den edelsten Gefühlen der gesunden Menschennatur.

Angenommen aber, was Kötzschke den Gesetzen der Logik entgegen beweisen will, Paulus habe in diesem wichtigen Punkte die christliche Kirche

[1]) Ad uxorem II. c. 9. Haec sunt, quae apostoli vox illa sub brevitate intelligenda vobis reliquit. (Migne 1. col. 1304.)

irregeführt, dann ist der Bankerott des Christenthums von Anfang an erklärt und das Wort Christi an seine Apostel kaum 30 Jahre nach seinem Tode Lügen gestraft: »Wenn aber der Geist der Wahrheit, den ich Euch vom Vater senden werde, kommen wird, so wird er Euch alle Wahrheit lehren«. (Joh. 16, 13; 15, 26.) Indeß nicht Paulus ist Schuld, daß dem Werke Christi diese Schmähung zugefügt wird, sondern Luther. Luther hat der Jungfräulichkeit durch That und Lehre den Krieg erklärt, Luther muß im Rechte sein, weil er der große »Reformator« ist, also muß Paulus und mit ihm Christus und die Natur selbst geirrt haben: Das ist die Brille, durch die Kötzschke den Korintherbrief angeschaut hat.

4. Nach dieser unangenehmen aber nothwendigen Zurückweisung von Entstellungsversuchen der christlichen Lehre kehren wir zur weitern Darstellung der Stellung der Frau in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zurück. Durch den Rath der Jungfräulichkeit erhält die Frau außerhalb der Ehe eine selbständige Bedeutung. Paulus läßt eine Anzahl Frauen in Rom grüßen, »die viel im Herrn gearbeitet haben«.[1]) Der Apostel hat hier eine Theilnahme an der Ausbreitung der christlichen Religion im Sinne, die nach seiner Anschauung die erhabenste Beschäftigung des Menschen ist. Durch die Diakonissin Phöbe übersendet er den Römern seinen berühmten Brief und empfiehlt dieselbe als »seine Schwester, die im Dienste der Kirche zu Kenchrä steht. Nehmet sie auf, im Herrn wie es Heiligen (Christen) geziemt und steht Ihr bei in ihren Anliegen, so oft sie Eurer Hilfe bedarf, denn auch sie hat vielen und mir selbst Beistand geleistet«.[2])

In der »Jüngerin Tabitha zu Joppe, voll guter Werke und Almosen«, um deren Leiche »alle Witwen stehen und dem Petrus die Kleider zeigen, welche ihnen Tabitha gemacht hat«,[3]) tritt uns der Typus der barmherzigen Schwester in der Urkirche entgegen.

Die Vereinigung der unverheiratheten Frauen zu klosterähnlicher Genossenschaft und zu Werken der christlichen Liebe geht in die ersten Jahrhunderte zurück. Die heil. Witwe Paula stiftete bei Bethlehem gegen Ende des 4. Jahrhunderts drei Frauenklöster. Neben den Jungfrauen sind hierbei die Witwen der vorzügliche Gegenstand der Sorge der Christen und der kirchlichen Vorsteher von Anfang an gewesen. Aus der Sorge für die Witwen, die hier zunächst als Lebensstand in Betracht kommen, nahmen gleich im Anfange der Kirche die Apostel selbst Veranlassung, das Institut der Diacone ins Leben zu rufen.[4]) Seinem Schüler Timotheus legt der Apostel Paulus

[1]) Röm. 16, 6. 12.
[2]) Ebenda 16, 1. 2.
[3]) Apg. 9, 36.
[4]) Apg. 6.

die Sorge für die Witwen insbesondere ans Herz und unterscheidet dabei bereits in diesem Lebensstande solche verwitwete Frauen, die mit besonderen kirchlichen Diensten betraut wurden und einen eigenen kirchlichen Stand bildeten.[1]) Frühzeitig sind zu diesem Witwenstande (viduatus) auch schon gottgeweihte Jungfrauen gerechnet worden, weil beide auf gleiche Weise im Dienste der Kirche Verwendung fanden. Der Martyrerbischof Ignatius läßt in seinem Briefe an die Smyrnäer »die Jungfrauen, welche Witwen genannt werden«[2]) eigens grüßen. Höchst wahrscheinlich bildeten diese Jungfrauen und Witwen die Diaconissinnen in der ersten Kirche. Eine Erörterung der verschiedenen Ansichten hierüber gehört nicht hierher.[3])

Derselbe heil. Ignatius empfiehlt seinem bischöflichen Bruder Polycarp in seinem Abschiedsbriefe ausdrücklich die Sorge für die Witwen. »Nächst dem Herrn sei Du ihr Seelsorger.« Das ist Grundsatz der Kirche geblieben. Unter den Gründen, die Chrysostomus abhielten, das bischöfliche Amt zu übernehmen, zählt er namentlich auch die schwere Sorge für die Witwen auf. Unter Papst Cornelius († 252) belief sich die Zahl der christlichen Witwen zu Rom, welche von der Kirche unterstützt, bezw. erhalten wurden, auf mehr als 1500[4]), die Armen (θλιβόμενοι) überhaupt allerdings mit inbegriffen. Chrysostomus gibt die zu seiner Zeit von der antiocheniſchen Kirche versorgten Jungfrauen und Witwen auf 3000 an[5]). Wie die Jungfrauen hatten die Witwen in der Kirche einen Ehrenplatz und wurden in den öffentlichen kirchlichen Gebeten mit besonderem Vorzuge erwähnt Hieronymus redet die gottgeweihte Jungfrau Eustochium in dem berühmten Brief (ep. 22 ed. Vallarsi) über die Jungfräulichkeit mit »meine Herrin« (mea Domina) an und begründete sofort diese Anrede also: »Ich muß ja meines Herrn Braut Herrin nennen.«

Wie vorsichtig die christliche Kirche von den Tagen der Apostel an mit Berücksichtigung der menschlichen Gebrechlichkeit für die Reinerhaltung dieser Verhältnisse besorgt war und nicht blos jeder wirklichen sittlichen Gefahr sondern dem bloßen Verdachte vorbeugte, ersieht man aus ihrer Gesetzgebung bezüglich des Verkehrs zwischen gottgeweihten Personen verschiedenen Geschlechts.[6])

5. Gemäß seinem Ausspruche: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen d. h. in vollkommene Ausführung zu

[1]) I. Timoth. C. 5.

[2]) ad Smyrn. c. 13. ἀσπάζομαι ... καὶ τὰς παρθένους τὰς λεγομένας χήρας.

[3]) Vergl. Kraus, Realencyclopädie der christl. Alterthümer I. 358. II. 947.

[4]) Euseb. h. e. VI. 43 (ed. Laemmer p. 507.)

[5]) Homil. 67 in Matth.

[6]) Vergl. I. Timoth. 5, 11 fg. Chrysost. de sacerd. VI, 9. Das Concil von Elvira erließ in Canon 27 die erste Bestimmung über den Stand der Frauenspersonen, die im Hause eines Geistlichen wohnen dürfen.

bringen, hat Christus auch die naturgemäße und insbesondere die mosaische Ehe und die Stellung der Frau in derselben nicht beseitigen, sondern veredeln und erhöhen wollen. Der religiöse Charakter der Ehe im Judenthum zunächst wird im Christenthum nicht blos beibehalten, sondern kommt in eigenthümlicher, neuer Weise zur Ausprägung. Die übernatürliche, gnadenvolle Verbindung der Gottheit mit der Menschheit durch die gottmenschliche Person Christi wird das Vorbild der ehelichen Verbindung unter Christen. Die Heiligkeit und geheimnisvolle Tiefe des Verhältnisses zwischen Christus und der Kirche ist den Worten Pauli gemäß auf die Ehe übertragen. Die Einheit und Auflöslichkeit der ehelichen Verbindung ist hiermit wesentlich gegeben. Eben damit ist aber auch die Eheschließung als religiöser Act bezeichnet, sowie die Bestimmung der gegenseitigen Rechte und Pflichten der Ehegatten wesentlich der Kirche anheimfällt. Der Apostel Paulus tritt als Ehegesetzgeber auf. »Es ziemt sich,« schreibt der apostolische Vater Ignatius[1]), »daß der Bräutigam und die Braut gemäß der Entscheidung des Bischofs ihre Verbindung schließen, damit die Ehe nach Gottes Willen und nicht nach sinnlicher Begierde zu Stande komme.« Hieronymus weist auf die Selbständigkeit und Verschiedenheit der kirchlichen Ehegesetzgebung gegenüber der staatlichen mit den entschiedenen Worten hin:[2]) »Anders lauten die Gesetze der Kaiser, anders diejenigen Christi; anderes schreibt Papinian vor, und etwas anderes unser Paulus. Bei jenen wurden den Männern die Zügel der Unlauterkeit locker gelassen, und während allein die Nothzucht und der Ehebruch verurtheilt wird, stellt man der Wollust in den öffentlichen Häusern und durch die Dirnen einen Freibrief aus, als ob die Schuld nicht eine Folge des Willens, sondern der Würde (des Mannes) wäre. Bei uns (Christen) dagegen gilt: Was den Frauen nicht erlaubt ist, ist auch den Männern verboten, und der nämliche Dienst (den Mann wie Weib Gott zu leisten hat) wird auch nach gleicher Schätzung beurtheilt.« Da aber Natur und Gnade nicht Gegensätze sind, sondern die erstere durch letztere gereinigt und erhöht wird, so hielten sich auch die Christen an die Eheverbote des römischen Rechtes, soweit dieselben nicht den christlichen Charakter des Ehebundes beeinträchtigten, und das spätere Civilrecht ergänzte sich umgekehrt durch Anerkennung der kirchlichen Ehegesetzgebung.

6. Den Forderungen der Natur entsprechend enthebt auch das Christenthum die Frau in der Ehe nicht der Unterwürfigkeit gegen ihren Gatten. In classischer, kurzer Weise hat Paulus die christlichen Familienbande in die drei Sätze zusammengefaßt: »Die Frauen seien ihren Männern unterthan,

[1]) Ad Polyc. C. 5.

[2]) Ep. 77 ad Ocean. (Migne 22 col. 691).

wie es sich geziemt, im Herrn. Ihr Männer, liebet Eure Frauen und zeigt Euch nicht bitter gegen sie. Ihr Kinder, gehorchet Euren Eltern in allen Dingen; so ist es wohlgefällig vor dem Herrn.«[1]) Zur Begründung dieses Verhältnisses betont er, daß der Mann das Haupt des Weibes ist, wie Christus das Haupt der Kirche. »Der Mann ist das Abbild und der Ruhm Gottes, das Weib aber der Ruhm des Mannes; denn nicht ist der Mann aus dem Weibe, sondern das Weib aus dem Manne. Der Mann ist nämlich nicht geschaffen wegen des Weibes, sondern das Weib des Mannes wegen. Indessen,« fügt er ergänzend, um Mißverständnissen vorzubeugen, hinzu, »weder ist der Mann ohne das Weib, noch das Weib ohne den Mann im Herrn. Denn wie das Weib vom Manne stammt, so auch ist der Mann durch das Weib (in die Welt getreten), alles aber aus Gott.«

Wie der Apostel hier die verschiedene sociale Stellung der Geschlechter in den Vordergrund stellt, so betont er anderswo[2]) deren unbedingte Gleichheit rücksichtlich der persönlichen Würde. »In Christus ist kein Unterschied zwischen Mann und Weib«. Grundgelegt ist diese übernatürliche Gleichheit, die in der gleichen Antheilnahme an der Erlösung Christi besteht, in der natürlichen Gleichheit, da Mann wie Weib in gleicher Weise der Schöpferkraft Gottes ihren Ursprung verdanken. Nur wenn man diesen klaren Unterschied zwischen persönlicher Würde und socialer Stellung übersieht, kann man von einer Geringschätzung des Weibes bei Paulus oder im Christenthum überhaupt sprechen.[3]) Im christlichen Sinne ist das irdische Leben jedes Menschen ein Dienst, der Gott zu leisten ist. Gott als der Herr bestimmt jedem Einzelnen, welchen Dienst er zu leisten habe. Verschiedenheit an leiblichen und geistigen Gaben, sowie in den Lebensverhältnissen ziehen auch eine Verschiedenheit des Dienstes nach sich. Nicht die Dienstleistung selbst, sondern die Gesinnung des Dienstleistenden ist aber vor Gott bestimmend über den Werth des Dienstes. So hat Gott auch der Frau andere Werke zugewiesen, wodurch sie ihre Dienstfertigkeit gegen ihn beweisen soll, als dem Manne. Der Mann steht als Person deshalb nicht im geringsten höher vor Gott, weil er entsprechend den ihm verliehenen Gaben größere Werke vollbringt, als

[1]) Kolosf. 3, 18—20. Im Briefe an die Epheser, wo der Apostel diese Familienpflichten ausführlicher darlegt, wird den Frauen befohlen, ihren Männern gehorsam zu sein »wie dem Herrn« (5, 22), den Männern dagegen, ihre Frauen zu lieben »wie Christus seine Kirche geliebt hat«. (5, 25).

[2]) Galat. 3, 28.

[3]) Neben diesem Mangel an Unterscheidung hat die Oberflächlichkeit Kötzschke (a. a. O. S. 10) dazu verleitet, »dem Apostel griechisch-jüdische Anschaunngen in die Feder fließen zu lassen«, wo er I Kor. C. 11 die Stellung des Mannes zur Frau bespricht.

die Frau. Die Frau kann aber durch Verrichtung ihrer anscheinend kleineren Werke größere Würde in den Augen Gottes besitzen, als der Mann, falls sie mit vollkommnerer Gesinnung, aus größerer Liebe gegen Gott thätig ist. Die niedrigste Arbeit der geringsten Magd ist möglicherweise vor Gott werthvoller, als die genialsten Leistungen des berühmtesten Künstlers oder Gelehrten. Das ist die Lehre des Christenthums, dessen erstes und höchstes Gebot: »Du sollst Gott Deinen Herrn über alles lieben« eben den Schwerpunkt aller Thaten ins Jenseits verlegt. Hiermit hat das Christenthum nicht revolutionär der Frau eine durchaus andere Stellung gegeben, sondern es hat reformirend die bestehenden Verhältnisse gereinigt und veredelt. Was vorher zu Recht bestand, ließ es fortdauern. Die Unterordnung der Frau unter den Mann und ihren durch das Haus umgrenzten Wirkungskreis, d. h. ihre öffentliche, gesellschaftliche Stellung hat das Christenthum wesentlich unverändert gelassen; es hat aber die Art der Unterordnung umgestaltet. Die Stimme der Natur und das Zeugniß der Geschichte verlangte von Christus, daß er der Frau im öffentlichen gesellschaftlichen Leben überall nur die Rolle einer Gehilfin des Mannes zuerkenne. Das Christenthum wird daher grundsätzlich stets ein unversöhnlicher Feind einer vollkommenen Gleichstellung der Frau mit dem Manne im bürgerlichen wie im kirchlichen Gesellschaftsorganismus sein. Wie gleich im Eingange (S. 5) angedeutet wurde, ist eben mit der Idee einer organischen Entwicklung eine solche Gleichstellung schlechthin unvereinbar. Darum verbietet der Apostel dem Weibe, in der Kirche als Lehrerin aufzutreten. Wie im Judenthume ist auch in der christlichen Kirche die Frau vom priesterlichen Amte durchaus ausgeschlossen. So unbedingt nothwendig die Hilfe der Frau bei der Ausbreitung des Christenthums ist, so ist und bleibt doch das Wort Christi: »Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Völkern« unmittelbar nur an Männer gerichtet.

Der Apostelfürst Petrus bringt daher die apostolische Thätigkeit des Weibes geradezu in Verbindung mit ihrer Unterwürfigkeit unter den Mann. »Ihr Frauen,« schreibt er, »seiet unterthan Euern Männern, damit, falls auch einige Männer dem Worte (der Predigt) nicht glauben sollten, sie durch den Wandel ihrer Frauen ohne Wort gewonnen werden, indem sie Euren reinen, von heiliger Furcht erfüllten Wandel betrachten.«[1]) Nachdem er sodann »den sanften und stillen Geist des innerlichen Menschen« als den wahren Schmuck der christlichen Frau bezeichnet hat, fährt er fort: »Also schmückten sich ehedem auch die heiligen Frauen, die auf Gott hofften, indem sie unterthan waren ihren Männern, wie Sarah gehorsam war dem Abraham

[1]) I Petr. 3, 1 fg.

indem sie ihn Herrn nannte, deren Kinder ihr geworden seid». [1]) Der große Augustinus rühmt dementsprechend seiner Mutter Monika, der von ihrem heidnischen Manne nicht gerade das beste Los bereitet wurde, nach, daß sie ihrem Manne »diente, wie ihrem Herrn und ihn für Gott zu gewinnen suchte«. [2])

7. Reformiert und umgestaltet hat aber das Christenthum die Stellung der Frau durch Betonung ihrer Gleichwerthigkeit mit dem Manne und ihrer gleichen individuellen Menschenwürde. Daß eine Folge davon die Hochachtung der unverehelichten Frau und Jungfrau war, haben wir oben schon angedeutet. Wo immer die Frau als Privatperson und in Bezug auf ihre letzte und höchste Lebensaufgabe im Jenseits in Betracht kommt, betont das Christenthum ihre unbedingte Gleichheit mit dem Manne. Auf Grund dieser verlangt es aber auch vom Manne insbesondere im Ehestande die denkbar höchste Liebe und Achtung des ihm untergeordneten Weibes. Wie Paulus in den Männern Christus in seiner Liebe zur Kirche als Vorbild hinstellt, so ermahnt Petrus: [3]) »Ihr Männer, indem Ihr der Erkenntniß (der Vernunft und des Glaubens) nach mit dem weiblichen als dem schwächeren Gebilde Gottes zusammenlebet, erweiset ihm Achtung als Miterben der Gnade, damit Eure Gebete nicht behindert werden.« Mit der in diesem Verse ausgesprochenen Wahrheit des Christenthums, daß das Weib, obgleich physisch und gesellschaftlich unter dem Manne stehend, im Reiche der Gnade ihm vollkommen ebenbürtig gleichgestellt ist, war die wahre christliche Emancipation des Weibes grundgelegt und für das im heidnischen Alterthum so tief herabgewürdigte und erniedrigte weibliche Geschlecht die Morgenröthe einer besseren Zeit angebrochen. »Während das Weib in der antiken Welt bei den meisten Völkern wesentlich auf einer Stufe mit den Sclaven stand, ganz dienstbar dem Egoismus und der Leidenschaft des Mannes, ohne wahre weibliche Erziehung und Bildung, ohne die ihr gebührende Achtung und Ehre vor der Welt, ohne die ihr zukommende rechtliche Stellung gegenüber dem Manne, rechtlos vielfach selbst in Bezug auf ihre Kinder, die nicht sowohl den Eltern als dem Staate gehörten — erscheint von nun an das Weib nicht mehr als die Sclavin, sondern als eine dem Manne zwar unterthänige und gehorsame, aber ihm ebenbürtig zur Seite stehende Gehilfin,

[1]) Aehnlich wie Abraham von Paulus der Stammvater aller Christen genannt wird (Röm. 4, 11), erscheint hier Sarah, das Weib Abrahams und die Mutter Isaaks, aus dessen Stamme der verheißene Messias geboren ward, als die geistige Stammmutter aller Gläubigen, insbesondere aller christlichen Frauen.

[2]) Confess. IX. 9. »Tradita viro servivit sicut domino«. In seinen Quaestion. in Genes. 153 (Migne t. 34. col. 590) stellte Augustinus den Grundsatz auf: »Est etiam ordo naturalis in hominibus, ut serviant feminae viris et filii parentibus, quia et illic haec iustitia est, ut infirmior ratio serviat fortiori.«

[3]) I Petr. 3, 7.

als liebevolle christliche Mutter und Erzieherin der Kinder zur Tugend und Gottseligkeit, als innerer Hort und Halt der Familie, als stille gottergebene Dulderin um Jesu willen, als leuchtendes Vorbild der Reinheit, der Demuth, der Sanftmuth, der Geduld und der aufopfernden Liebe und hingebendsten Treue. Das Christenthum hob vor allem die übernatürliche Stellung des Weibes im Reiche der Gnade hervor und durch dieses ebenso einfache, als erhabene Princip setzte es das Weib auch in alle ihm seiner Natur nach gebührenden Rechte wieder ein, brachte die natürlichen Anlagen des Weibes in der rechten Weise zur Entwicklung und gab ihm eine Stellung zum Manne und im Kreise der Familie, die ebenso geeignet war, Geist und Herz des Weibes zu befriedigen und zu beseeligen, als die segensreichsten Wirkungen auf die Umgestaltung und Erneuerung des Lebens der Familie und der Völker auszuüben.« [1])

Der geschichtlichen Entwicklung vorgreifend, machen wir hier auf die Worte des gegenwärtigen Nachfolgers Petri über die Stellung der Frau in der Ehe aufmerksam, aus denen die Lehre des Christenthums in ihrer Unveränderlichkeit von Petrus bis auf Leo XIII. hervorleuchtet. »Der Mann,« lehrt der Papst in seinem Rundschreiben über die christliche Ehe vom 10. Februar 1880, »ist der Fürst der Familie und das Haupt des Weibes dieses aber, als Fleisch von seinem Fleische und Bein von seinem Bein, soll dem Manne unterworfen sein und gehorchen nicht wie eine Magd sondern wie eine Genossin derart, daß der geleistete Gehorsam ebensowohl ehrenvoll wie würdig sei. Da aber der gebietende Mann das Bild Christi und die gehorchende Frau das Bild der Kirche darstellt, so soll die göttliche Liebe allezeit das Maß der Pflicht bestimmen.«

Diese im Wesen des Christenthums begründeten Lehren hat Tertullian der den Unterschied zwischen Heidenthum und Christenthum im täglichen Leben ausgeprägt vor Augen hatte, in folgendem Bilde der christlichen Ehe der ersten Jahrhunderte praktisch dargestellt. »Woher soll ich die Worte nehmen, um das Glück jener Ehe genügend zu schildern, welche vor der Kirche eingegangen, durch das Opfer (der Kirche) bestätigt, mit ihrem Segen besiegelt ist, welche die Engel bekannt geben und die der (himmlische) Vater anerkennt? Auch auf Erden heirathen ja die Kinder nicht ohne Zustimmung ihrer Eltern, wenn es nach Recht und Billigkeit hergeht. Welch' schönes Zweigespann sind zwei Gläubige, die durch dieselbe Hoffnung, dieselben Wünsche, dieselben Sitten und die nämliche Dienstbarkeit (gegen Gott) ver-

---

[1]) Hundhausen, Das erste Pontificalschreiben des Apostelfürsten Petrus. 1873. S. 310.

einigt sind! Beide sind Geschwister, beide Mitknechte [1]), kein Unterschied an Leib oder Seele. Denn fürwahr sind ja zwei in einem Fleische; wo aber ein Fleisch, da ist auch ein Geist. Zusammen beten sie, zusammen üben sie Buße und zusammen verharren sie im Fasten; eins belehrt das andere, ermahnt das andere, erträgt das andere. In der Kirche Gottes weilen sie zusammen, ebenso beim Gastmahle Gottes, zusammen in den Leiden, in den Verfolgungen, in den Erholungen. Keines verheimlicht etwas dem andern, keins meidet das andere, keins wird dem andern beschwerlich. Ohne sich gegenseitig zu hindern, darf jedes die Kranken besuchen, die Armen unterstützen, Almosen ohne Vorwurf vertheilen, dem Opfer ohne Angst beiwohnen, die täglichen Gebete verrichten. Da gibt es keine verstohlene Bezeichnung mit dem Kreuzzeichen, keine furchtsame Festfreude, keinen stummen Segenswunsch. Laut ertönen zwischen beiden Psalmen und Hymnen und wetteifernd sucht eins das andere im Preise Gottes zu übertreffen. Erfreut, dieses zu sehen und zu hören, sendet Christus solchen Eheleuten seinen Frieden: »Wo zwei sind (in seinem Namen), da ist er selbst; wo er selbst ist, da ist der böse Feind ferne.« Weil Tertullian bei der ganzen Schilderung den Zweck hat, vor einer Mischehe zu warnen, schließt er mit den Worten: »Das ist's, was der Apostel in seinem kurzen Worte (I. Kor. 7, 12 fg.) uns zur Beherzigung hinterlassen hat.... Andere Ehen dürfen Gläubige nicht schließen, und wenn sie es dürften, so gereichte es zum Schaden.«

Wie streng die ersten Christen die Einheit und Unauflöslichkeit des Ehebandes auffaßten, erhellt am deutlichsten aus ihrem Widerwillen gegen eine zweite Verehelichung nach dem Tode des einen Ehetheiles. Ein unbedingt verpflichtendes kirchliches Verbot bestand dagegen nie. Paulus verlangt nur, daß zur bischöflichen Würde kein Mann erhoben werde, der sich wieder verheirathet habe.[2]) Ebenso soll in den kirchlichen Stand der Witwen in das Viduat nur eine einmal verheirathete Frau zugelassen werden.[3]) Den Witwen im allgemeinen räth er, wie bereits erwähnt, die Ehelosigkeit an. Auf Grund von traurigen Erfahrungen bei jungen Witwen spricht er aber den Wunsch aus, daß diese heirathen und wieder Familienmütter werden.[4]) Selbst der strenge Tertullian wagt in seinem Werke an seine Frau in dieser Frage nicht anders zu urtheilen. Trotzdem hat sich in der christlichen Kirche von Anfang an das Mißfallen an aufeinanderfolgenden Ehen fortgeerbt.

---

[1]) »Ambo fratres, ambo conservi.« In unnachahmlicher Weise ist hier der Vorrang des Mannes und die Gleichwerthigkeit der Frau zugleich zum Ausdruck gebracht.

[2]) I. Timoth. 3, 2.

[3]) Ebenda 5, 9.

[4]) Ebenda 5, 14.

8. Gemäß dem einen letzten und gleichen Ziele sind im Christenthum der Mann wie das Weib in gleicher Weise für ihre Person zur Uebung der Tugend und Erwerbung der Heiligkeit berufen. »Wir wollen,« schreibt Clemens von Alexandrien[1]) († um 217), »mehr und mehr uns der guten Herrschaft der Liebe (Christi) hingeben mit der Ueberzeugung, daß die Tugend in gleicher Weise Sache des Mannes wie des Weibes ist. Denn wenn beide denselben Gott haben, so haben sie auch beide denselben Pädagogen (Christus), dieselbe kirchliche Gemeinschaft, dasselbe Gesetz der Mäßigkeit, die natürliche Schamhaftigkeit, die Nahrung, die ehelichen Verhältnisse .... alles das haben sie gemein. Wenn aber alle Lebensverhältnisse gemeinsam sind, so ist auch gemeinsam die Gnade, gemeinsam der Weg zum Heile, gemeinsam die christliche Liebe und darum auch die Erziehung (durch Christus). In dieser Welt, heißt es (bei Lucas 20, 34), freit man und wird man gefreit. Hienieden unterscheidet sich Männliches und Weibliches, jenseits aber nicht mehr[2]). Der Lohn eines heiligen gemeinsamen Lebens hinieden ist nicht dem Manne oder dem Weibe, sondern dem Menschen im Allgemeinen versprochen, dort, wo die geschlechtliche Begierde, die sie hienieden trennt, verschwunden ist.«

Thatsächlich weist die Geschichte des Christenthums, namentlich in den ersten Zeiten der blutigen Verfolgungen bei den Frauen und Jungfrauen dieselben Tugenden, denselben Heldenmuth nach wie bei den Männern. Die christliche Kirche aber hat diesen ihren Kindern ohne Unterschied des Geschlechtes dieselbe Ehre zu Theil werden lassen und ist sich in diesem Punkte von den Tagen der Apostel an bis heute vollkommen gleich geblieben. Die Martyrergestalten einer Thekla, Agnes, Cäcilia, Agatha, Lucia, Eulalia, Perpetua, Felicitas u. s. w., in denen sich eine vordem unbekannte Vereinigung von weiblicher Würde und Züchtigkeit mit männlicher Kraft und Entschlossenheit offenbart, sind der Beweis dafür. In dem Berichte[3]), welchen die Kirche von Vienne und Lyon über die Verfolgung im Jahre 202 an die Christen von Kleinasien sandten, wird in ganz besonderer Weise die Standhaftigkeit der Magd Blandina gepriesen. »In ihr,« heißt es, »hat Christus gezeigt, daß vor Gott dasjenige in großer Ehre steht, was von den Menschen als gering, ungestaltet und verächtlich angesehen wird, wegen ihrer Liebe zu Gott, die sich in der Kraft wunderbar erweist, nicht aber eitler Schönheit sich rühmt. Als wir nämlich Alle fürchteten, sie möchte wegen der Schwäche ihres Leibes nicht den Muth zu freimüthigem Bekenntnisse haben, zeigte sich Blandina so voll

[1]) Paedagog. I. 4.

[2]) Diese Worte sollen indeß nicht so verstanden werden, als würden nach de Auferstehung die Geschlechtsunterschiede aufhören.

[3]) Euseb. h. e. V. 2. (p. 335 ed Laemmer).

Kraft, daß die Henker selbst müde wurden, die vom frühen Morgen bis zum Abend sie mit Qualen zum Abfall versuchten .... Wie ein edler Kämpfer bekam die Selige durch ihr Bekenntniß selbst immer neue Kraft und wie eine Erholung, über der sie den Schmerz verlor, war es für sie, wenn sie sprach: »Ich bin eine Christin, und bei uns kommt keine Uebelthat vor.« Die katholische Kirche hat in den letzten Jahrhunderten die Tugenden der Mägde Zita, Nothburga, Armella und des armen Hirtenmädchens Germana ebenso zu Ehren gebracht, wie beispielsweise die großen Männer Gregor, Bernhard, Franciscus.

9. Besondere Beachtung verdient eine weitere Folge der Werthschätzung welche das Christenthum dem weiblichen Geschlechte zurückgegeben hat, nämlich die Erziehung und Geistesbildung der Frauen. Gemäß der Lehre Christi von »dem Einen Nothwendigen« für Alle, nämlich der Rettung der eigenen Seele für die Ewigkeit, wandten sich die Apostel und ihre Nachfolger an die Frauen ebenso wie an die Männer, um ihnen eine möglichst tiefe und genaue Auffassung der Heilslehre zu vermitteln. Maria, die Schwester des Lazarus, zu den Füßen Jesu auf seine Lehre lauschend, ist für alle Zeit das Bild der lernenden christlichen Frau geworden. Paulus findet bei seinen ersten Predigten in Europa vornehmlich Frauen als Zuhörerinnen. (Apgsch. 16, 12 fg.) In Bezug auf religiöse Bildung gab es also im Christenthum keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern. Selbstverständlich wirkte dieselbe auch fördernd auf die profane Bildung. Die zur Unwissenheit geborne Frau des Heidenthums war durch das Christenthum von der Tagesordnung abgesetzt. Der Unterricht, den Hieronymus der edlen Römerin Läta über die Erziehung ihrer Tochter Paula gibt (Ep. 107) ist ein leuchtendes Denkmal in der Geschichte der Pädagogik. »Die Werke Cyprians soll die Tochter immer in den Händen haben, Athanasius' Briefe und Hilarius' Werke darf sie ungescheut lesen.« Welchen Ernst muthet Hieronymus der christlichen Frau zu! Daß er sich in seiner hohen Meinung nicht getäuscht, beweist die hohe geistige Bildung, die Paula selbst und noch mehr ihre Tochter Eustochium an den Tag legten. Noch interessanter sind die Rathschläge, welche der Einsiedler von Bethlehem dem Gaudentius für sein Töchterchen Pacatula gibt. (Ep. 128.) Welch' eine Sorgfalt legt hier der christliche Vater an den Tag und welch' gesunden pädagogischen Sinn bekundet der strenge Kirchenvater! Hieronymus' Briefe an die Frauen wie an Marcella, Fabiola, Ageruchia, Hedibia, Algasia, Principia beweisen, welcher Bildnng die christliche Frau fähig geworden war.

In neuem, hellen Glanze ließ das Christenthum insbesondere die Mutterwürde erstrahlen. Das Wort des heidnischen Rhetors Libanius, das zunächst der Mutter des späteren Bischofs Chrysostomus, Anthusa, galt:

»Was für Frauen haben doch die Christen!« [1]) ist weltberühmt geworden. Der gebildete Heide staunt, daß eine Frau, die im Alter von 20 Jahren Witwe geworden ist, unverheirathet bleibt und sich volle 20 Jahre der Erziehung ihres Kindes widmet. Eine solche Erscheinung ist ihm nur bei den Christen begegnet. Ebensolche Anerkennung haben die Mutterthränen Monikas gefunden. »Es spotte der Leser,« schreibt ihr Sohn Augustinus im Berichte über ihren Tod [2]) »meiner Thränen nicht, mit denen ich eine kurze Stunde den Tod meiner Mutter beweinte, die für mich viele Jahre geweint hatte, damit ich vor Dir, o Gott, leben möchte.« Die schon erwähnte Römerin Läta konnte von Hieronymus daran erinnert werden, daß »sie ihre Tochter Paula früher Christo geweiht als geboren, ja empfangen habe«.[3]) Nach christlicher Anschauung muß eben die Mutter in ihrem Kinde ein ihr von Gott anvertrautes Gut von einem Werthe sehen, der die ganze sichtbare Schöpfung überragt. »So soll die Seele gebildet werden, die bestimmt ist, Gottes Tempel zu werden. Sie muß lernen, nichts zu hören oder zu reden, was mit der Gottesfurcht nicht vereinbar ist.« Mit diesen Worten leitet Hieronymus seine Erziehungsvorschläge an Läta ein. Von der Erziehung ihrer Kinder macht Paulus das Heil der christlichen Mutter abhängig. Wenn er nämlich schreibt:[4]) »Durch Kindergebären wird die Ehefrau selig werden«, so versteht er darunter nicht bloß die Geburt, sondern auch die Erziehung, denn er setzt sogleich dazu: »vorausgesetzt, daß sie im Glauben und in der Liebe und in heiligem (christlichem) Wandel ausharrt.« »Die Christen werden eben,« um mit Hieronymus zu reden, »nicht geboren, sondern entwickeln sich erst zu Christen.«[5]) Die häusliche Kindererziehung bezeichnet daher Paulus als die erste Standespflicht der Mutter. »Wenn eine Witwe Kinder oder Enkel hat, so lerne sie zuerst ihr Haus besorgen oder regieren.«[6]) Selbstverständlich gilt dies ebenso und noch mehr von der Frau bei Lebzeiten des Mannes.

Aus solchen Grundsätzen mußte sich nothwendig eine Mutterliebe entwickeln, welche die blos natürliche außerhalb des Christenthums wie ein noch nie gesehenes Wunder überragte. Jedes Kind, ob Knabe oder Mädchen

---

[1]) Ad viduam iun. Ed. Montfaucon I. 340.

[2]) Confess. IX. c. 12.

[3]) Ep. 107 (Migne 22. col. 870.)

[4]) I. Timoth. 2, 15. Chrysostomus (De Anna serm. I. Montf. IV. 705) sagt zur Erklärung dieser Stelle: »Nicht Kinder erzeugt, sondern Kinder gut erzogen zu haben, das wird uns Lohn bringen.«

[5]) L. c. »Fiunt non nascuntur Christiani«.

[6]) I. Timoth. 5, 4.

ob kräftig oder schwächlich, schöngestaltet oder häßlich, wird als Gottes Ebenbild betrachtet, das durch die Wiedergeburt in der Taufe ein Bruder oder eine Schwester Christi geworden ist. Selbstlos vergißt die Mutter auf das natürliche Mutterglück über dem Gedanken, daß ihr Kind Gott noch mehr angehört als ihr selbst. Was im 13. Jahrhundert die Königin Blanka zu ihrem Kinde, dem spätern König Ludwig IX. von Frankreich sprach: »Mein Kind, Gott weiß, daß ich nichts auf Erden so liebe, wie Dich; wüßte ich aber, daß Du später Gott einmal durch eine schwere Sünde beleidigen würdest, so wünschte ich Dich jetzt lieber vor mir sterben zu sehen,« diese heldenmüthige Gesinnung lebte vom Anfang des Christenthums an und lebt noch in jeder Mutter, welche vom lebendigen Glauben an das Erlösungswerk Christi durchdrungen war und ist.

Worin bestand also, können wir am Schlusse dieses Abschnittes fragen, die Wiederherstellung der Frauenwürde und der Frauenrechte durch das Christenthum? In der Erhebung, Heiligung und Erweiterung der Familie. In Christus wurden die Bestandtheile der Familie: Vater, Mutter und Kind zur erhabensten und heiligsten Einheit verbunden. Buchstäblich ging in Erfüllung: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen«. Erweitert wurde aber die Familie durch die Nächstenliebe, welche nach dem Befehle Christi die gesellschaftlichen Verhältnisse beherrschen sollte. Dadurch war auch für den Schutz und den Unterhalt der alleinstehenden Frau in einer Weise gesorgt, wie es die Natur des Weibes erheischt. Durch seine Lehre von der verdienstlichen freiwilligen Enthaltsamkeit verminderte das Christenthum die Zahl der Eheschließungen; durch sein Gebot, im Nebenmenschen Brüder und Schwestern Christi zu sehen, öffnete es dagegen die engen Schranken der Blutsverwandtschaft zur Aufnahme jener, denen das Leben in der Familie Naturbedürfniß ist. Es leitete zudem zur Bildung von Genossenschaften an, die, durch das Band der Liebe geeinigt, Familien im edelsten Sinne darstellen. Eine Aufhebung der Arbeitstheilung zwischen Mann und Weib und die sociale Gleichstellung beider lag so wenig im Geiste des Christenthums, daß auf der Grenze des 4. und und 5. Jahrhunderts Chrysostomus mit einer gewissen Vorliebe den diesbezüglichen Unterschied zwischen den Geschlechtern hervorhebt. »Schon von Anfang an«, so schreibt er[1]) an eine Witwe in der Absicht, sie von der Wiederverehelichung abzuhalten, »hat Gott nicht Alles den Männern übertragen, noch gewollt, daß von ihnen allein das menschliche Leben abhänge, damit nicht das Weib der Verachtung ausgesetzt sei, wenn es gar keinen

[1]) De non iterando coniugio ed. Montf. I. 354. Vgl. Homil. in Genes. 15. (IV. 116) In Genes. serm. 4. (IV. 660.)

Einfluß auf die Gestaltung des Lebens hätte. Eben deshalb hat Gott der Frau keine geringere Bestimmung (als dem Manne) zugewiesen und dies klar in dem Worte ausgesprochen: »Laßt uns ihm eine Gehilfin machen.« Hiemit hat er dem Stolze des Mannes eine Grenze gesetzt und ihm gezeigt, daß die Angelegenheiten dieses Lebens ebenso sehr die Thätigkeit des Weibes als die des Mannes nöthig haben. Wie also ist das Weib mit dem Manne zu gemeinschaftlicher Arbeit verbunden? Da zum Leben ebenso die öffentlichen wie die Privatangelegenheiten gehören, so hat Gott eine solche Theilung getroffen, daß er den Männern die Besorgung des Marktes (der Oeffentlichkeit), den Frauen die der häuslichen Geschäfte übertrug, und zwar derart, daß Alles zerstört und zu Grunde gegangen wäre, wenn man diese Ordnung geändert hätte.[1]) Demnach ist jedes Geschlecht tüchtiger als das andere in seinem Berufe«. — Das christliche Alterthum hat also wieder in der Theorie noch in der Praxis etwas von der gesellschaftlichen Gleichstellung der Geschlechter wissen wollen.

b) Die Frau im christlichen Mittelalter von der Völkerwanderung bis zur Wiederbelebung des classischen Alterthums.[2])

1. Alle Völker sollten nach der Absicht Christi zu einer großen Christenfamilie vereinigt werden. Die natürlichen Gewohnheiten und Sitten der einzelnen Stämme und Nationen wurden hiebei nicht beseitigt, falls sie den christlichen Grundsätzen nicht widerstritten, sondern veredelt. Diese Umgestaltung ging sodann, entsprechend dem Gleichniß von dem Sauerteige im Evangelium, nicht plötzlich, sondern mehr und mehr in dem Maße allmählich und nicht ohne Widerstand vor sich, als die Jahrhunderte seit der Erscheinung des Christenthums zunahmen. Die Reinheit und Kraft der christlichen Gesinnung endlich stand, wie dies die Natur des Menschen mit sich bringt, mit der Ausbreitung des christlichen Glaubens nicht immer in geradem Verhältniß. Diese Umstände sind auch bei der geschichtlichen Betrachtung der Stellung der Frau im Laufe der Kirchengeschichte im Auge zu behalten.

---

[1]) κἂν ἀλλάξωνται τὴν τάξιν, πάντα διεφθάρη καὶ ἀπόλωλεν.

[2]) Sollen wir die Grenze zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit in der Kirchengeschichte durch eine bestimmte Jahreszahl bezeichnen, so glauben wir uns nur für 1417 mit der Wahl Martins V. entscheiden zu können. Die Gründe hiefür können an dieser Stelle nicht angegeben werden. Daß 1517 nach dem heutigen Stande der historischen Wissenschaft als solche Grenzscheide nicht mehr gelten kann, wird mehr und mehr die Ansicht der angesehensten Fachmänner, u. a. von Reumont, Hergenröther, Kraus und Pastor.

Von den Culturvölkern des classischen Alterthums, die in ihrer Gesammtheit einer Erweckung zu neuem Leben widerstanden, wurde das Christenthum den noch rohen germanischen und slavischen Völkern gebracht. Nach dem Plane der göttlichen Vorsehung waren namentlich die deutschen Stämme zu Trägern der christlichen Bildung im Mittelalter berufen, obwohl man die culturhistorische Betrachtung des Mittelalters insbesondere mit Rücksicht auf die Lage der Frau nicht unrichtig und engherzig auf Deutschland beschränken darf. »Die germanischen Völker,« sagt Jourdain,[1]) »welche sich in das römische Reich theilten, waren besser als andere zur Aufnahme der Lehren des Christenthums über die Stellung der Frau vorbereitet.« Dieses zweifelsohne berechtigte Wort nimmt nicht selten in mißbräuchlicher Uebertreibung eine Gestalt an, als hätte Niemand die christlichen Ideen über die Frau verstanden, als allein die alten Deutschen, ja als hätten dieselben nicht sowohl dem Christenthum als ihrer Naturanlage die volle Werthschätzung der Frau zu verdanken. So läßt sich der sonst so treffliche Riehl von der Begeisterung zu weit fortreißen in den Worten:[2]) »Mit dem Eintreten des deutschen Volkes in die Weltgeschichte werden die Frauen erst wahrhaft frei, eigenartig; das volle Bewußtsein über Beruf und Stellung von Mann und Weib ist der Menschheit erst von den Germanen hell entzündet worden.« Die Familie und die Frau in der christlichen Väterzeit, von der im vorausgehenden Abschnitt die Rede war, sind eine thatsächliche Widerlegung dieser Verherrlichung des germanischen Geistes auf Kosten des Christenthums.

Eine solche Auffassung »von der eingebornen göttlichen Gabe« der altdeutschen Frauenwürdigung »klebt den meisten von uns (Deutschen) aus unsern frühesten Schuljahren an. Wir hören da nach den Schilderungen in Tacitus' ‚Germania' von der hohen Achtung, der fast göttergleichen Verehrung, welche dem Weibe bei den alten Germanen gezollt wurde; aber wir übersehen nur zu leicht, daß derselbe Tacitus die Stellung der Frau in der Wirthschaft so beschreibt, daß wir mit Nothwendigkeit auf eine große Ueberlastung des weiblichen Geschlechtes schließen müssen.«[3])

---

[1]) Mémoire sur l' éducation des femmes au moyen âge (im 28. Band der »Memoires de l'institut national de France.« 1874. p. 82.

[2]) Die Familie. 34. Uebrigens erkennt Riehl sofort wieder an, daß es das Christenthum war, welches »an dieser germanischen Erkenntniß der Berufe von Mann und Weib recht fest anknüpfen und zu ganz neuen Entwicklungen der Gesittung treiben konnte«.

[3]) Bücher, Die Frauenfrage im Mittelalter. Tübingen 1882. S. 8. Uebrigens unterläßt Bücher, die Aenderung dieses Zustandes auf das Christenthum zurückzuführen Weder er noch Weinhold wird dem Einflusse der christlichen Kirche vollkommen gerecht.

Bereits Weinhold [1]) wurde durch seine Forschungen genöthigt, in derselben Weise zu schließen: »Wir haben gefunden, daß die Germanen wie alle andern Völker mit der urrohen und starksinnlichen Auffassung des Weibes als einer bloßen Sache und eines Werkzeuges zu sinnlicher Befriedigung begannen. Die Forderung, daß sich das Weib mit dem todten Manne verbrennen lasse, das Recht des Mannes, seine Frau zu vermachen, zu verschenken und zu verkaufen oder seinem Gaste anzubieten, beweisen diese Bildungsstufe und zeigten sich vereinzelt noch in den Zeiten des Minnedienstes.« Namentlich der Stand der unfreien Magd war von dem der Sclavinnen im classischen Alterthume in nichts verschieden. »Wir können uns den Contrast zwischen der von Tacitus geschilderten germanischen Weiblichkeit und der altdeutschen unfreien Arbeiterin, wie sie zur Zeit der Völkerwanderung und der Berührung mit der entarteten römischen Welt sich entwickelte, nicht schreiend genug vorstellen. Körperlich häßlich, unreinlich, nachlässig in der äußern Erscheinung, stumpfsinnig, dem Laster wehrlos preisgegeben, das war die altdeutsche Berufsarbeiterin.« [2])

Wenn auch gewöhnlich die heidnischen Slaven in der Behandlung des Weibes unter den Germanen stehend geschildert werden, so kann man doch wesentliche Unterschiede in diesem Punkte zwischen beiden nicht entdecken. Die Polygamie bestand sicher bei den Slaven. Das Weib war in der Wahl des Mannes nicht frei, Ehefrau und Kinder wurden als unbeschränktes Eigenthum des Mannes betrachtet. Mehrere Töchter galten als eine Last, weshalb die neugeborenen Mädchen nicht selten getödtet wurden.

Mit der Einführung des Christenthums kamen die gesunden Keime tiefer und solider Gesittung, welche die alten Germanen vor andern Völkern voraushatten, zur Entwicklung und erhielt namentlich die Frau in jeder Beziehung die ihr gebührende Würde. Die folgende skizzenhafte Darlegung der Stellung der Frau im Mittelalter ist dem Gesagten zufolge indeß nicht auf die Völker deutscher Zunge beschränkt.

2. Wie in der apostolischen Zeit, so fand auch bei den Völkern des beginnenden Mittelalters die christliche Predigt vom Werthe der Keuschheit und Jungfräulichkeit willige Aufnahme. Die deutschen Frauen mit ihrer von Tacitus gerühmten Sittenstrenge waren nicht die letzten, welche die Befreiung des weiblichen Geschlechtes in dieser Lehre mit Freuden begrüßten. Die Folge davon waren die zahlreichen Klostergründungen, welche das Mittelalter recht eigentlich zur Zeit der Klöster gemacht haben.

---

[1]) Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 281. 471. Vergl. Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnenerziehung in deutscher Vorzeit. Köln 1880. S. 4.

[2]) Norrenberg, a. a. O. S. 4.

An die klösterlichen Genossenschaften des Morgenlandes schließen sich die des Abendlandes der Zeit nach unmittelbar an. Wie Ambrosius in Mailand die Sorge für die gottgeweihten Jungfrauen als eine der Hauptpflichten seines bischöflichen Amtes betrachtet hatte, so auch die Hirten der Kirche und die Glaubensboten außerhalb Italiens. Der heil. Cäsarius von Arles gründet in seiner bischöflichen Stadt um 512 ein Frauenkloster. Die Lebensregel, welche er demselben vorschrieb, gibt uns einen Begriff von der Bildung dieser Frauen. Neben ihrer Handarbeit (Wollwirkerei) sollen alle lesen lernen und täglich Vormittag zwei Stunden der Lectüre widmen.[1]) In der Einleitung zur Regel, die das ganze Leben aus Gebet und Arbeit bestehen läßt, wird das Klosterleben als allgemein bekannt vorausgesetzt. Bald nach seiner Gründung zählte dieses Kloster gegen 200 Bewohnerinnen.

Dieselbe Regel führte Radegund († 587), die Frau des Frankenkönigs Chlotar, in dem von ihr gestifteten Kloster ein, nachdem sie den königlichen Stand unter Zustimmung ihres Gemahls mit dem Ordensstande vertauscht hatte. Außer ihrer unermüdlichen Sorge für die Kranken und Armen wird von den Zeitgenossen ihre Wissenschaft gerühmt. Die Werke der Väter Gregor von Nazianz, Basilius, Athanasius, Hilarius, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Sedulius waren ihre Lectüre.

Den Glanz der klösterlichen Frauengenossenschaften im alten Gallien, unter denen im Norden während des 6. Jahrhunderts die in Brige, Chelle (Calo) und Andilegum (Andelys) als weibliche Erziehungsanstalten hervorragten, übertrafen vor und nachher die irischen und angelsächsischen Frauen. Auf keines der neuen christlichen Völker scheint die Jungfräulichkeit des Evangeliums einen unmittelbareren und mächtigeren Einfluß ausgeübt zu haben, als auf die angelsächsische Heptarchie. Nirgends erblickt man die gottgeweihten Jungfrauen von größerer Verehrung umgeben und mit höherem Ansehen bekleidet. Den ausführlichen Nachweis hiefür hat Montalembert geliefert, der im 5. Bande seiner »Mönche des Abendlandes« das ganze 17. Buch »den angelsächsischen Nonnen« gewidmet hat.

Der berühmte Apostel von Irland Patrik († um 465) berichtet von dem Erfolge seiner Thätigkeit: »Die Königstöchter seien Christo geweihte Jungfrauen geworden in solcher Menge, daß er sie nicht zählen könne.« Der

[1]) c. 17 (Migne 67 col. 1109). Norrenberg a. a. O. S. 43 nennt diese Regel »die Klosterregel der heil. Cäsaria«, was wohl nur bedeuten soll, daß Cäsaria als Vorsteherin bald nach dem Tode des heil. Cäsarius das Kloster nach dieser Regel zu besonderer Blüthe brachte. Uebrigens war diese Cäsaria nicht die leibliche Schwester des heil. Cäsarius, wie oft und neuestens noch in der 2. Aufl. des Freiburger Kirchenlexikon s. v. Cäsarius v. Arles behauptet worden ist. Vergl. Histoire litter. de la France. t. III. p. 275.

Name der Aebtissin von Kildare, der heil. Brigit (Brigida) (467—525) ist im Andenken den Iren in ähnlicher Weise unsterblich geworden, wie der Patriks. »Zahllose Frauenklöster in Irland leiten ihren Ursprung von dieser Jungfrau her, deren Leben von Arbeit und Liebeswerken erfüllt war. Ueberall, wo irische Mönche hingedrungen sind, in Köln wie in Sevilla, werden ihr zu Ehren Kirchen gebaut und überall, wo sich noch in unsern Tagen die britische Auswanderung hin verbreitet, bezeichnet der Name Brigita die Frau irischer Abkunft.«[1]) Ungefähr zweihundert Jahre später leistete durch Errichtung von Nonnenklöstern die Fürstentochter Ita das für den Süden ihres Vaterlandes, was Brigit für Mittel- und Westirland gethan hatte.

Als in England das durch die Angelsachsen unterdrückte Christenthum der alten Briten im Anfang des 7. Jahrhunderts wieder zu neuer Blüthe erstand, fand es namentlich durch die Frauen Beförderung. König Ethelbert von Kent hatte die christliche, fränkische Prinzessin Bertha nur unter der Bedingung zur Gemahlin von ihren Eltern erhalten, »daß es ihr gestattet sein sollte, ihren Glauben und ihren Gottesdienst mit dem als Gewissensrath ihr beigegebenen Bischof Liudhad zu pflegen.«[2]) Unter derselben Bedingung verheirathete der durch seine Gemahlin für das Christenthum gewonnene Ethelbert seine Tochter Ethelburga an den König Edwin von Nordhumbrien, die, dem Beispiele ihrer Mutter folgend, ein ganzes Volk ins Christenthum einführte. »In ihr,« schreibt Montalembert, »haben wir wieder einen Beweis von der großen Bedeutung der Frau in der Geschichte der germanischen Völker, von dem edlen, rührend großen Einflusse und der Herrschaft, welche diese Völker ihr einräumten. In England, gleichwie in Frankreich, wie allerorten werden die Triumphe der Kirche immer durch den Eifer und die hingebungsvolle Entschlossenheit der christlichen Frau eingeleitet und zum Ziele geführt.« Wir sehen in England Königstöchter und vornehme Frauen den jungfräulichen Stand ergreifen, oder sich von ihren Gatten trennen, um Vereinen von Klosterfrauen vorzustehen. »Schon um, jene Zeit,« berichtet Beda[3]), »wo in Britannien noch wenige Klöster waren, begaben sich viele aus diesem Lande in die Klöster der Gallier oder Franken, um daselbst ein beschauliches Leben zu führen. Auch sandten viele ihre Töchter dahin, damit sie dort erzogen und mit dem himmlischen Bräutigam vermählt würden.« Nicht wenige Capitel in seiner Kirchengeschichte der Angelsachsen hat der ehrwürdige Beda mit der Erzählung der Tugenden

---

[1]) Montalembert, Die Mönche des Abendlandes. Deutsch von Brandes. II. 445.
[2]) Beda, histor. I. 25.
[3]) l. III. c. 8.

hervorragender Nonnen angefüllt. Ethelberg, Earcongota, Eadgyd, Ethelburga, Heresvid, Toritgyd, Hildilid, Hilda sind einige davon. Namentlich der letzteren, der Nichte des Königs Edwin, hat er einen herrlichen Nachruf gewidmet.[1]) In den von ihr geleiteten Klöstern suchte sie den Geist der ersten Christen heimisch zu machen. »Nach dem Vorbild der ersten Kirche war dort Keiner reich und Keiner arm; Allen gehörte Alles, indem nichts einem Einzelnen als Eigenthum gehörte. Hilda besaß eine solche Weisheit, daß nicht blos gewöhnliche Leute, wenn sie in Bedrängniß waren, sondern bisweilen selbst Könige und Fürsten bei ihr Rath suchten und fanden. Nach ihrer Anordnung mußten ihre Untergebenen viel Zeit auf das Lesen der heil. Schriften verwenden und sich eifrigst in den Werken der Gerechtigkeit üben. Die Ausbildung des Rinderhirten Cädmon, eines Hörigen des Klosters, zum ersten angelsächsischen Dichter ist ihr Verdienst, »da sie ihn ins Kloster aufnahm, der Schar der Brüder zugesellte und den Auftrag gab, ihn in der heil. Geschichte zu unterrichten«. Aus dieser Angabe erhellt, daß Hilda als Aebtissin von Whitby ein Doppelkloster regierte. Zwei Klöster, eins für Mönche und eins für Nonnen, bestanden nahe bei einander aber mit besondern Obern und strenger Absonderung im Verkehr für jede der beiden Genossenschaften. An einigen Orten stand der Abt über dem Ganzen, an andern, wie hier, die Aebtissin. Das Verlangen der Klosterfrauen nach Schutz und Leitung brachte in jenen Zeiten, wo die Klöster die ersten Heimstätten der Cultur waren, diese Einrichtung zu Stande, auf deren Gefahren bereits das Concil von Agde (506) aufmerksam gemacht hatte.[2]) Whitby wurde unter Hildas Leitung eine wahre Pflanzschule von Missionären und Bischöfen, von denen Beda fünf mit besonderem Lobe erwähnt.

Die ideale Seite dieser namentlich in den keltischen Ländern vorkommenden Doppelklöster hat Michelet[3]) also hervorgehoben: »Diese Nähe der Klöster, deren Mißbräuche sicher übertrieben worden sind, schuf unter den Brüdern und den Schwestern eine glückliche Nacheiferung sowohl in der Arbeit, im Studium, als in der Frömmigkeit. Die Männer milderten ihren Ernst in der Nähe der sittlichen Lieblichkeit der Klosterfrauen, und diese schöpften in der strengen Ascese der Männer die Kraft zu erhabenem Aufschauen zu den göttlichen Dingen. Die Einen wie die Andern standen sich nach einem edlen Ausdrucke Bossuets einander bei, um neben einander den strengen Pfad zu wandeln.«[4]) In den Personen des Patriarchen der

[1]) l. IV. c. 23. sq.

[2]) Monasteria puellarum longius a monasteriis monachorum aut propter insidias diaboli aut propter oblocutiones hominum collocentur. can 28.

[3]) Memoire sur l' éducation des femmes au moyen-âge. 1838.

[4]) Vergl. Montalembert, II. 597, IV. 70. 431.

abendländischen Mönche des heil. Benedict und seiner Schwester der heiligen Scholastika hat diese nur in den Zeiten des ersten Eifers durchführbare Anschauung den erhabensten Ausdruck gefunden.

Unter der Leitung der Aebtissin Tetta, im Kloster Winburn in Wessex wuchs die Jungfrau Lioba heran, welche in Verbindung mit dem Apostel von Deutschland, dem heil. Bonifatius, das Christenthum den deutschen Frauen bringen half. Im Kloster Bischofsheim an der Tauber entfaltete sie jenes Leben, welches uns der zeitgenössische Rudolf von Fulda in ebenso einfacher wie anziehender Weise beschrieben hat.[1]) »Eine nicht geringe Anzahl Mägde Gottes wurden dort gesammelt, die nach dem Beispiele Liobas in den Lehren der himmlischen Weisheit unterrichtet und die unter ihrer Leitung so gebildet wurden, daß in jenen Landen wenige Frauenklöster existirten, welche nicht ihre Schülerinnen zu Lehrerinnen verlangten. Sie war eine Frau von großen Tugenden und von solcher Kraft in der Ausführung ihrer Entschlüsse, daß sie Vaterland und Freunde darüber vergaß. Immer hütete sie sich etwas zu lehren, was sie nicht selbst gethan. Nicht Anmaßung, nicht Uebermuth beherrschte ihren Charakter, sondern ohne Unterschied der Person erzeigte sie sich Allen leutselig und gütig. Sie glich im Ansehen einem Engel, ihre Rede war angenehm, ihr Geist klar, ihre Thatkraft groß und obschon sie nur ein heiteres Gesicht zeigte, wurde sie doch nie von zu großer Lustigkeit zum Lachen hingerissen. Ein böses Wort hörte man nie aus ihrem Munde. Dem Lesen war sie so ergeben, daß, wenn sie nicht mit Beten beschäftigt war oder ihren zarten Körper durch Schlaf und Nahrung stärkte, niemals das Buch aus ihren Händen kam; denn da sie von klein auf in der Grammatik und den andern freien Künsten unterrichtet war, strebte sie mit großem Eifer danach auch in der geistlichen Wissenschaft sich zu bilden. Indem sie die Bücher des alten und neuen Testamentes fleißig durchlas, prägte sie die göttlichen Vorschriften dem Gedächtniß ein; allein sie fügte auch die Aussprüche der heil. Väter und die canonischen Verordnungen, sowie die Rechtssätze des ganzen kirchlichen Gemeinwesens dem Schatze ihrer Bildung zu. Weil sie wohl wußte, daß zum Gebet und zur eifrigen Lesung Anstrengung des Geistes erfordert werde, gewöhnte sie sich im Wachen und in andern Strengheiten Maß zu halten. Die Tugend der Demuth bewahrte sie mit solchem Eifer, daß, obschon sie durch ihre Verdienste und ihr Lehramt den übrigen vorgezogen war, sie dennoch in ihrem Herzen sich für die niedrigste von Allen hielt, es mit dem Munde bekannte und durch ihre Haltung bewies. Gastfreundschaft aber beobachtete sie in außerordentlicher Weise, denn allen ohne Unterschied

[1]) Vergl. Zell, Die heil. Lioba. 1873. S. 29.

der Person öffnete sie ihr Haus, bereitete ihnen als sorgsame Mutter das Mahl, wusch Allen mit eigenen Händen die Füße, der göttlichen Einrichtung Wächterin und Dienerin zugleich.«

Die erste unter Bonifatius abgehaltene deutsche Synode im Jahre 742 schrieb die Regel des heil. Benedict sowohl für Mönche als für Nonnen vor und schuf dadurch der Ausbreitung der Klöster einheitlichere und sichere Bahnen. Bei den Frauen drang diese Vorschrift, die bald auf das ganze fränkische Reich ausgedehnt wurde, weniger durch als bei den Männern, ein Umstand, auf den wohl nicht mit Unrecht unter anderem der Verfall der Disciplin in den deutschen Frauenklöstern der folgenden Jahrhunderte zurückgeführt wird. Immerhin fehlten zu keiner Zeit in diesen Klöstern Frauen, die durch außergewöhnliche Bildung und Tugend ihre Zeit leuchtenden Sternen gleich erhellten. Die Bildung, welche die Töchter Carls des Großen erhielten, darf auf den Einfluß der heil. Lioba zurückgeführt werden, die mit der Gemahlin des Kaisers Hildegard, sowie mit seiner Tochter Gisela in naher freundschaftlicher Beziehung stand. Hrotsuit (Roswitha) von Gandersheim, Regilind von Admont, Herrad von Hohenburg sind wohlklingende, jedem Gebildeten bekannte Namen, an deren jeden sich eine ganze Bildungsperiode anknüpft. Alle überragt die große Seherin Hildegard, die unter den deutschen Frauen einzig an Einfluß auf ihre Zeit und erhabener Größe dasteht.

Den Höhepunkt der Hochachtung vor der Frau zeigt in gewisser Beziehung die Stiftung des Ordens von Fontrevaud (um 1100) durch den eifrigen Buß- und Kreuzprediger Robert von Abrissel. Die schon erwähnte Erscheinung der Doppelklöster erreicht hier die äußerste Grenze der Möglichkeit. Die Aebtissin von Fontrevaud hatte als Generaloberin die oberste Verwaltung des ganzen Ordens in den Händen, der nach dem Tode des Stifters 60 Klöster zumeist in Frankreich zählte. Fontrevaud allein beherbergte im weiblichen Kloster gewöhnlich 300—500 Nonnen, im männlichen gegen 200 Mönche. Jede Frau konnte in diesem Orden Zuflucht finden. Deshalb bestanden besondere Klöster neben einander; eins für die Jungfrauen und Witwen zu Ehren der heil. Jungfrau, ein zweites für Aussätzige und andere Kranke, das St. Lazarus als Patron verehrte, das dritte für bußfertige Sünderinnen unter dem Schutze der heil. Magdalena. Das Mönchskloster, neben dem der Jungfrauen, in das keine weibliche Person eintreten durfte, trug den Namen des Apostels Johannes. Als Grund der außerordentlichen Macht und Ehre, welche hier der Generaloberin eingeräumt war, wird ausdrücklich die Verehrung der Mutter Gottes angegeben. Das Wort des sterbenden Erlösers am Kreuze, wodurch der Apostel Johannes der Gottesmutter als Sohn und diese dem Liebesjünger als Mutter übergeben wurde,

sollte im großartigsten Maßstabe verwirklicht werden. Die Generaloberin sollte Allen, auch den Mönchen, die heil. Jungfrau darstellen.

Ein bereits oben erwähnter Irrthum wäre es aber, diese hohe Verehrung Marias allein als Folge der Kreuzzüge hinzustellen. Bereits Beda der Ehrwürdige hat in seiner Dichtung zum Preise der »jungfräulichen Königin und Braut Christi« Edilthryd, (um 660) der Gemahlin Ekfrids die Keuschheit dieser gefeierten Angelsächsin als eine Nachahmung Marias also in eigenthümlichen Versen dargestellt:[1])

»Gott vom Himmel steigt in den Schooß der herrlichen Jungfrau,
Menschen-Erlöser zu sein, Gott vom Himmel steigt.
Jungfrau-Mutter war, die der Welten Schöpfer geboren,
Maria, die Gottesthür, Jungfrau-Mutter war.
Wie jauchzt der Freundinnen Schaar, daß so hoch sie erhoben
Leuchtend im Jungfrau'nkranz jauchzet der Freundinnen Schaar,
Ihre Schönheit erzeugt aus züchtigen Sprossen gar viele
Blühende Jungfraun hehr ihre Schönheit erzeugt.
Weit auf der Erde Rund triumphiren die züchtigen Seelen,
Liebe zur Keuschheit glänzt weit auf der Erde Rund.
Hehr eine strahlende Maid beglückt jetzt unsere Zeiten,
Edilthryda glänzt, hehr eine strahlende Maid.
Der Mutter des himmlischen Herrn so gern ich folgen Dich sähe,
Tritt in die Stapfen der Mutter des himmlischen Herrn.«

Die Regel des heil. Benedict ohne jede Milderung, in einigen Punkten noch verschärft, war wohl im Stande, eine Zeit lang diese höchst ideale Erscheinung zu Fontrevaud in Blüthe zu erhalten, die wir in unserer allzu nüchternen Zeit kaum begreifen können. Nach wenigen Jahrhunderten aber gerieth sie gänzlich in Verfall. Gegen den Ausgang des Mittelalters wiederholt sich diese einzigartige Einrichtung der Doppelklöster in der ähnlichen Stiftung der großen Seherin aus Schweden, der heil. Birgitta († 1373), die den nordischen Ländern so vielen Segen brachte. Auch im »Orden des Heilandes«, wie Birgittas Stiftung hieß, waren die Mönche hinsichtlich des Zeitlichen der Aebtissin untergeben, während die Nonnen der geistigen Leitung der Mönche unterstanden. Die mütterliche und väterliche Sorge sollte gegenseitig geübt werden, und die Aebtissin als Vorbild für ihre Thätigkeit Maria die Gottesmutter vor Augen haben.[2])

In allen Abzweigungen des Benedictinerordens seit dem 11. Jahrhunderte bildete sich auch ein entsprechender Nonnenorden aus, der unter der Jurisdiction des betreffenden Generalabtes stand. Neben den Cister-

[1]) Histor. Angl. IV. 20. Die Uebersetzung ist von Wilden.

[2]) Vergl. Binder, Die heil. Birgitta von Schweden und ihr Klosterorden. München 1891.

cienſern, deren ſämmtliche Kirchen der Gottesmutter geweiht ſind, entſtanden die Ciſtercienſerinnen ſeit 1125; vorher war dies beim Orden von Camaldoli ſeit 1086 und nachher bei dem von Vallumbroſa ſeit 1272 der Fall geweſen. In gleicher Weiſe haben die Chorherrnſtiftungen, der Karthäuſer-, Prämonſtratenſer- und Servitenorden ihre weiblichen Zweige. Im Mittelalter wenigſtens iſt es geradezu Regel, daß einer Ordensſtiftung für Männer eine für Frauen ſich anſchließt. Auch als die beiden großen Bettelorden der Dominicaner und Franciscaner das Leben der Kirche erneuten, entſtanden alsbald zwei entſprechende Frauenorden, in denen die Tugenden und die Bildung der Nonnen der früheren Jahrhunderte ſich forterbten und erneuerten.

Wie im 13. Jahrhundert Klara von Aſſiſi († 1353) als Gefährtin des hl. Franciscus die Bewunderung der Zeitgenoſſen auf ſich zog, ſo vereinigt im 14. Jahrhundert die Tochter des hl. Dominicus Katharina von Siena († 1380) die leuchtendſten Eigenſchaften in ſich, die eine Frau bewunderungswerth machen können. Ueber ihr ganzes dreiunddreißigjähriges Leben iſt der Zauber jungfräulichſter Züchtigkeit derart ausgegoſſen, daß auch nicht die geringſte Spur ſinnlicher Begierde dabei aufkommen kann. Als tröſtende Friedensſtifterin, als liebende Krankenpflegerin, als demüthige Dulderin übt ſie über die Menſchenherzen die unwiderſtehliche Gewalt hingebendſter Mutterliebe aus und verſammelt um ſich einen Kreis hervorragender Männer und Frauen, die ſich wie Kinder von ihr leiten laſſen. An Päpſte, Kaiſer und Könige, an aufſtändiſche Bürgerſchaften und rohe Soldaten richtet ſie mündlich und ſchriftlich ihr Wort mit einer Freimüthigkeit und Kraft, daß kaum ein einziger Mann unter ihren Zeitgenoſſen in dieſer Beziehung mit ihr verglichen werden kann, und wo Männerkraft und Weisheit umſonſt ſich anſtrengt, erreicht ſie ſtaunenswerthe Erfolge. Durch »das unerſchöpfliche Schatzkäſtlein« ihrer Briefe, die nach Reumonts Worten »das unvergängliche Monument des ächten, italieniſchen Volksgeiſtes des Mittelalters in ſeiner höchſten Läuterung, ſeiner Kraft und ſeiner Innigkeit, ſeines Glaubens und ſeiner Liebe« bilden, erlangt ſie, die ungebildete Färberstochter, einen Ehrenplatz an der Seite Dantes und Petrarcas. Ohne Uebertreibung darf man behaupten: Katharina von Siena allein würde genügen, um einen vollgiltigen Beweis von der überirdiſchen Macht und dem göttlichen Urſprunge des Chriſtenthums zu liefern. Alle Anſtrengungen nämlich, dieſe als »eine der wunderbarſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte« anerkannte Frau als das Product natürlicher Anlagen und Einflüſſe zu erklären, erweiſen ſich bei näherem Zuſehen als ungenügend. Nur die gänzliche, gläubige und liebende Hingabe an Chriſtus und die daraus hervorgehende Erhebung aller Kräfte und Anlagen Katharinas zu einer übermenſchlichen und übernatürlichen Voll-

kommenheit kann als genügender Grund für die Möglichkeit einer solchen Erscheinung gelten. Außerhalb des Christenthums und der katholischen Kirche sucht man auch ganz vergeblich nach Frauen, die der Jungfrau von Siena auch nur schattenhaft glichen. Innerhalb der Kirche steht sie aber keineswegs allein; von den tausenden erhabener Frauen und Jungfrauen aller Stände im Mittelalter abgesehen, die sie durch ihre außerordentlichen Gaben sicher übertrifft, kommt man doch bei einer guten Anzahl vor und nach ihr in Verlegenheit, welcher man den ersten Platz anweisen soll. In Deutschland zumal strahlt Hildegard im 12. Jahrhundert neben Katharina in gleichem Glanze. »Das ist eben das Eigenthümliche des Ordenslebens und des Christenthums überhaupt, die menschliche Natur so zu veredeln und der Seele das zu verleihen, was ihr sonst im gewöhnlichen Leben meistens fehlt. Es flößt der zarten Jungfrau ich weiß nicht was Männliches ein, das sie über alle Schwächen der Natur erhebt und im gegebenen Augenblicke aus ihr eine Heldin macht, aber eine zarte, eine sanfte, die aus den Tiefen der Demuth, des Gehorsams und der Liebe aufsteigt, um sich bis zur Höhe der edelsten Begeisterung zu erschwingen und das Größte und Glänzendste zu erreichen, dessen menschlicher Muth fähig ist. Es verleiht dem Mönche, dem wahren Religiosen und dem wahren Priester einen Reichthum und eine Fülle des verständigen Mitleides, einer unbegrenzten Zärtlichkeit, einer untadelhaften Milde, einer unermüdlichen Geduld, deren einzig nur das Herz des Weibes fähig zu sein scheint. Zudem endlich schmückt die Religion der Kindlichkeit (Matth. 18, 3) die Braut des Herrn wie den Diener des Herrn, die Heldin der Liebe, wie den Meister der Lehre und des Wortes mit dem unvergleichlichen Reiz des Kindes mit seiner naiven und liebenswürdigen Offenheit, und dann erblickt das entzückte Auge auf einem menschlichen Antlitze jene Anspruchslosigkeit und Heiterkeit gepaart mit Kraft und Schönheit, welche die schönste Zier der Tugend und des Genies sind, so zwar, daß hie und da alles Große und Reine, das diese drei so verschiedenen Typen des Menschengeschlechtes, der Mann, das Weib und das Kind aufweisen, sich bei einem einzigen Wesen vereint findet«[1])

Allerdings ist dieses Ideal des Ordenslebens voll und ganz immer nur von Einzelnen erreicht worden. Unzählige haben im Laufe des Mittelalters mit Ernst darnach gestrebt; die Geschichte nöthigt aber auch zu dem Bekenntniß, daß zeitweise und in manchen Klöstern eine sittliche Erschlaffung Platz griff, welche in trauriger Weise die Wahrheit des Satzes veran-

---

[1]) Montalembert a. a. O. V. 373 nach Aubrey de Vere, Thoughts on S. Gertrud.

schaulichte, daß das Beste im Zustand der Verderbniß zum Schlimmsten ausartet. Indeß auch in den traurigsten Zeiten ging das Ideal nie ganz verloren, sondern leuchtete hie und da im hellstem Glanze. Peter der Ehrwürdige von Clugny klagt, daß in der allgemeinen Interesselosigkeit an den Wissenschaften zu seiner Zeit das weibliche Geschlecht ganz und gar das Streben nach Weisheit aufgegeben habe.[1]) Die Klage des reformeifrigen Abtes kann nicht in ihrer ganzen Strenge genommen werden; es genügt in dieser Beziehung auf Hildegard und ihre Klöster hinzuweisen. Welcher Geistesschwung und welches tiefe und religiöse Leben in Deutschland gegen den Ausgang des Mittelalters hin namentlich in den Klöstern der Dominicanerinnen herrschte, zeigt deutlich Denifles »Blumenlese aus den deutschen Mystikern und Gottesfreunden des 14. Jahrhunderts«. Beim Uebergange aus dem 14. ins 15. Jahrhundert erblühte bei den Dominicanerinnen Italiens durch die Reform der seligen Klara Gambacurta der alte Ordensgeist in neuer Frische.[2])

Der kurze Ueberblick über die meist starkbevölkerten Frauenklöster des Mittelalters genügt zur Erkenntniß, daß die sogenannte Frauenfrage größtentheils hier ihre Lösung fand. Nicht blos fand in allen Ländern ein nicht geringer Theil von alleinstehenden Frauen in den Ordensfamilien eine Heimstätte, von wo aus sie durch Gebet, Arbeit und Unterricht auf die Gesellschaft einwirkten, sondern das weibliche Geschlecht überhaupt erhielt durch diese gottgeweihten Jungfrauen Ansehen, Würde und Vorbild. Dem Stande der unfreien Mägde zumal verhalf das Klosterleben zur Befreiung, da einerseits die Aufnahme ins Kloster auch diesen nicht versagt war und andererseits die Hörigkeit im Kloster aufhörte. Die Erwähnung der hl. Katharina von Siena, die als Angehörige des dritten Orden des hl. Dominicus kein Klosterleben im strengen Sinne führte, würde hier einen geeigneten Uebergang zu den ordensähnlichen Vereinigungen der Frauen bilden, die seit dem 13. Jahrhundert als Beginen- und Tertiarschwestern bekannt sind. Dieselben haben indeß eine so eigenthümliche sociale Bedeutung, daß wir passender denselben einen eigenen Abschnitt widmen, nachdem wir zuvor einen Blick auf die ehelichen Verhältnisse der mittelalterlichen Frauen geworfen haben.

3. Bei den Völkern, welche im Mittelalter die Träger der christlichen Cultur werden, ist, wie bei allen Naturvölkern, die Arbeitstheilung zwischen Mann und Weib eine scharf ausgesprochene Thatsache. Bei den Germanen

---

[1]) Quumque ab his exercitiis (discendarum artium) detestanda desidia totus pene torpeat mundus, et ubi subsistere possit pes sapientiae non dicam apud femineum sexum, a quo ex toto explosus est.... Ep. ad Heloissam, inter Abaelardi opera. Paris. 1849. I. 711.

[2]) Vgl. meine Arbeit: Cardinal Johannes Dominici O. Pr. 1893. S. 13—36.

insbesondere ist sie ein Lebensgesetz. In der deutschen Mythologie tragen die weiblichen Gestalten durchweg den Charakter von Haus- und Herdgöttinnen. Namentlich die hervorragendste unter ihnen, die große Erdgöttin, erscheint als sorgsame und strenge Lenkerin von Haus und Hof, welche den Spinnrocken, die Spille oder die Kunkel als unterscheidendes Symbol trägt. Der Flachsbau und das Spinnen war ihrer Obhut anvertraut. Als Schutzgöttin der Ehe stellt sie das altdeutsche Ideal der Ehefrau dar. Schon in der unleugbaren Verwandtschaft der Worte »weben« und »Weib« gab der Germane deutlich zu erkennen, was der große und mittelalterliche Prediger Berthold von Regensburg († 1272) als Grundsatz aussprach: »Männer sollen streiten, und Frauen sollen spinnen.« Allbekannt ist, daß sogar die Verwandtschaft nach den auszeichnenden Sinnbildern der männlichen nnd weiblichen Berufsbeschäftigung bezeichnet wurde, indem die Verwandten von väterlicher Seite nach dem Schwerte, dem Zeichen des deutschen Mannes, Schwertmagen, die von mütterlicher Spindel- oder Spillemagen hießen.

Ebensowenig bildeten die alten Germanen in der Ansicht eine Ausnahme von den Naturvölkern, daß die Frau in der Ehe zumal in Unterordnung, Mundschaft unter dem Manne stehen müße. Aber auch im Mißbrauche dieser ihrer Stellung stimmten die altdeutschen Männer mit den wilden Völkern aller Zeiten überein, daß sie der Frau allein alle Thätigkeit in der Erhaltung des Hauswesens aufladen. »Der Mann achtet keine Thätigkeit außer derjenigen mit dem Schwerte. Träge liegt er im Frieden auf der Bärenhaut. Schlaf, Trunk und Würfelspiel füllen seine Zeit. Die Sorge für's Feld, Haus und Herd bleibt den Frauen, die mit den Kindern, den Schwachen und Unfreien die Wirthschaft führen. Die Frau ernährte die ganze Familie. Sie war Arbeiterin, Wirthschaftsführerin, Haushälterin und Erzieherin der Kinder zugleich.« In Bezug auf die Eheschließung äußerte sich der Mißbrauch der Herrschaft des Mannes über die Frau in dem unumschränkten Verfügungsrecht über die Hand des Weibes. Der Vormund konnte das Mädchen zur Eingehung einer Ehe zwingen. Das Weib gilt eben auch hier als willenlose Sache, über die der Mann nach Belieben verfügt, für die daher auch, um sie zu erwerben, ein bestimmter Preis beim Brautkauf gezahlt werden muß.[1]) Die Frau hat keinen Anspruch auf die Treue des Mannes, während sie mit dem Leben für den Ehebruch büßen mußte. Vielweiberei und Concubinat ist bei den Vornehmen häufig zu finden. In welcher Weise das Christenthum auf diese Verhältnisse läuternd einwirkte, ist nach dem oben S. 147 fg. über die christliche Auffassung der Ehe Gesagten von vorneherein klar. Den nicht selten vorkommenden Frauenraub

[1]) Weinhold a. a. O. 209 fg.

belegte die Kirche mit dem Banne. Die Hingabe eines Mädchens zur Ehe ohne Rücksicht auf dessen Willen wird eingeschränkt und mit Strafen geahndet. Die longobardischen Gesetze bestimmen bereits, daß derjenige die Mundschaft über ein Mädchen verliere, der dasselbe gegen dessen Willen verlobt. Den Vater und Bruder trifft indeß die Strafe nicht, weil von ihnen nur die beste Fürsorge zu erwarten sei. Angelsächsische, norwegische, oberschwedische und friesische Bestimmungen fordern die Einwilligung des Weibes zur Giltigkeit der Verlobung. Der Brautkauf hört auf oder erhält sich nur als scherzhafter Gebrauch. Trotz des jahrhundertelangen Widerspruches dringt die Kirche streng auf die öffentliche Eingehung der Ehe unter ihrem Segen und sorgt dadurch für den rechtlichen Schutz der Frau. Welche Kämpfe die Kirche gegen die Rohheit der Männer zu Gunsten der wehrlosen Frauen und der Einheit und Unverletzlichkeit des Ehebandes das Mittelalter hindurch bestanden hat, ist aus der Geschichte genügsam bekannt. Die meisten merovingischen Herrscher setzen sich über die Schranken des natürlichen und christlichen Sittengesetzes hinweg und halten sich neben ihrer Frau Concubinen. Gerade dies ist auch die schwache Seite vieler Karolinger.[1]) Lothars II. Verhältniß zu Waldrade und in der Folgezeit Heinrich IV. mit seinen Ausschweifungen und Philipp I. von Frankreich mit seiner Buhlerin Bertrada haben das Papstthum veranlaßt, mit unbeugsamer Energie die heiligen Rechte der Ehefrau und damit der Ehe selbst zu wahren. Hier hat die Kirche allmählig, aber stetig fortschreitend in der That eine Emancipation der Frauen bewirkt, und die Frauen bewiesen sich der Kirche dankbar. Die Behauptung ist kaum übertrieben,[2]) daß es im Mittelalter keinen mit Schande oder Schrecken behafteten Namen gibt, welchen die Tugenden von Frauen nicht auf irgend eine Weise von ungemischtem Abscheu befreit hätten. Wenn das Haupt der Familie sich als unwürdig erwies, so wogen die Eigenschaften anderer Familienglieder, insbesondere von Frauen das Böse wieder auf. Die großartigen Tugendgestalten von fürstlichen Ehefrauen wie Mathilde, Editha, Adelheid, Agnes, Kunigunde, Hedwig, Elisabeth sind die Erfolge dieser Erhebung der Frau. In England zählt man dreißig Könige und Königinnen, die zwischen dem 6. und 8. Jahrhundert ihre Kronen niederlegten, um sich ungestört einem frommen Leben zu widmen. Nur bei einer hohen sittlichen Auffassung der Ehe war dies möglich. Die Auffassung der großen Scholastiker gegen Ende des Mittelalters über Erhabenheit und Würde des Ehesacramentes finden wir gleicherweise in den Predigten. Was

---

[1]) Was Karl d. Großen betrifft, so vgl. man seine Ehrenrettung im Freiburger Kirchenlexikon. 2. Aufl.

[2]) Digby-Kobler, Kathol. Leben im Mittelalter. 2. Bd. 191.

das christliche Volk von der Ehe dachte, bezw. nach dem Unterrichte der Kirche denken sollte, sehen wir aus Bertholds von Regensburg Predigt über die Ehe.[1]) Weit entfernt von der Ehe abzumahnen, drängt der strenge Mönch die dazu Berufenen zur Eingehung derselben. »Es gehen,« beginnt er, »drei Wege zum Himmelreich aus der hl. Christenheit, und wer nicht einen der drei Wege geht, der geht daneben und geht in die Hölle, wo sein nimmer Rath wird von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der eine Weg heißt die heilige Ehe, der andere heißt Witwenthum, der dritte heißt Magdthum (Jungfräulichkeit). Es sei Mann oder Frau, jung oder alt, arm oder reich, edel oder unedel, gelehrt oder ungelehrt: alle die mit der Unehe (Concubinat) umgehen und also naschen von einem zum andern wie ein Vieh, die gehen und fallen von den Wegen allen dreien hinab in die Hölle, wo ihrer nimmer Rath wird. Buße nehme ich aus. Alle die da recht und redlich zur Ehe kommen, die heißen Eheleute, die sind auf dem rechten Wege zum Himmelreich, irret sie anderes nicht. Nun sind der Eheleute die allermeisten, darum will ich die zuerst zum Himmelreich weisen, soweit es die Ehe angeht.«

Indem der Prediger sodann zuerst erklärt, wie man recht zur Ehe kommen soll und die kirchlichen Eheverbote erklärt, bringt er die Unauflöslichkeit der Ehe folgendermaßen drastisch zur Anschauung: »Der fünfte Mensch, den Dir Gott verboten hat zur Ehe, das ist der, welcher einem andern Menschen verbunden ist. Wer immer der Mensch ist, der ein lebendiges Gemahl hat, ist das auch jenseits des Meeres oder wo immer in aller Welt, so lange es lebt, kannst Du nimmer ein anderes nehmen. Es sei gefangen von der Gewalt, (so) daß Du auch wüßtest, daß es Deine Augen nimmer sehen, Du könntest doch kein anderes nehmen, so lange jenes lebt, es sei krumm oder gerad, siech oder gesund. Da spricht Einer, der ein aussätzig Weib (im Hospital) hat, der spricht: »Gott lohne Dir! Erlaube mir eine Andere zu nehmen, daß die Kinder nicht verderben; ich will Dir gerne um so besser thun«. Darauf antwortet sie (die aussätzige Ehefrau): »Ja, ich will Dir gerne eine andere erlauben, auf daß Du mir desto besser thust und daß auch die Kinder desto besser versehen werden«. Wie, Du Aussätzige! Welcher Teufel hat Dir die Gewalt gegeben, daß Du ihm eine andere erlaubtest? Das könnte der Papst nicht thun. Oder welcher Teufel hat Dich zum Papst gemacht? Wie sehr Du auch zerfallen bist, will er nicht enthaltsam sein, so muß er zu Dir oder er muß ein Ehebrecher werden, daß seiner Seele nimmer Rath wird, und nimmt er eine andere, dieweil Du lebst, so oft er mit ihr sündet, so oft hat er seine Ehe gebrochen und eine über-

[1]) Die Predigten des Franziskaners Berthold v. R. Herausgegeben von Göbel. 1851. II. 1 fg.

aus große Hauptsünde gethan«. Die Sittlichkeit im Ehestande legt er dar, indem er sich selbst den Einwurf macht: »Bruder Berthold, nun sprichst Du: die Frau soll dem Mann unterthänig sein, soll ich dann nicht thun mit meiner Hausfrau, was mich gut dünket und wie ich will?« Nein, nein, so lieb Dir das Himmelreich ist. Dein Messer ist auch Dein eigen Messer; damit sollst Du ihr doch die Kehle nicht abschneiden, denn so hättest Du Leib und Seele verwirkt, wie sehr auch das Messer Dein eigen ist. Du sollst auch den Schinken am Charfreitag nicht schneiden und essen, wie auch der Schinken Dein eigen sei und wenn er Dir auch vor dem Mund läge. Wie auch Deine Hausfrau Dein eigen sei und Du ihr eigen, so sollt Ihr doch nicht solche Dinge mit einander haben, damit Ihr verbannt werdet vom Himmelreich; wenn Ihr halt (auch) so lieb einander seid, daß Ihr einander essen möchtet vor Liebe, Gott und Eure Seele soll Euch fürwahr hundertmal lieber sein ... Du sollst,« mahnt er weiter, »Deines Gemahles pflegen mit reiner Treue an dem Leibe; Du sollst es gerade halten, wie Dich selber. Das hat Gott bezeugt, da er Eva schuf. Da nahm er eine Rippe von Adam bei dem Herzen. Er nahm es nicht von dem Haupte, das Bein, daraus er Eva bildete; er nahm es auch von den Füßen nicht. Damit hat Dir Gott gezeigt, daß keines das andere verschmähen soll um eines Gebrechen wegen. Du sollst auch nicht gute Kleider tragen und sie die schlechten; Du sollst sie gerade so würdig halten wie Dich an Kleidern, an Essen und an Trinken denn sie hat Gott von Deinem Herzen genommen, darum soll sie Dir nahe sein. Alle, die ihres Gemahles nicht pflegen mit reiner Treue am Gut und am Leibe und an der Seele, die haben nichts zu thun mit dem Himmelreich«. Solch große Ehre und solch hohen Lohn im Himmelreich verspricht Berthold den Eheleuten, »die Zucht und Maß halten, daß nimmer ein Mund es sagen kann; irret sie keine andere Sünde, so haben sie unsägliche Freude im Himmelreich«.

Diese mittelalterliche Mahnung zur Heilighaltung des Ehestandes sehen wir durch die heil. Elisabeth von Thüringen († 1231) und ihren Gemahl Ludwig in die That übersetzt. »Fromm, keusch und ehrlich« war der Wahlspruch Ludwigs, den die junge Gemahlin ihren Bruder nannte. Als sie eines Tages bei ihm das Kreuz sieht, das als Zeichen des Gelübdes zu einem Zuge ins heilige Land den Rittern gegeben wurde, sinkt sie beim Gedanken an die Trennung ohnmächtig zusammen. Der Landgraf spricht ihr Trost zu mit dem Worte: »Ich mache den Kreuzzug mit aus Liebe zu Jesus Christus; Du wirst doch nichts dagegen haben, wenn ich für Gott das nämliche thue, was ich für Kaiser und Reich thun müßte.« »Lieber Bruder,« erwiderte Elisabeth nach langem Weinen, »wenn es nicht wider Gott ist, so bleib bei mir,« und auf seine Entgegnung: »Ich kann nicht,

gönne mir, daß ich hinfahre, ich habe es gelobt«, antwortet sie: »Gegen Gottes Gebot will ich Dich nicht zurückhalten, ich habe mich und Dich zum Opfer gebracht; ziehe fort im Namen Gottes«. Solcher Gattenliebe entspricht das Wort, das Elisabeth bei der Nachricht vom Tode ihres Gemahls ausstößt: »Ach Herr Gott, jetzt ist die ganze Welt und Alles, was sie Liebes hat, todt für mich.« Als Tertiarin des Franciscanerordens betrachtet die junge fürstliche Witwe die Armuth als eine hohe Gnade Gottes und bringt die übrige Lebenszeit voll Prüfungen mit der Erziehung ihrer Kinder und in der Pflege der Armen und Kranken hin. Als sie 24jährig starb, klagte das ganze Land, man habe die Mutter verloren. Die Verehrung, welche das deutsche Volk von da an dieser Frau zu Theil werden ließ, hat den bekannten Historiker Leo[1]) zu dem Ausspruche veranlaßt, daß, wenn die Erinnerung an dieses edle, reine, christliche Leben je ganz in der Nation erlöschen sollte, man Germaniens Wappen zerbrechen und ihm ins Grab nachwerfen müsse. Schweiger-Lerchenfeld[2]) bekundet große Undankbarkeit gegen das Christenthum und wenig historischen Sinn, wenn er über Elisabeth also schreibt: »Im Entsagen und Aufopfern hat das zarte Geschlecht auf deutscher Erde in allen Zeiten Großes geleistet und das herrlichste Vorbild solcher Tugend ist die »heilige« Elisabeth von Thüringen. Sie war keine Heilige im kirchlichen Sinne, sondern deshalb mit diesem Namen belegt, weil sie opferwillig und aus ganz freier Wahl zu einem Leben sich entschloß, das von den Haupttugenden des wahren Christenthums — Nächstenliebe und Demuth — ganz und gar erfüllt war.« Niemand würde mehr gegen diese Worte protestiren als eben die heilige Elisabeth; sie würde laut bekennen, daß sie ihre Nächstenliebe und Demuth einzig und allein der Kirche verdanke, in der sie Christum den Gekreuzigten kennen und lieben gelernt hatte. Nicht aus dem Deutschthum hat die aus Ungarn stammende Elisabeth ihre Tugenden geschöpft, sondern aus dem Christenthum, das in Italien die heil. Francisca von Rom im 15. und in Frankreich die heil. Francisca von Chantal im 17. Jahrhundert zu derselben Tugendhöhe führte.

Die Mutterwürde einer Frau hängt ab von der Fähigkeit und dem Eifer zur Erziehung ihrer Kinder. Wie das Alterthum die christlichen Frauen in dieser Beziehung bewunderte, wurde oben erwähnt. Das christliche Mittelalter hat nicht weniger verehrungswürdige Mütter hervorgebracht. Das Handbüchlein, welches Dhuoda (Dodana) die Gemahlin des Herzogs Bernhard von Aquitanien, für ihren sechzehnjährigen Sohn in den Jahren 841—843 geschrieben hat, zeigt uns das Ideal einer christlichen Mutter.

---

[1]) Deutsche Geschichte. III. 717.

[2]) Das Frauenleben der Erde. 617.

Tiefe Religiosität ist hier mit zärtlichster Mutterliebe und gründlicher Geistesbildung vereinigt. Unter den 72 Capiteln, in denen sie den Sohn zur Gottesliebe, zur Ehrfurcht vor dem Vater, zur Treue gegen den Kaiser, zur Achtung der Priester, zum Gebete für die Verstorbenen, zur Flucht vor der Sünde und zur Uebung der christlichen Tugenden anleitet, nehmen die Ermahnungen zur Furcht und Liebe Gottes mit herzgewinnender Demuth den meisten Raum ein. Man staunt über die Kenntniß der heil. Schrift, der Väter und der heidnischen Schriftsteller bei dieser Frau. Sie ermahnt auch ihren Sohn über den weltlichen Sorgen die Anschaffung möglichst vieler Bücher nicht zu vergessen.[1])

Im vorausgehenden Jahrhunderte hatte Alcuin († 804) an den jungen König Egfried von Mercien geschrieben[2]): »Sei eingedenk, von welchen Eltern Du stammst. Lerne von ihrem Beispiele: Vom Vater die Würde, von der Mutter die Frömmigkeit; von jenem Dein Volk zu regieren durch Gerechtigkeit, von dieser, Mitleid zu üben gegen Unglückliche durch Barmherzigkeit; von beiden die Andacht des christlichen Glaubens, den Ernst des Gebetes, Freigebigkeit im Almosengeben und Mäßigkeit des ganzen Lebens«.

Beim Uebergange aus dem 14. ins 15. Jahrhundert aber, am Ende des Mittelalters, sehen wir diese Aufgabe der christlichen Mutter ebenso erhaben, nur noch umfassender in classischer Weise geschildert von dem Dominicaner Johannes Dominici in dessen »Regel zur Leitung der Familie« an die edle Florentinerin Bartholomäa Alberti,[3]) die von Reumont als Typus »der Frau des ausgehenden Mittelalters« geschildert worden ist. Abt Wiberts von Nogent († 1124) fromme Erinnerungen an seine Mutter wurden oben S. 88 erwähnt.

Der Einwirkung des Christenthums sind die mittelalterlichen Bestimmungen zu verdanken, welche die Ehefrau der niederen Stände mehr und mehr von jenen Arbeiten entlasteten, die ihr die Erfüllung ihrer Hauptpflichten im Hause erschwerten.[4]) In den Hofrechten ist auf die Frauen der Hörigen stets gebührende Rücksicht genommen. Nach dem Ramspacher Weisthum ist die Frau wohl schuldig, ihrem Manne zu helfen, wenn er seine Frohnarbeit leistet, aber erst, nachdem sie ihre Kinder daheim versorgt

[1]) Migne P. L. 106 col. 109 fg. Eine vorzügliche Uebersetzung dieses Handbüchleins mit vortrefflicher Einleitung hat P. Gabriel Meier im 3. Bande der Kunz'schen »Bibliothek der kath. Pädagogik« (Freiburg 1890, S. 52—104) geliefert.

[2]) Bei Jaffé, Bibl. rer. German. VI. 266.

[3]) Vgl. Rösler, Cardinal Joh. Dominici. 1893. S. 187.

[4]) Vgl. »Hist.-pol. Blätter«. 108. S. 419—428.

hat, und Abends ist es ihr erlaubt »desto zeitlicher wieder heimzugehen, damit sie ihre Kinder und ihr Vieh versorgen möge.« Hatte in Wiltingen ein Mann seine Frau mit Getreide zur Bannmühle geschickt, so soll, falls sie zu ihren Kindern nach Hause gehen muß, der Müller die Mühle zusperren und der Frau den Schlüssel geben. »So möge die Frau zu ihrem Haus gehen und ihre Sachen und ihre Kinder bestellen und dann wieder zur Mühle kommen; sollte inzwischen die Mühle brechen, so soll der Müller den Schaden zahlen ohne Belästigung der Frau«. In Walmünster durfte die Frau ihr Kind und die Magd, welche das Kind hütete, zur Frohn mitbringen, und dort sollen Magd und Kind alles erhalten wie die Frohnleute.

Besondere Fürsorge war für die Frauen getroffen, die sich in gesegneten Umständen befanden oder mit der Ernährung ihrer Neugeborenen sich befassen mußten. Der Bischof Johann von Bethune bestimmte in den Statuten für das St. Johannesspital im J. 1211, daß außer den Kranken auch schwangere Frauen und Findelkinder aufgenommen werden sollten; doch solle in solchen Fällen mit großer Vorsicht verfahren werden, damit unehelichen Geburten nicht Vorschub geleistet werde. In dem um 1236 gegründeten Liebfrauenspital zu Alst in Belgien, fanden gleichfalls Schwangere Zuflucht, aber nur verheirathete. Viele Weisthümer gestatteten gesegneten Frauen ein Nutznießungsrecht, das uns in Staunen setzt. Nach dem Rebenweisthum von Twann am Bielersee vom Jahre 1426 soll der Aufseher einer Schwangeren drei Trauben verabreichen, wenn sie beim Vorübergehen darnach verlangt. Andern Bestimmungen zufolge stehen das Wild in den Wäldern und die Fische im Flusse solchen Personen zu Gebote, während für jeden andern, der ohne Erlaubniß jagt oder fischt, schwere Strafen festgesetzt sind. Von den Zinshühnern waren die Familien mit einer Wöchnerin frei. »Wenn die Frau eines Mannes ins Kindbett kommt,« heißt es im Weisthum von Herbstein in Oberhessen, »der Mann aber zu Herrendienst Mühlsteine führen sollte, so soll er die Pferde ausspannen und seine Frau pflegen, damit sie seinen jungen Erben desto besser aufbringen und säugen könne.«

4. Besonderes Interesse für unsere Zeit hat die Frage: Wie erging es im Mittelalter jenen alleinstehenden Frauen der niederen Stände, die weder in einem Kloster Aufnahme suchten oder fanden, noch auch sich verehelichen konnten oder wollten? In dieser Beziehung lassen sich deutlich zwei Perioden unterscheiden, deren Grenze das 12. und 13. Jahrhundert bildet.[1])

Für die unfreie Magd der alten Germanen gab es weder Eherecht noch Erwerbsrecht. Die Grundsätze des Christenthums, das vor Gott keinen

[1]) Dem Folgenden liegt vorzugsweise die bereits citirte Arbeit von Norrenberg zu Grunde.

Unterschied zwischen Herr und Diener, Frau und Magd kennt, wirkten hier befreiend, und die Bußbücher und Concilsbeschlüsse der ersten Jahrhunderte des Mittelalters zeigen, wie die Kirche der Magd und der Arbeiterin Recht zu verschaffen suchte. Hatte ein Herr seiner leibeigenen Magd Gewalt angethan, so wurde sie dadurch frei und er mußte ein Jahr bei Wasser und Brod Kirchenbuße thun. Die Bestimmungen des Wormser Concils von 868 schützten die Mägde gegen die Mißhandlungen ihrer Frauen.

Der Frau überhaupt, und namentlich den unfreien Mägden lag bei den alten Deutschen der gesammte Ackerbau und die Herstellung der Kleidung, das Weben im weitesten Sinne ob. Mit der Einführung des Christenthums fand bis ins 13. Jahrhundert eine fortschreitende Entlastung der Frauen von schweren Arbeiten statt. Immerhin war und blieb der Kreis der weiblichen Arbeiten ein größerer als heute. Das Mehlmahlen, Backen und Bierbrauen, die Herstellung der Kleidung blieb den Frauen überlassen, wogegen das Kochen vielfach eine Beschäftigung der Männer bildete. Die mittelalterliche Haushaltung beschäftigte daher mehr weibliche Hände als die heutige. Bei dem Familiensinn aber, der den Deutschen eigen ist und der sich bei den Slaven noch stärker zeigt, fanden elternlose, alleinstehende Mädchen und Witwen leicht in einem Hause für Lebenszeit Unterkunft und wurden Familienglieder. Die einfachen Verhältnisse der Alpenländer mit ihren weit auseinander liegenden Bauernhöfen haben bis in die letzte Zeit diese Uebung bewahrt. Bis zu einem gewissen Grade sind sie die Miniaturbilder der frühmittelalterlichen großen Herrenhöfe, in denen Arbeiterinnen zu Hunderten beschäftigt waren. Eigene Frauenhäuser, die mit dem Namen Schrein oder Genecium in den Gesetzen bezeichnet werden, und in Arbeits- und Wohnhäuser eingetheilt waren, bildeten einen Theil der mittelalterlichen Meierhöfe. In diesen Genecien standen die Mädchen nur unter der weiblichen Aufsicht von Meisterinnen und waren von den Wohnungen und Werkstätten der Männer streng geschieden. Verheirathete sich ein zum Hofe gehöriges Mädchen ihrem Stande gemäß an einen Hörigen, so änderte sie nur die Wohnung im Genecium, aber nicht das Arbeitshaus, wo sie zur Arbeit sich einfinden mußte. Dabei war jedoch nach dem oben Gesagten auf ihre häuslichen Pflichten entsprechende Rücksicht genommen. Der mittelalterliche Grundherr bildete so als Arbeitgeber mit allen seinen Arbeitern und Arbeiterinnen eine große Familie.[1]) Für die unverheiratheten Arbeiterinnen war und blieb durch die Zugehörigkeit zu

[1]) Den gelehrten Aberglauben von einem Jus primae noctis der mittelalterlichen Grundherren, der in Europa erst seit dem 18. Jahrhundert bekannt wurde, brauchen wir nach der Monographie von K. Schmidt, Jus primae noctis, Freiburg 1881, nicht mehr zu widerlegen.

dieser Familie für Lebenszeit gesorgt. Dabei sah die hörige Arbeiterin, ob verheirathet oder nicht, auch die Frau des Hauses oft dieselbe Arbeit verrichten. Carl der Große ließ seinen Töchtern nicht blos eine höhere geistige Bildung geben, sondern hielt sie auch zu Woll- und Spinnarbeiten an. Die Trauerkleider, welche Kunigunde nach dem Tode ihres Gemahls Kaisers Heinrich II. trug, hatte sie selbst gewebt. Die Lage der unverheiratheten Arbeiterinnen während der Hofverfassung ist hiernach jener der Nonnen in den Klöstern sehr ähnlich. Die Eintheilung der Zeit in Gebet und Arbeit war dem Volke im Mittelalter so eingeprägt, daß Haus und Kloster sich überall ähnelten. Im Leben der heil. Christina von Belgien wird erzählt, daß beim Tode ihrer wohlhabenden Eltern (um 1165) die drei zurückgebliebenen Schwestern beschlossen, nach klösterlicher Weise zu leben. Die älteste sollte dem Gebete obliegen, die zweite die Hauswirthschaft besorgen, die dritte, Christina, das Vieh auf die Weide führen.

Mit dem Uebergange aus dem 12. ins 13. Jahrhundert wurde die Stellung der Arbeiterinnen in ihrer Grundlage verändert durch die Ausbildung der Handwerkerzünfte oder der Zunftverfassung und das allmälige Verschwinden der Lehensverfassung. Hierin liegt der Hauptsache nach ein Fortschritt zu Gunsten der Frauen, wenn auch der Übergang manches Ungemach brachte. Die Handwerksgenossenschaften der Städte verdrängten die frühere Industrie auf dem Lande. Eine Folge hiervon war die Beschränkung der Frauenarbeit. Im Frohnhofe hatten die Frauen als Arbeiterinnen eine selbständige Stellung eingenommen und im eigenen Arbeitsraum unter eigenen Meisterinnen unabhängig vom männlichen Gesinde in der Gewand-Industrie ihr eignes Arbeitsfeld bestellt. Die Handwerkszünfte nöthigten die Frauen, in der Werkstatt Gehilfen des Mannes zu werden oder selbständig zu Vereinen nach Art der Zünfte zusammenzutreten, um so gleichsam die früheren Frauenhäuser fortzusetzen. Seit dem 12. Jahrhundert war zudem die Weberei ein eigenes Männergewerbe geworden, wobei den Frauen nur die Vorrichtungsarbeiten blieben.[1]) Ebenso entzog die Schneiderzunft den Frauen, die ehedem sämmtliche Bekleidung für Männer und Frauen hergestellt hatten, ein großes Arbeitsgebiet. Unter diesen Umständen that sich ein großer Theil der Arbeiterinnen, namentlich der unverheiratheten, zur Wahrung der Unabhängigkeit den Zünften gegenüber zu eigenen Vereinen, sog. Samenungen, zusammen. Drei bis acht und noch mehr solcher Frauen führten einen gemeinschaftlichen Haushalt. In der Folge gelangten diese Vereine mehr und mehr zu fester Organisation. Den Angehörigen dieser Vereine legte man verschiedene Namen bei. Von ihrer Aehnlichkeit mit den frühern Genecien heißen sie in Deutschland Selschwestern,

[1]) Bücher, Die Frauenfrage im Mittelalter. 1882. S. 12 fg.

in den Niederlanden Beginen (Bekinen), welch' letzterer Name in der Folge der herrschende wurde.

»Der Name Begine ist unzweifelhaft (?) ein Spottname, welcher den jungfräulichen Mitgliedern dieser Einigungen beigelegt wurde«.[1]) Die Zahl dieser Vereinigungen und Schwestern wurde bald sehr groß. In Köln wurden von 1252 bis 1452 über 100 Beginenconvente gegründet. Die genannte Veränderung der wirthschaftlichen Verhältnisse und der durch die Kreuzzüge hervorgerufene Mangel an Männern erklärt die auffallend große Anzahl solcher alleinstehender Frauenspersonen. Noch im Ausgang des Mittelalters ist die Ueberzahl der Frauen gegenüber den Männern in den Städten bedeutend.

Reiche Leute kamen diesen Beginenhöfen fördernd entgegen durch Stiftung der sog. Gotteshäuser, die solchen alleinstehenden Frauen ein gemeinschaftliches Leben und Obdach ermöglichen sollten. Wie die Zünfte religiösen Charakter trugen, so noch mehr die Beginenhöfe. Unter selbstgewählten Meisterinnen pflegten sie Gebet und Arbeit nach bestimmten Regeln, ohne gerade Ordensgemeinschaften zu bilden. Sie waren und blieben eben mittelalterliche Frauenasyle, »welche dem unbeschützten, auf der Hände Arbeit angewiesenen Theile des weiblichen Geschlechtes Aufnahme boten und sittlichen Schutz mit industrieller Beschäftigung verbanden«. Keine Schwester durfte ohne Erlaubniß der Meisterin ausgehen und nie allein, sondern stets zu zweien, weder vor Sonnenaufgang noch nach Sonnenuntergang, außer die Vorsteherin hatte es auf einen wichtigen Grund hin gestattet. In den Hausordnungen werden die Beginen regelmäßig »Kinder« genannt. Im Geiste des christlichen Mittelalters wurden eben alle diese Vereinigungen als Familien betrachtet. Die Bettelorden nahmen sich ihrer Förderung und Leitung besonders an. Die Regel des dritten Ordens des hl. Franciscus wurde größtentheils die Lebensregel der Beginen, die auf diese Weise vielfach mit den Tertiarschwestern eins wurden. In derselben Weise kommen sie an andern Orten unter den Gehorsam der Dominicaner, und der Predigermönch Friedrich von Erstein wird als Verfasser ihrer ersten Statuten von 1267 genannt, die wohl nichts anderes sind als die Regeln des dritten Ordens des hl. Dominikus. Ihre Loslösung vom Pfarrverbande, die häufig den Aerger des Seelsorgeclerus hervorrief, zeigt, welchen Werth man seitens des römischen Stuhles diesen Verbindungen beilegte. In späterer Zeit widmeten sich die Beginen vorzugsweise der Krankenpflege und andern Werken der

[1]) Mit dieser Behauptung tritt Norrenberg (a. a. O. 50) den gelehrten Bemühungen entgegen, den Namen von der heil. Begga oder dem Priester Lambert le Beghe in Lüttich als Stiftern herzuleiten. Vgl. Freiburger Kirchenlexikon, 2. Aufl., unter »Beguinen«. Bebel (Die Frau 55) spricht von sog. „Bettinenanstalten" (!).

Barmherzigkeit.[1]) Wo christliche Jungfrauen sich zusammenfinden, da wird von selbst der Trieb zur Pflege der Nächstenliebe erweckt. Die Privilegien und Bestimmungen der einzelnen Städte, wodurch die Rechte der Beginen gegen die Zunftmeister geschützt und umgrenzt werden, beweisen indeß, daß sie der Hauptsache nach Arbeiterinnenvereine waren. Die spätere Erschlaffung der Zucht in den Beginenhöfen brauchen wir hier nicht zu besprechen. Zu betonen aber bleibt, daß die Beginenvereine mit ihrer außerordentlichen socialen Bedeutung eine unmittelbare Folge der Erhebung der Frau durch das Christenthum waren. In so selbständiger Weise und mit so glänzendem Erfolge vertheidigen die Beginen, von der Kirche unterstützt, ihr Recht auf Arbeit, daß die mittelalterliche Frauenfrage gelöst erscheint und der Frau die ihr gebührende Würde gewahrt ist. Uebrigens erhielten die alleinstehenden Frauen nicht blos in den genannten Vereinen eine gewisse Selbständigkeit, sondern sie fanden auch als Mitglieder in den Zünften Aufnahme. »Wer Webermeister oder Meisterin ist,« heißt es in einer Münchener Rathsverordnung aus dem 14. Jahrhundert, »der soll haben, ob er will, einen Lernknecht und eine Lerndirne und nicht mehr«. Auch in der Heilkunde traten die Frauen selbständig auf. Zwischen 1389 und 1497 konnten 15 Aerztinnen mit Namen nachgewiesen werden.[2]) Bedenken wir hierneben, wie man im Mittelalter bemüht war, durch fromme Stiftungen armen Mädchen zur Eingehung einer passenden Ehe zu verhelfen,[3]) so muß zugegestanden werden, daß für die alleinstehenden Frauen genügend gesorgt war. Aus tiefster Erniedrigung war die Arbeiterin durch die Kirche zu einem menschenwürdigen Dasein erhoben worden.

5. Von der Stellung der Frau im christlichen Mittelalter zu reden ist unmöglich, ohne das Ritterthum mit seinem Frauendienste und seinen Minnensängern zu erwähnen. Dem fränkisch-germanischen Wesen war, wie oben bemerkt, der Gedanke, daß der Mann über das Weib gesetzt sei, außerordentlich tief eingeprägt. Das Christenthum konnte und wollte seinen Grundsätzen gemäß in der Hauptsache hieran nichts ändern; es bekämpfte aber entschieden den Mißbrauch der Autorität gegenüber dem Weibe und erhob hiedurch allmälig den Mann zur segensreichen und würdevollen Entfaltung seiner Kraft. Bekämpfung des Unrechtes und Beschützung des Schwachen ist eine naturgemäße Pflicht des mit Kraft und Ansehen bekleideten Mannes. Hierin liegt die Mannhaftigkeit, welche das Wesen des Ritterthums ausmacht.

---

[1]) Vgl. Ratzinger, Gesch. der kirchlichen Armenpflege. 2. Aufl. 1884 S. 324.

[2]) Bücher a. a. O. S. 17.

[3]) Vgl. Wassermann, Die Aussteuer armer Jungfrauen im Mittelalter, Katholik 1891. S. 432—440.

In dem deutschen Manne fand das Christenthum die Anlage hiezu in ausgezeichnetem Grade vor, und da Christus nach der eigenen Versicherung »das Schwert gebracht hat«, und jeder Christ zum geistigen Kampfe, zu einem geistigen Ritterthum verpflichtet ist, so fand es gerade bei den fränkischen und deutschen Männern williges Entgegenkommen, wenn ihnen auch das Verständniß für diesen geistigen Kampf nur allmälig aufgieng. Den Beweis hiefür sehen wir in dem herrlichen altsächsischen Epos, im Heliand, dessen neubekehrtem Verfasser, mit Simrock zu reden, »vor tausend Jahren gelungen ist, was Klopstock wollte und nicht vermochte.« Der Heliand ist das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum. Christus, »in dessen Gewalt der Königreiche Kraft und des Kaiserthums und das letzte Weltgericht steht,« ist hier »aller Könige kräftigster«, der große und oberste Kriegsherr. Das Kind in der Krippe wird genannt »der liebe kleine Mann«. Die Apostel sind »die Recken, mit denen Christus zur Versammlung geht, wo er zu Rathe sitzt«; an ihrer Spitze ist »der schnelle Schwertdegen, der Degen bester und beherztester, der weltberühmte Fürst Simon Petrus«.[1])

Aehnlich ist es in dem altfranzösischen Rolandsliede, das einen neubekehrten Normannen bald nach dem Jahre 1000 zum Verfasser hat, wenn auch im Heliand eine tiefere Erfassung des christlichen Geistes vorliegt.[2]) Wenn also auch das Ritterthum in seiner vollen Entwicklung in den Ritterorden von 1100 an datirt wird, so besteht es doch schon unter Carl dem Großen in deutlicher Ausbildung. Man darf es bezeichnen als die vom Christenthum geadelte Mannhaftigkeit. Daß es nur dem Deutschen eigen ist, kann ebenso wenig behauptet werden, als daß es »wie durch einen Zauberschlag« durch fremden, keltischen und provencalischen Einfluß in Deutschland eingeführt worden sei.[3]) Es nimmt je nach dem Volkscharakter verschiedene Gestalt an. Das eidliche Versprechen des Knappen, der mit einem Schwertschlage in den Ritterstand erhoben wurde, ging dahin, die Religion, ihre Diener und Gotteshäuser, Schwache, Witwen und Waisen, unschuldige Frauen und ihren guten Namen zu vertheidigen und gegen Ungläubige zu kämpfen. Hiemit war der Ritter der pflicht- und rechtmäßige Vertheidiger der Frau und ihrer Ehre. Mag auch die altgermanische Frauenverehrung vielfach nur in falscher Auffassung als schönes Vorurtheil existiren[4]),

[1]) Vgl. die classische und begeisterte Schilderung bei P. Albert M. Weiß, O. P. Apologie III. S. 383 fg.

[2]) Vgl. desselben Abhandlung über die Entwicklung des christlichen Ritterthums in dem histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft 1380. S. 114. fg.

[3]) Vgl. Weiß, Weltgeschichte 2. Aufl. III. S. 917 fg. und P. Albert O. P. M. Weiß, Apologie 2. Aufl. I. S. 455.

[4]) Vgl. Weinhold a. a. O. S. 149.

so kann den hochbegabten alten Deutschen doch eine edle Hochschätzung keuschen Sinnes und weiblicher Ehre und Zucht nicht abgesprochen werden. In dem christlichen Ritterthume kam diese Anlage zur Ausbildung. Keusche Liebe und Hochachtung vor den Frauen insgemein war daher zu ritterlicher Gesinnung unentbehrlich. In dem Worte »Minne«, das bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts noch überwiegend ein geachtetes Wort ist und anfänglich »als Hausgenosse der Keuschheit und Treue« bezeichnet wird, fand diese Beziehung zum Frauengeschlechte ihren Ausdruck. Das christliche Mittelalter setzte daher beim Ritter und dem tadellosen Manne überhaupt Selbstbeherrschung und keusche Gesinnung als selbstverständlich voraus. Bezüglich der schwersten Probe, auf die ein Mann in dieser Beziehung gestellt werden könnte, sagt deshalb Hartmann von Aue:[1])

»Der'n weiz niht daz ein biberbe man
sich alles des enthalten kan,
des er sich enthalten wil.

Man hatte also noch zur Zeit, als die reinste Blüte des Ritterthums bereits vorüber war, vom »biderben (braven) Manne« eine andere Meinung als die feigen Sclaven der Sinnlichkeit von sich selbst (Vgl. S. 58) »Biderbe« gerade in diesem Sinne zu sein, wurde dem jungen Ritter eingeprägt, wenn er den Ritterschlag unter den in Deutschland üblichen Worten erhielt:

»Zu Gottes und Mariens Ehr'
Empfange dies und keines mehr;
Sei kühn, biderbe und gerecht
Besser Ritter denn Knecht.«

Den Glanz der Frauenehre, zu dessen Schutze sich der Ritter verpflichtete, sieht der Christ am hellsten strahlen in der »reinen Magd« Maria. Der ritterliche Verfasser des Heliand führt die Gottesmutter in sein Epos ein als »die Edle, die minnigliche Magd, Maria geheißen, eine züchtige Jungfrau«, und preist sie in seinem keineswegs wortreichen Liede als »aller Jungfrauen schönste, die holdseligste Frau, der Weiber schönste, die Zierde der Frauen.« Nie wird Maria ohne ehrenvolles Beiwort, das namentlich ihre Jungfräulichkeit hervorhebt, genannt. Das Wort Christi vom Kreuze an Johannes umschreibt er also:

»Er befahl dem Johannes sie gut zu pflegen,
Sie milde zu minnen wie eine Mutter,
Die Unbefleckte. In seine Obhut nahm er sie
Mit lauterm Herzen, wie sein Herz ihm gebot.[2])

---

[1]) Iwein 6579 fg. herausgeg. von Bech. Allerdings setzt er gleich hinzu: weiz got der'n ist aber niht vil.

[2]) Uebers. von Simrock 1856 S. 259.

Zur selben Zeit als Robert von Abrissel diese Worte seinem Orden zu Fontrevaud gleichsam als Grundlage gab (vergl. oben S. 165), brachte auch das Ritterthum durch besonders große Marienverehrung seine pflichtmäßige Hochschätzung der Frauenehre zum Ausdruck.

Gerade der deutsche Ritterorden war in seinem Ursprunge (1128) mit seiner der heiligen Jungfrau geweihten Kapelle bei dem ersten deutschen Spitale zu Jerusalem ein Marienorden, und als er 1190 seine Vollendung erhielt, nannten sich seine Mitglieder »Brüder des Hospitals unserer lieben Frau der Deutschen zu Jerusalem«. Der innige Zusammenhang des christlichen Ritterthums mit der Marienverehrung, in der die Hochschätzung der Frau gipfelte und auch ihren Ursprung nahm, steht somit außer Zweifel. Bis zum Ausgange des Mittelalters entstehen denn auch in den christlichen Ländern jene Mariendichtungen, in denen insbesondere die Deutschen sich auszeichnen. Im hohen Norden dichtet der Augustiner Eystein Asgrimsson in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts seine »Lilie«[1]). In Italien legt Dante im letzten Gesange seiner »göttlichen Comödie« dem ritterlichen Kreuzzugsprediger Bernhard jenes wunderbare Gebet zu Maria in den Mund. In Deutschland erscheinen die vielen Mariendichtungen, unter denen die des Wernher von Tegernsee († 1197), des Karthäusers Philipp von Seiz, (um 1250) des Walther von Rheinau und »die goldene Schmiede« Konrad's von Würzburg († 1287) allbekannt sind. Insoweit die Minnelieder zum Lobe der Frauen jener Zeit denselben Geist athmen und die wahre Würde der Frau zum Gegenstand haben, sagt Barthel[2]) von jener Zeit mit Recht: »Nie hat weder vorher noch nachher in der Männerwelt das Bewußtsein von der höheren, edleren Seite der menschlichen Natur im Weibe und demgemäß jene zarte Scheu vor der innigen Tiefe und unantastbaren Reinheit des weiblichen Gemüthes solche Herrschaft gewonnen.«

Das Mönchthum ist seinem Wesen nach mit dem Ritterthum geistig verwandt, da der Mönch den schwersten Kampf gegen sich selbst um die höchsten Güter zu seiner besonderen Lebensaufgabe gemacht hat. Damals trat diese Verwandtschaft deutlicher wie je hervor. Der Ordensritter mit seiner feierlich gelobten Verpflichtung zur Armuth, Keuschheit und Unterthänigkeit ist wahrer Mönch im Ritterkleide, und der Mönch mit den gleichen Verpflichtungen war Geistesritter im Mönchshabit. Daher auch in beiden die gleiche züchtige Hochschätzung der Frauen.

---

[1]) Vgl. Al. Baumgartner S. J. Die Lilie. Irländische Mariendichtung von Eystein Asgrimsson 1884.

[2]) Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im M.-A. 1857, bei Weiß, Weltgeschichte 2. Auflage III. 2. 919.

Neben den Mönchen des frühen Mittelalters sahen wir oben die gottgeweihten Jungfrauen. Zur Zeit des Ritterthums erobert Franz von Assisi, an dem Görres den Charakter eines Troubadour nachgewiesen hat, die Welt für die Armuth Christi, die er seine Braut nennt, und aus dem Predigerorden bekennt es der ritterliche Heinrich Seuse als seine Gewohnheit, allen Frauen gern Zucht und Ehre zu bieten um der zarten Mutter Gottes vom Himmelreich willen.[1]) Der schon genannte Karthäuser Philipp sandte sein Leben Mariä den Brüdern vom deutschen Hause, die er lange auserkoren, weil sie Maria ehren und den christlichen Glauben ausbreiten.

Diese ritterliche wie mönchische Vertheidigung und Verehrung des Frauengeschlechtes hatte indeß die christliche strenge Zucht und Wachsamkeit zur Grundlage, ohne die sie in sinnliche und verderbliche Liebelei ausgeartet wäre. Daher geht mit der Hochschätzung der Frau stets Hand in Hand die Mahnung, sich vor den Gefahren zu hüten, die der Verkehr mit Frauen in sich birgt. Der hl. Antonin († 1459), der beim Uebergange in die neue Zeit den Geist des Mittelalters noch voll und ganz offenbart, hat in den Briefen an »seine fromme Dada« (Diodata degli Adimari), »seine theuerste Tochter in Jesus« bewiesen, wie viel eine edle Frau ihm werth sei.[2]) Gleichwohl spricht er in seiner theologischen Summa zuweilen in einer Weise von den Frauenuntugenden, die manches in der Demuth nicht ganz erprobte Frauenherz mit einigem Unmuth erfüllen könnte. Antonin ist, wie alle bewährten Lehrer der christlichen Sitte des Mittelalters und der späteren Zeit, hierbei nur dem Beispiele des christlichen Alterthums gefolgt. Mit welchem Lobe sprechen Hieronymus und Chrysostomus von den Frauen und doch wie eindringlich warnen sie vor dem vertraulichen Umgange mit ihnen und wie scharf geißeln sie ihre natürlichen Schwächen! Der Weltapostel ist mit seinen Mahnungen (I. Tim. 5, 11) allen vorangegangen. Soll der ritterliche Geist ritterlicher Frauenverehrung im Manne nicht zu unritterlicher genußsüchtiger und sinnlicher Zuneigung herabsinken, so ist eben diese Strenge unbedingt nothwendig. Es verräth eine nicht geringe Unkenntniß des Christenthums sowohl als des Ritterthums, wenn man von dieser Sittenstrenge sagt: »Die Mönchstheologie des Mittelalters hatte die Frau geschmäht als berufenstes Werkzeug des Teufels.[3])

Ohne diese sittliche Strenge artet Ritterthum und Frauendienst zu jener Leichtfertigkeit aus, die sich neben dem wahren ritterlichen Geiste und dem edlen Minnedienste des Mittelalters geltend macht und allmälig das

---

[1]) Heinrich Seuses Leben von ihm selbst erzählt. Cap. 20. Herausgg. von Diepenbrock 1829. S. 54.

[2]) Lettere di Sant' Antonino. Firenze 1859.

[3]) So Hubert Janitschek in »Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst« Stuttgart. 1879. S. 51.

Wort »Minne« in den Koth zieht, ja beseitigt. Oft genug wird zwischen diesem mehr oder minder albernen und unsittlichen Frauencult und dem eben geschilderten christlichen Geiste des Ritterthums nicht unterschieden, sondern der letztere mit dem ersteren zusammen besprochen und verurtheilt. Bei manchen Erscheinungen aus dieser Zeit der Minnesänger weiß man allerdings nicht genau zu sagen, wo christliche Sitte aufhört und sentimentale unsittliche Liebelei anfängt. Nicht selten begegnet uns im Leben und in den Liedern aus der höfischen wie aus der bürgerlichen Zeit des Mittelalters eine widerwärtige Vermengung von heiliger und unheiliger Minne. Allein so wenig dem Kenner des menschlichen Herzens und Lebens dies als etwas ganz Außerordentliches vorkommt, so streng ist der Geschichtsforscher verpflichtet, beide Richtungen aus einander zu halten. Im Menschen selbst liegt zunächst die traurige Neigung, von sittlicher Höhe zu niedriger Sinnlichkeit herabzusteigen. Was im Geiste anfängt, endet nicht selten im Fleische, und vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Diese Gesetze menschlicher Schwachheit allein erklären, wie leicht der ideale Frauendienst des Mittelalters in Lächerlichkeit und Unsittlichkeit ausarten konnte Der Hof des König Artus in Wales wurde seit dem Schluß des sechsten Jahrhunderts immer mehr mythisch ausgeschmückt und zum Schauplatz von Liebesabenteuern gemacht, so daß man dort die Schule des ausgearteten Minnedienstes zu suchen gewohnt ist. Im Norden wie im Süden Frankreichs fand diese Richtung begeisterte Aufnahme und beeinflußte von dort aus auch die deutsche Dichtung. Die sinnliche Anmuth und Schönheit des Weibes wird der Gegenstand der Bewunderung und des Gesanges. In jenen verliebten Männern, denen kein Opfer zu schwer ist, um von der angebeteten Herzensdame ein Zeichen der Zuneigung zu erhalten und die über ihren Liebesabenteuern jedes wahre Gut vergessen, offenbart sich die Schwachheit des Mannes der Frau gegenüber, wie sie zu allen Zeiten und überall bestand. Nur die Form war im Mittelalter eine eigenthümliche. Die Freier am Hofe der Penelope in der Odyssee, die Liebeshändel der griechischen Helden vor Troja in der Ilias, Aeneas bei Dido: all das ist im Wesen nichts anderes, als was der mittelalterliche Frauencult in seiner Entartung nur in feineren und künstlichen Formen bietet. In dem herrlichen Werke des größten mittelalterlichen deutschen Dichters, im Parzival des Wolfram von Eschenbach ist die Galanterie der sinnlichen Liebe in Gahmuret, dem Vater Parzivals und die erhabene Begeisterung des christlichen Ritterthums in Parzival selbst klar und deutlich aus einander gehalten.[1]) Die tollen Schwärmereien des Provençalen Peter

[1]) Ebenso wird die falsche Minne von der wahren scharf unterschieden von Reinmar von Zweter in der Mitte des 13. Jahrhunderts und Konrad von Würzburg.

Vidal, des Steirers Ulrich von Liechtenstein u. a. für die Frauen können keinesfalls auf Rechnung der Hochachtung vor dem Frauengeschlechte gesetzt werden, die das Christenthum den Männern im Mittelalter eingeflößt hatte. Insofern aber aber auch diese Zerrbilder der wahren Minne eine vordem nie dagewesene hohe Stellung des weiblichen Geschlechtes offenbaren, zeigen sie, was die Frau des Mittelalters dem Christenthum verdankte. Die Person des Dichters Heinrich von Meißen mit dem Beinamen Frauenlob († 1318) ragt wie ein lebendiges Denkmal jener Frauenverehrung aus dem Mittelalter empor. Das kräftige und hochstrebende Leben der christlichen Völker des Mittelalters zeigt im Allgemeinen eine sittliche Zartheit, die den vorurtheilsfreien Forscher mit Bewunderung erfüllen muß. Lange Zeit war es im Mittelalter möglich, daß Frauen allein sicher und ohne üble Nachrede durch das Land reisten, wie dies von den Zeiten des Königs Edwin in Northumberland Beda berichtet.[1]) Niemand wagte ihnen ein Unrecht zuzufügen. Damit steht nicht im Widerspruche, daß noch viel zu einer vollkommenen Durchdringung der Massen mit dem Geiste des Christenthums zu thun übrig war. Die Kirche war auch im Mittelalter der Acker, auf dem Weizen und Unkraut unter einander wächst. Die Behauptung aber, daß die Kirche zur Beseitigung sinnlicher Rohheit wenig Einfluß zu üben verstanden habe, verstößt gegen die Wahrheit der Geschichte.

Ebenso unrecht ist es, wenn man dem Mittelalter und seinen Frauen namentlich in Deutschland die Lebensfreude und Fröhlichkeit zum Vorwurfe macht, die alle Classen der Gesellschaft beseelte. »Ueberall, wo es etwas zu gaffen und zu genießen, zu tanzen, zu springen und zu singen gab, erblicken wir die Frauen und meist nicht eben als Wächterinnen des guten Tones und der strengen Sitten, sondern als Ausgelassene unter den Ausgelassenen, oft als Anführerinnen der Fröhlichen«.[2]) Es mag sein, daß man in der Fröhlichkeit oft zu weit gegangen ist; allein die Frauen des Mittelalters verstanden auch, wie der Urheber dieser Anklage zugesteht, zu beten und zu büßen, bezw. zu arbeiten. In unserer Zeit, wo Tausende von Frauen dem Elende überantwortet sind und kaum das Leben zu fristen wissen, sollte man nicht mit Verkennung der menschlichen Natur die Vorzeit verurtheilen, weil sie den Ueberfluß der guten Tage schwer zu ertragen vermochte.

6. Einen traurigen Abschnitt in der Frauenfrage bildet die Behandlung jenes Theiles des weiblichen Geschlechtes, der zur Befriedigung niedrigster

---

Weinhold selbst jedoch, der a. a. O. S. 145 hierauf aufmerksam macht, vermengt S. 164 den Begriff des Ritterthums im christlichen Sinne mit dem überspannten und ausgearteten Frauendienste. Vgl. dagegen P. Albert M. Weiß, Apologie. 2. Aufl. I. 444.

[1]) Hist. Angl. II. 16.

[2]) Bücher, Die Frauenfrage im M.-A. S. 33 fg.

Sinnlichkeit auf seine Ehre verzichtet. Auch das christliche Mittelalter hat zu diesen unglücklichen Wesen Stellung nehmen müssen. Schon im christlichen Alterthum waren Kirchenväter veranlaßt, herbe Klagen über Frauen anzustimmen, die ihre Unschuld Verführern preisgegeben hatten. Bei der Sittenlosigkeit der Griechen und Römer war es vom Anfang an nicht leicht, dieses Verderben von den christlichen Gemeinden fern zu halten. Als die Zeit der Verfolgungen vorüber war und das Christenthum sich ungehindert ausbreiten konnte, wurde auch die Gefahr einer Erschlaffung der strengen Sitte größer.

Augustinus[1]) mußte laxen Ansichten gegenüber daran erinnern, daß »feile Dirnen und sittenlose Schauspieler und Alle, die durch unsittliches Leben bekannt seien, von den Sacramenten der Kirche ausgeschlossen seien, falls sie nicht vorher die Ketten der Sünde zerrissen und sich davon befreit hätten«. »Die Kirche,« sagt er, »beharrt hierin an der alten und festen Sitte, die aus jener ganz klaren Quelle der Lehre fließt, daß das Reich Gottes nicht besitzen könne, wer dergleichen thut.« »In keiner, auch nicht in der nachlässigsten Kirchengemeinde ist man gewöhnt, öffentliche Dirnen, die in ihrem schändlichen Gewerbe verharren, zur Taufe zuzulassen, bis sie nicht von ihrem früheren Sündenleben frei geworden sind.« Dem Manichäer Faustus gegenüber betont er, daß die Käuflichkeit der Frauen zum Zwecke sinnlicher Lust von dem göttlichen und ewigen Gesetze, von dessen Beobachtung die natürliche Ordnung der Dinge abhängt, verworfen sei.[2]) Sobald die Kirche ihre Gesetze über die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe bei den uncivilisirten Völkern des Mittelalters geltend machte, trat auch dieses Laster auf. Die Bemühungen der Kirche um die Reinheit der Sitten und namentlich um die Heiligkeit der Ehe liegen in den mittelalterlichen Bestimmungen des canonischen Rechtes vor und wurden bereits angedeutet. Welche Schwierigkeiten ein großer Theil des Clerus selbst den Anforderungen der Kirche zu einem standesgemäßen, sittenreinen Leben unausgesetzt bereitete, ist sattsam bekannt. Das 10. Jahrhundert mußte in Rom das häßlichste Weiberregiment sehen; das folgende dagegen brachte in Gregor VII. der Kirche auch in dieser Beziehung den starken Helden, der den Bemühungen seiner Vorgänger endgiltig zum Siege verhalf. Eine völlige Beseitigung der Prostitution konnte indeß auch der vom Christenthum durchdrungenen mittelalterlichen

[1]) De fide et operibus. C. 15. 18. (Migne 40. col. 213. 219.)

[2]) Contra Faust. l. XXII. c. 61 (Migne 42. col. 438). »Consulta quippe aeterna lex illa, quae ordinem naturalem conservari iubet, perturbari vetat, non nisi propagationis causa statuit hominis concubitum fieri et hoc non nisi socialiter ordinato connubio, et ideo prostitutio feminarum non ad sustinendam prolem, sed ad satiandam libidinem propositarum divina atque aeterna lege damnatur.«

Gesellschaft nicht gelingen. Eine gewaltsame Unterdrückung der feilen Frauen nämlich konnte und kann ein Uebel nicht aus der Welt schaffen, dessen Quelle vorzugsweise in der Unenthaltsamkeit der Männer besteht. Der Ausspruch Christi[1]) tritt hier in Kraft: »Es müssen zwar Aergernisse kommen, wehe aber dem Menschen, durch den sie kommen«. Bereits Augustinus hatte in seinem bekannten Ausspruch auf die Duldung hingewiesen, welche die Vorsehung in der Weltordnung unter andern auch diesem Uebel gegenüber trotz seiner Verwerflichkeit beweist.[2]) Da ferner die Tugend und die Bekehrung sich nicht erzwingen lassen, so konnte auch das Christenthum, das als ein Grunddogma die Freiheit des menschlichen Willens betont, nur streben, den Unglücklichen die Möglichkeit der Rettung zu bieten und die Gefahr des Aergernisses nach Kräften von der Gesellschaft abzuwenden. Mit dem ernstesten Streben, das Uebel in der Quelle zu beseitigen, und mit der entschiedensten Verurtheilung desselben hat daher die Kirche gegen die Sclavinnen des Lasters stets jene barmherzige Milde zu verbinden gesucht, die auf ihre Rettung abzielte, und die Christus selbst im Hause des Pharisäers gegen die öffentliche Sünderin bekundete. (Luc. 7.) Eine Geschichte der Prostitution im Mittelalter zu schreiben, kann an dieser Stelle schon des Raumes wegen nicht unsere Aufgabe sein. Wir haben nur die Grundsätze und Mittel hervorzuheben, welche die vom Christenthum erfüllte Gesellschaft in der Beurtheilung und Bekämpfung dieses Uebels anwandte.

Insbesondere gegen den Ausgang des Mittelalters hin, bereits vom Ende des 13. Jahrhunderts an, nahm die Entwicklung der mittelalterlichen Gesellschaft in sittlicher Beziehung vielfach eine rückgängige Bewegung. Der Wohlstand verleitete die Frauen auch der niederen Stände zu einem übermäßigen Luxus. Fast jede Stadt mußte dagegen in »Kleiderordnungen« vorgehen[3]). Dante hat über das Schwinden der Einfachheit bei den florentinischen Frauen bitter geklagt. Der österreichische Dichter Heinrich († 1127) in Göttweih meldet bereits, die Bauerndirnen möchten ihr Gewand so lang machen, daß sie den Staub damit aufwirbelten. Die innere Hohlheit des Minnedienstes vieler Ritter bietet vielfach Stoff zur Klage. Die fahrenden Spielleute männlichen und namentlich weiblichen Geschlechtes fanden bei einer solchen hochmüthigen und genußsüchtigen Richtung der Zeit besonderen Anklang. Umherziehende Leier- und Harfenmädchen, Gauklerinnen und Tänzerinnen mehrten sich, in deren Gefolge die Unsittlichkeit einherzog. Die »fahrenden armen, irrenden, leichten, schwachen, wandelbaren, wilden, freien

[1]) Matth. 18. 7.

[2]) De ordine II. 4. (Migne 32, col. 1000.)

[3]) Vgl. die Bestimmungen von Florenz aus den Jahren 1384 in meiner Arbeit Cardinal Johannes Dominici O. Pr. S. 55 fg.

Weiber«, wie man diese Unglücklichen im Mittelalter nannte, bedrohten die Sittlichkeit noch mehr in den Städten, worin sie sich dauernd niederließen. Die große Pest, welche im 14. Jahrhunderte Europa entvölkerte, hatte eher eine Verschlechterung als Verbesserung der Sitten zur Folge. Der beständige Anblick des Todes machte die Menschen gleichgiltig gegen das Leben und wurde für Viele Anlaß zu größerer Genußsucht; der Reichthum, welcher den Ueberlebenden als Erbe zufiel, bot die Mittel zu zügellosem Leben, während bei der anhaltenden Störung der öffentlichen Ordnung die rechtmäßige Gewalt kaum daran denken konnte, der Ausgelassenheit zu steuern. So erklärt sich die Erschlaffung der öffentlichen Sitte, über welche die Zeit genossen am Ende des 14. Jahrhunderts klagen.

Die Maßregeln, welche die kirchliche wie bürgerliche Obrigkeit gegen die Prostitution ergriff, sind darauf berechnet, einerseits durch Abschreckung die Weiterverbreitung des Uebels zu hindern, andererseits den Gefallenen die Möglichkeit der Besserung so sehr als möglich zu erleichtern. In seiner unübertrefflichen Klarheit beweist der heil. Thomas[1]) die Unvereinbarkeit des Concubinats und der Unzucht mit dem Naturgesetze wie noch mehr mit der christlichen Moral. In derselben Weise spricht der heil. Bonaventura[2]) darüber. Wie die Prediger des Mittelalters dagegen eifern, sahen wir oben aus Berthold von Regensburg.

Nach den allgemeinen, unveränderlichen Principien der christlichen Moral muß eine feile Dirne, so lange sie ihr sündhaftes Treiben nicht aufgibt, als Ursache öffentlichen Aergernisses von der Theilnahme an den kirchlichen Gnadenmitteln ausgeschlossen werden. Im Mittelalter bis tief in unsere Zeit hinein durften solche Personen in der Kirche nur an einem bestimmten abgesonderten Platze erscheinen. Starben sie unbußfertig, so war ihnen das Begräbniß in geweihter Erde untersagt. Im Einverständniß mit der kirchlichen erklärte auch die bürgerliche Obrigkeit solche Frauen für ehr- und rechtlos. Sie waren verpflichtet, durch die Farbe der Kleidung und bestimmte auffallende Abzeichen in der Oeffentlichkeit sich erkennbar zu machen, um dadurch ehrbare Menschen von ihnen abzuschrecken. Die diesbezüglichen Bestimmungen zu Florenz um 1380[3]) schrieben vor, daß öffentliche Dirnen

---

[1]) Sent. IV. Dist. 23 qu. 1 a. 3. Die Stelle im Opusc. 16 (ed. Rom. 20) de regimine principum l. IV. c. 14 ist nicht dem heil. Thomas zuzuschreiben, da dieses Werk bereits von II. c. 5 an Ptolomäus de Lucca zum Fortsetzer hat.

[2]) Sentent. l. c. ed. Quaracchi t IV. 749. Hier ist auch im Scholion die Lehre der übrigen mittelalterlichen Theologen gegeben.

[3]) Wenn Bücher a. a. O. berichtet, daß die öffentliche Gewalt solche Maßregeln erst weit später ergriff als die Zünfte, welche im Beginne des 15. Jahrhunderts gegen die Dirnen auftraten, so kann dies höchstens für Deutschland gelten.

stets mit Handschuhen und mit einer kleinen Schelle an der Kopfbedeckung einhergehen mußten. Falls sie mit bloßem Haupte erschienen, mußte die Schelle an den Haaren so angebracht sein, daß sie deutlich gehört und gesehen werden konnte. Ueberall zwang man die öffentlichen Dirnen, in den Vorstädten oder doch in entlegenen Straßen zu wohnen, deren Besuch von ehrlichen Personen gemieden wurde. Am häufigsten beschränkte man sie auf ein bestimmtes Haus, das der beständigen und genauen Beaufsichtigung durch die Obrigkeit unterlag. Hiermit sollten aber diese »Frauenhäuser« aufhören Lasterhöhlen zu sein, da die Bewohnerinnen strenge zur Arbeit angehalten wurden. »Das Thun und Treiben in den Frauenhäusern war durch besondere Ordnungen geregelt, welche einen schlagenden Beweis für die eingehende Sorgfalt und die menschenfreundliche Gesinnung abgeben, mit denen das Mittelalter auch jene elendesten aller menschlichen Wesen behandelte. Jedenfalls stechen sie vortheilhaft ab gegen die Maßregeln moderner Sittenpolizei, welche in diesen Dingen noch immer zwischen weitherziger Duldung und radikaler Unterdrückung einen nicht sehr würdigen Eiertanz aufführt.[1]) Sie suchen die öffentlichen Frauen vor Uebervortheilung und roher Behandlung durch Wirthe oder Wirthinnen zu schützen, ihnen die Freiheit der Bewegung, das Recht des Kirchenbesuchs und die Heilighaltung der Festtage zu gewährleisten und ihnen die Rückkehr zu einem geordneten Lebenswandel auf jede Weise zu erleichtern. Im Frauenhause zu Ulm mußte jede Insassin dem Wirthe täglich zwei »Andrehen« Garn spinnen oder wenn sie das nicht wollte, ihm für jede Andrehe drei Heller zahlen. Dafür war der Wirth verpflichtet, in die Hilfskasse der Frauen, zu der jede wöchentlich einen Heller zahlte jedesmal das Doppelte dieses Betrages zu

[1]) Diese Worte Büchers a. a. O. 4 f. verdienen umsomehr Beachtung, als der Verfasser an andern Stellen das Mittelalter zu niedrig und ungerecht beurtheilt (S. 45) und andrerseits von unserer Zeit sonderbar rosige Ansichten hat. So sagt er S. 53: »Wie unbedeutend, wie winzig (!) müssen uns neben dem Massenelend unter den Frauen des Mittelalters die Schmerzen erscheinen, denen die modernen Bestrebungen auf diesem Felde Heilung bringen wollen!« Wir nennen diese Ansicht mit Recht sonderbar, weil wir heute recht eigentlich ein Massenelend der Frauen vor uns sehen und weil Bücher sofort folgenden richtigen Vergleich mit dem Mittelalter anstellt. »Und doch,« fragt er, »wenn wir unsere Verhältnisse mit denen des Mittelalters vergleichen, unsere Hilfsmittel mit denen jener rauhen, an Behagen so armen (?) Zeit — haben wir dann gegründete Ursache, uns zu überheben? — Ist das Dasein unserer Fabriksarbeiterinnen etwa freundlicher gestaltet als das Los der Meistersfrauen und -Töchter, die ihren Gatten und Vätern im Gewerbe halfen, ja selbst der Spinnmägde, deren Arbeitsverhältniß durch Sitte und Gesetz geregelt wurde? Haben wir Anstalten, die sich an Reinheit und Klarheit der Intention mit den Beginenstiftungen, den Häusern der Bußschwestern vergleichen ließen? Ist die Stellung der Gesellschaft zu den »fahrenden Frauen« eine würdigere geworden?«

legen. Das gesammelte Geld diente dazu, krank oder brodlos gewordene Frauenhauserinnen zu unterstützen. Ueber Kost und Lohn enthält die Frauenhausordnung von 1416 die genauesten Vorschriften; überall leuchtet das Bestreben durch, die Gewalt des Wirthes in möglichst enge und fest bestimmte Grenzen einzuschließen. In den meisten größeren Städten finden wir mehrere, meist zwei oder drei solcher Frauenhäuser; die größte Zahl der Frauen, die wir darin antreffen, beträgt fünfzehn.

Hierneben zeigt sich freilich auch hie und da eine weitgehende Toleranz gegen die Frauenhäuser. Der dem Mittelalter eigene Genossenschaftstrieb zeigte sich auch bei den Dirnen, die nach Art einer Zunft bei öffentlichen Aufzügen corporativ erschienen. Nachdem sie einmal geduldet waren, kann dies für jene Zeit nicht gerade befremden. Hie und da wurde ihnen aber auch bei außerordentlichen Gelegenheiten eine Stellung eingeräumt, bei der man auf ihre Ehrlosigkeit vergessen zu haben schien. Wären nicht Männer da gewesen, in deren Interesse die Existenz solcher Personen gelegen gewesen wäre, so hätten sie überhaupt nicht bestehen können. Manche Behörde mag von solchen Männern beeinflußt gewesen sein, und so erklärt sich leicht gefährliche und verwerfliche Nachsicht neben großer Strenge an den verschiedenen Orten.

Daß die Gesellschaft des ausgehenden Mittelalters der Sittlichkeit nicht bar war, zeigten die Statuten der Zünfte und Gesellenverbände, welche ihren Mitgliedern den Verkehr mit feilen Dirnen unter Androhung der Ausschließung untersagten. In diesen Zünften aber bestand damals die eigentliche Gesellschaft.

Der Besserung der Gefallenen widmete sich bereits, wie wir oben sahen, der Orden von Fontrevaud. Mit dem zunehmenden Verderben vermehrten sich auch die Bestrebungen zur Rettung. Bereits im Anfange des 13. Jahrhunderts entstand der Orden der Reuerinnen oder der Schwestern der Buße von der heil. Magdalena, die sich dem Rettungswerke der Gefallenen widmeten. Gregor IX. bestätigte 1227 ihre Besitzungen. Ein frommer Priester im Rheinlande hatte schon vorher eigene Büßerinnenhäuser gegründet, die diesem Orden angeschlossen wurden. Die »weißen Frauen«, wie man sie nach ihrer Kleidung nannte, verbreiteten sich in ganz Deutschland. Im Jahre 1228 befahl Gregor IX., der ihnen besonders Wohlwollen zuwandte, den deutschen Prälaten, sie in Schutz zu nehmen. Das große Reuerinnen-Kloster zu Straßburg wurde durch die Sorge berühmt, die Geiler von Kaisersberg dem geistlichen Fortschritt der Nonnen zuwandte. Neben diesen Ordenshäusern bemühten sich die Bürger, Rettungshäuser für gefallene Personen zu stiften. Eigene Geldvermächtnisse wurden für solche gemacht, die ein gefallenes und gebessertes Mädchen heiratheten. Im Rechtsbuche der

Kirche wurde eine solche Heirath eigens als gutes Werk bezeichnet.[1]) Nach dem Vorgange diesbezüglicher Bemühungen in Italien und Frankreich, stiftete in Speier 1302 ein Bürger eine Anstalt, worin öffentliche Frauen Unterhalt und Besserung finden sollten, Heinrich von Hohenberg aus Kolmar gründete 1303 in verschiedenen Städten solche Häuser für 10 bis 25 Frauen, und veranstaltete zu diesem Zwecke Sammlungen. In der Bestätigung, die der Bischof von Straßburg 1309 einer solchen Bußanstalt ertheilte, sagte er: »Sclaven erlangen, wenn sie die Freiheit erhalten, alle Rechte freier Männer; es wäre daher unbillig, wenn Frauen, die Sclavinnen der Sünde gewesen, nicht ähnlich behandelt würden, sobald sie sich zu einem besseren Wandel bekehren!« Zur Zeit der Pest im Jahre 1315 wurde die Anstalt in ein Spital verwandelt, in dem die Bußschwestern als Pflegerinnen thätig waren. Das Volk stellte sie auch mit ähnlichen Genossenschaften auf eine Stufe und nannte sie von ihrer Kleidung aus grober Sackleinwand, »Sackbeginen«. In Wien riefen 1384 drei Bürger zu demselben Zwecke eine Anstalt ins Leben, der Herzog Leopold III. »der Biderbe« Steuerfreiheit gewährte. Zudem sollte nach der Bestimmung des Herzogs keiner an seiner Ehre oder seinen Zunftrechten geschädigt werden, der eine Büßerin aus diesem Hause heirathete. Wer eine solche Bußschwester schmähte, sollte strenge gestraft werden; auf den Rückfall der Frauen aber in ihre frühere Unsittlichkeit war Tod durch Ertränken gesetzt. In der Ueberzeugung, daß es leichter sei, vor der Sittenlosigkeit zu bewahren als dieselbe zu heilen, nahm man in solche Anstalten, insbesondere aber in die Klöster der Reuerinnen unbescholtene Mädchen auf, um sie der Gefahr der Sünde zu entreißen. Auch damals war es nicht selten mehr die Noth als die Bosheit, welche die Unglücklichen in die Hände von Verführern lieferte. Die großen Bußprediger suchten daher überall die Mildthätigkeit der Unterstützung der Neubekehrten in Anspruch zu nehmen. Die Noth brachte verlassene Mädchen zuweilen sogar dahin, daß sie, um Aufnahme in ein Rettungshaus zu finden, sich der Sünde preisgaben. Bischof Simon de Champigny von Paris verpflichtete daher in den Statuten des von ihm 1497 gegründeten Rettungshauses die um Aufnahme nachsuchenden Personen, eidlich zu versichern, daß sie nicht in der Absicht liederlich geworden seien, um als Bußschwester in der Anstalt zugelassen zu werden. Betrug hierin wurde mit sofortiger Entlassung bestraft.

Die mittelalterlichen Grundsätze in dieser für die Frauenfrage leider so wichtigen Sache werden auch in der Folgezeit von katholischen Schrift-

---

[1]) C. 20 X. 4, 1. Statuimus, ut omnibus, qui publicas mulieres de lupanari extraxerint et duxerint in uxores, quod agunt, in remissionem proficiat peccatorum.

stellern und kirchlichen Verordnungen festgehalten. Die Bestimmungen des heiligen Erzbischofs von Mailand Karl Borromeo auf der ersten Provinzialsynode (1565) verlangen in der Hauptsache dasselbe, was im Mittelalter geübt wurde, nur genauer bestimmt: Ausschließung von den Sacramenten der Kirche, Beschränkung auf bestimmte Wohnungen, Verpflichtung zu einer vorgeschriebenen auffallenden Kleidung, Bestrafung von Gastwirthen, die Dirnen in ihr Haus aufnehmen, und so weiter.[1]) In zusammenfassender und gründlicher Weise hat diese Grundsätze der Gefährte des heiligen Alphonsus, P. Januarius Sarnelli († 1744) gegen das Dirnenunwesen in Neapel zur Geltung gebracht. Seine Schrift[2]) »Die Gründe des Glaubens, der Gesetze und des öffentlichen Wohles gegen die Prostitution zu Gunsten der durch dieses Uebel verwüsteten Städte« aus dem Jahre 1736, worin er die königliche Regierung zum Einschreiten gegen das Sittenverderbniß aufforderte, hatte den Erfolg, daß der König Karl III. im Jahre 1737 durch ein eigenes Gesetz die Säuberung Neapels am 4. Mai 1738 nach den von Sarnelli vorgeschlagenen Maßregeln anbefahl. In einem Schriftchen: »Der 4. Mai 1738 in Neapel. Zum Andenken für die kommenden Geschlechter und zur Nachahmung für jedes katholische Volk«, verbreitete Sarnelli das Gesetz des Königs, das im Einvernehmen mit den kirchlichen Behörden erlassen worden war und setzte die segensreichen Folgen desselben auseinander. Die Beschränkung der unverbesserlichen Dirnen auf bestimmte entlegene Vorstädte, die Bestrafung der Kupplerinnen und Zuhälter, sowie der Gastwirthe, welche Dirnen aufnehmen, die Bestimmung, daß nach Eintritt der Dämmerung keine Dirne mehr auf öffentlicher Straße erscheinen darf, die Eröffnung und Wiederherstellung der zur Aufnahme von Büßerinnen gestifteten Anstalten sind die Hauptpunkte des Gesetzes. Mit einer umfassenden Angabe der Mittel, wie den gefallenen und gefährdeten Personen geholfen werden könne, schließt Sarnelli seinen Appell an die Christenheit. Den energischen Schritten, welche die neuere Gesetzgebung in verschiedenen Ländern gegen die Bordelle gethan hat, steht heute leider in den meisten Staaten namentlich bezüglich der großen Städte eine Praxis gegenüber, welche weder die Prostitution einschränkt, noch der Prostituirten Gelegenheit zur Besserung bietet. In ihren frommen Anstalten, namentlich durch die Klöster der Frauen vom guten Hirten, hat die katholische Kirche bis in unsere Tage ihre Sorge für die weiblichen

[1]) Acta Ecclesiae Mediolanens. Bergomi 1738, p. 40. 513.

[2]) Ragioni cattoliche, legali e politiche in difesa delle città rovinate dall' insolentito meretricio. Vergl. Wiggermann, der ehrw. Diener Gottes P. Jan. M. Sarnelli 1888, S. 207 fg. Auf dem Vaticanischen Concil verwiesen die neapolitanischen Bischöfe in ihren Anträgen auf Sarnelli's Werk. Vgl. Collect. Lacens. VII. 830.

Opfer des Lasters überall dort fortgesetzt, wo die Staatsregierungen katholische gottgeweihte Jungfrauen nicht für gefährlicher hielten als feile Dirnen.

7. Die geistige Bildung und die Erziehung der Frauen im Mittelalter, die im Vorausgehenden nur angedeutet wurde, bedarf noch einer kurzen Besprechung.[1]) Im Allgemeinen waren in dieser Zeit unter den Laien die Frauen den Männern an Bildung vielfach überlegen. Von Anfang an brachten nämlich in Deutschland wenigstens die Männer der Wissenschaft eine gewisse Abneigung entgegen. Als die königliche Witwe Amalasvintha ihren Sohn Athalarich in den Wissenschaften unterrichten lassen wollte, stieß sie, wie Procop von Cäsarea erzählt, bei ihren Gothen auf Widerstand; die Gelehrsamkeit, meinten sie, nehme dem Knaben den männlichen Sinn. Diesen Widerstand gegen die Schule und wissenschaftliche Erziehung bewahrten die Männer mit Ausnahme des Clerus und der Mönche fast das ganze Mittelalter hindurch. Sie kam ihnen weibisch vor. Wippo, der gelehrte Kaplan des Kaisers Konrad II. klagt, daß den Deutschen jede Bildung unnütz und schmählich dünke, während sie in Italien geschätzt sei. Daß im Allgemeinen mehr Frauen als Männer des Lesens und Schreibens kundig waren, dafür wird mit Recht geltend gemacht, daß im 13. Jahrhunderte Männern wie Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein diese Künste unbekannt waren. Nicht blos Nonnen in den Klöstern, sondern auch Fürstinnen, Ritters- und Bürgersfrauen übertrafen daher viele Männer an Kenntnissen und Unterricht. Am Hofe Karls des Großen nahmen die Prinzessinnen zugleich mit den Söhnen und Günstlingen des Kaisers Theil am Unterrichte Alcuin's. Seine fünf ersten Bücher seiner Erklärung des Johannes-Evangeliums widmete Alcuin den Töchtern Karl's Gisela und Richtrud, und seinen Traktat über die Natur der Seele der Base des Kaisers Gundrade. Ebenso schrieb Rhabanus Maurus seinen Commentar über die Bücher Judith und Esther, zunächst für Judith, die Gemahlin Ludwig des Frommen; Johannes Scotus rühmte Hermentrude, die Frau Karls des Kahlen in seinen Versen wegen ihrer Kenntnisse. Von Dhuoda und ihrem Handbüchlein war bereits die Rede. Die Gemahlin Otto des Großen Adelheid stand mit dem Gelehrten Gerbert, dem späteren Papste Sylvester II. in brieflichem Verkehr. Die Mutter des Papstes Leo IX., Helvidia sprach lateinisch ebenso geläufig wie ihre Muttersprache. Welche Bildung und welchen Einfluß die bekannte Gräfin Mathilde von Toskana besaß, ist aus ihren Beziehungen zu Gregor VII. bekannt. Das 12. Jahrhundert mit seinem Aufschwunge in den Wissenschaften ist reich an gelehrten Frauen.

[1]) Vergl. Jourdain, de l'éducation des femmes au moyen-âge. 1874. Kösterus, Frauenbildung im Mittelalter 1877.

Im Nonnenkloſter zu Admont hatte der gelehrte Mönch Irimbert an den Nonnen Regilind und Irmengard gelehrige Schülerinnen, welche ſeine lateiniſchen Vorträge über die heil. Schrift ſelbſtändig niederſchrieben. Auch der gelehrte Propſt Gerhoh von Reichersberg ſchrieb für ſie Commentare. Durch ihr Wiſſen und ihre Verirrungen zugleich iſt Heloiſe im Verkehr mit Abälard berühmt geworden. Irmengard, die Herzogin von Bretagne, die erſte Gemahlin Heinrich I. von England Mathilde und ebenſo ihre Nachfolgerin Adelheid intereſſirten ſich lebhaft für Wiſſenſchaft und Poeſie. Mit den letzteren ſtanden der heil. Anſelm von Canterbury und Hildebert von Tour in ſchriftlichem Verkehr. Im 13. Jahrhundert werden unter Anderem Iſabella, die Schweſter des heil. Ludwig IX., Julianna von Mont-Cornillon, Margaretha, die Priorin der Karthauſe von Poletin wegen ihrer gelehrten Bildung genannt. Indeß machte ſich namentlich in den Frauenklöſtern vom Ende des 13. Jahrhunderts an ein gewiſſer Rückgang in der Bildung bemerkbar. Die Kenntniſſe des Lateiniſchen, worin das Mittelalter die unerläßliche Bedingung des Anſpruches auf höhere Bildung ſah, verliert ſich mehr und mehr und man beginnt, für die Nonnen Ueberſetzungen von Erbauungsbüchern in die Landesſprache anzufertigen. Durch das Generalcapitel der Dominikaner im Jahre 1242 wurde den geiſtlichen Leitern von Frauenklöſtern verboten, Ueberſetzungen von Homilien, Predigten oder anderen aſcetiſchen Abhandlungen für die Nonnen anzufertigen. Der Uebergang aus der höfiſchen Zeit in die bürgerliche machte ſich auf dieſe Weiſe auch hier geltend. Bei den vornehmen Frauen in der Welt dagegen beginnen ſtatt der vorwiegend religiöſen Lectüre der früheren Zeit die Erzeugniſſe der Minneſänger, die Romane und die »Fabliaux« in den Vordergrund zu treten. Am Ende des 14. Jahrhunderts mußte die gelehrte Chriſtine von Piſan[1]) ihren Sohn vor dem »Roman von der Roſe« ebenſo wie vor der Anleitung Ovids zur Liebe warnen. Sie ſelbſt ſchrieb ihre 1404 vollendete Geſchichte Karl V. franzöſiſch. An und für ſich war es gewiß ein naturgemäßer Fortſchritt, daß die Gebildeten das, was ſie mittelſt des Lateiniſchen in ſich aufgenommen hatten, auch in der Mutterſprache wiedergaben und weiterbildeten. So ſchrieb bereits in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine öſterreichiſche oder ſteiriſche Frau Ava ein gereimtes Leben Jeſu und bewies damit, daß der Glaube den Frauen und dem Volke ihrer Zeit in Fleiſch und Blut übergegangen ſei. Allein auch der Inhalt der Bildung war, wie bemerkt, vornehmlich durch franzöſiſchen Einfluß ein anderer geworden. Der ernſte Unterricht der Lateinſchule mußte mehr und mehr der leichten Lektüre der Minneſänger Platz machen. Das Teſtament

[1]) Vgl. Robineau, Christine de Pisan, sa vie, ses oeuvres. St. Omer 1882.

einer vornehmen Bürgersfrau, Payenne von Tournai, aus dem Jahre 1287 gibt uns einen interessanten Einblick in die Frauenbildung jener Zeit.[1]) Darin vertheilt sie ihre Bücher an ihre Kinder und bestimmt für Jakob die romanische Uebersetzung einer Decretalensammlung sammt ihrem Saphir, für Katharina das Buch von unserer lieben Frau und ihren Smaragd, für Johannes den Psalter in Uebersetzung und das Buch »von den Sternen«, für Gontelet das Buch der Väter, für Bernard den Roman vom Schwanenritter. Sämmtliche Bücher, welche Frau Payenne hier wie Kostbarkeiten zugleich mit ihren Edelsteinen ihren Kindern hinterläßt, waren also französisch geschrieben. Damals entstanden in England Chaucer's Erzählungen von Canterbury, in Deutschland die vielen Erzählungen ernsten und guten wie leichtfertigen Inhalts, die Novellen,[2]) unter denen nicht wenige durch ihre Zuchtlosigkeit französischen Ursprung verrathen.

Bei dem kurzen Ueberblick über die gebildeten Frauen des Mittelalters muß es als bemerkenswerth erscheinen, daß wir keine selbständigen Leistungen zu verzeichnen haben, die an und für sich von hervorragender Bedeutung wären. Die großartigen Leistungen einer heil. Hildegard in ihren mystischen Werken und ihren Briefen sind ebenso wenig wie die der heil. Katharina von Siena auf blos natürliche Begabung und Bildung zurückzuführen und kommen daher hier nicht in Betracht. Roswithas Dramen und die Encyklopädie[3]) der Aebtissin Herrad von Hohenburg sind für ihre Zeit allerdings außerordentliche Leistungen. Allein im Vergleich zu den Werken der großen gelehrten Männer, der Scholastiker und Dichter verschwinden sie. Gleichwohl hat kaum eine Zeit den vornehmen Frauen so viel Gelegenheit gegeben, ihre Geisteskräfte ungehindert mit denen der Männer zu messen, als das Mittelalter. In der Zeit des Minnedienstes wurde die Hochschätzung der Frau sogar bis zu einem unnatürlichen Extrem getrieben, und doch sind gerade diese Jahrhunderte, in welchen nicht wenige Männer sich zu Sclaven von Frauenlaunen erniedrigten, am unfruchtbarsten an weiblichen Geistesproducten. Die ungünstigen Folgerungen hieraus für die Bestrebungen der modernen Frauenemancipation ergeben sich von selbst. Die Frau kann und wird auch unter den günstigsten Verhältnissen ihre natürliche Neigung, vielmehr aufnehmend und bewahrend als selbständig hervorbringend thätig zu sein, niemals verleugnen.

---

[1]) Jourdain a. a. O. S. 112.

[2]) Vergl. die Einleitung zum 12. Bd. der Pfeiffer'schen Ausgabe deutscher Classiker des Mittelalter »Erzählungen und Schwänke« herausg. von Lambel.

[3]) Das Original dieses Werkes »hortus deliciarum« ging auf der Bibliothek zu Straßburg in dem Brande zu Grunde, welchen 1870 das Bombardement der deutschen Soldaten hervorgerufen hatte.

Die Erziehung der Mädchen, der vornehmen zumal gieng, wie im Abschnitt über die Frauenklöster angedeutet wurde, vielfach in den Klöstern vor sich. Die meisten klösterlichen Vereine von Frauen im Mittelalter waren zugleich Schulen und unterhielten solche. Daneben kannte man das ganze Mittelalter hindurch weltliche Lehrerinnen, von denen die Mädchen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhielten. Zu Speier miethete 1362 eine Lehrfrau vom Kloster zu Schönau ein Haus für 17 Heller Zins jährlich, um darin eine Mädchenschule zu errichten.[1]) Während 1292 in Paris eine einzige Lehrerin nachweisbar ist, finden wir 1380 eine Communität von 21 weltlichen Lehrerinnen, die neben 44 Lehrern an den Elementarschulen thätig waren.[2]) Als die Beghinenvereine aufkamen unterzogen sie sich bald mit Vorliebe dieser Aufgabe. Die größere Freiheit ihrer Lebensweise ermöglichte ihnen die Gründung selbständiger Mädchenschulen sogar in kleineren Dörfern.

Frühzeitig sehen wir außerdem die Mädchen aus dem Volke zugleich mit den Knaben die Pfarrschule besuchen. Die Verordnung des Bischofs Theodulf von Orleans, welche den Pfarrern die Errichtung von Kinderschulen in den Städten und Dörfern und den unentgeltlichen Unterricht darin zur Pflicht macht, scheint allerdings nur Knaben im Sinne zu haben.[3]) Die ausdrückliche Mahnung des Bischofs Riculph von Soissons[4]) († 900) dagegen, daß in diesen Schulen die Mädchen mit den Knaben nicht zusammen unterrichtet werden sollten, zeigt deutlich, daß man Anfangs keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern machte. Aehnlich verordnete Herzog Johann III. von Brabant i. J. 1320, daß in der Schule zu Brüssel vier Unterlehrerinnen angestellt werden sollten, um »die Mädchen getreulich in ihren kleinen Sachen bis zum Donat (der lateinischen Gramatik), aber nicht weiter zu lehren«; ferner sollte noch eine fünfte Unterlehrerin angestellt werden, um die Kinder in Sitten (Anstandslehre), Gramatik und Musik zu unterrichten. Besonders wurde noch hinzugefügt, daß Knaben und Mädchen nicht eine und dieselbe Schule besuchen dürfen, es sei denn, daß sie Geschwister sind.[5]) In Paris wurde i. J. 1357 die letztere Be-

[1]) Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins II. 164.

[2]) Félibien, Histoire de Paris. III. 449.

[3]) Concilia Galliae ed. Sirmond II. 215: »Presbyteri per villas et vicos scholas habeant, et si quilibet fidelium suos parvulos ad discendas litteras eis commendare vult, eos suscipere et docere non renuant, sed cum summa charitate eos doceant. Cum ergo eos docent, nihil ab eis pretii pro hac re exigant.

[4]) Labbé, Concil. IX. 421: Monemus, ut presbyteri .... puellas ad discendum cum scholariis suis in schola sua nequaquam recipiant.

[5]) Cramer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden. 1843. S. 252.

stimmung streng eingeschärft. Vereinzelte Stimmen wollten sogar für Mädchen nur die Ausbildung in weiblichen Handarbeiten für zuträglich halten. Der Jurist Philipp von Navarra im 13. Jahrhundert verlangt, das alle Frauen spinnen und nähen können, die armen zum Behufe des Lebensunterhaltes, die reichen, damit sie wissen, wie es den Armen geht. Aber lesen und schreiben soll mit Ausnahme der Nonnen keine Frau lernen, da sie der Erfahrung gemäß davon meist schlechten Gebrauch gemacht hätten. Im folgenden Jahrhundert trug Franz de Barbarino in seinem Buche »Ueber die Leitung und die Sitten der Frauen« dieselbe Ansicht vor.[1]) Entgegen dieser den christlichen Ueberlieferungen widersprechenden Meinung mahnten damals gerade die Mönche die Eltern, ihre Töchter nicht in Unwissenheit zu lassen. Vincenz von Beauvais war nicht der einzige, wie die bald folgenden Worte seines Ordensbruders zeigen. Eine eigene Widerlegung dieser Meinung schrieb die gelehrte Christine von Pisan. Die bereits angeführten Thatsachen zeigen, daß man sich allerdings ohne Schulzwang bestrebte, auch in den niederen Volksschichten den Mädchen Schulunterricht zu ermöglichen. Die Bischöfe mahnten die Eltern, denselben zum mindesten von früher Jugend an die christlichen Gebete einzuprägen und sie in den nothwendigen Glaubenswahrheiten zu unterrichten. Das 14. Jahrhundert hemmte auch in dieser Beziehung die Bemühungen, den Volksunterricht zu heben. Nach der großen Pest im Jahre 1348 fand man, wie der Chronist Wilhelm von Nangis berichtet, keine Lehrer mehr zum Unterricht der Kinder. Die Unwissenheit namentlich unter den Frauen nahm in Folge dessen nicht blos in den niederen, sondern auch in den höheren Volksklassen zu.

Die Unterrichtsgegenstände sind im Mittelalter für Knaben und Mädchen, die weiblichen Arbeiten abgerechnet, fast die gleichen. Im Princip wurde hiedurch eine gewisse Ebenbürtigkeit in der Bildung der Geschlechter je nach der Verschiedenheit des Standes ermöglicht und vielfach auch erreicht. Bis tief ins 13. Jahrhundert baute man auf den Grundlagen weiter, die in den Klöstern des 7. und 8. Jahrhunderts gelegt worden waren. Der Unterricht und die Uebungen in der Religion standen im Vordergrunde bezw. durchdrangen die ganze Erziehung. Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang, die lateinische Gramatik, die Lectüre der heil. Schrift und einzelner Werke von Kirchenvätern: hierin bestand der Unterricht der vornehmen Mädchen. Den gelehrten Theil desselben leitete wohl gewöhnlich ein Geistlicher. In seinem Werke »von der Erziehung der Fürsten«[2]) hat der Dominikaner

[1]) Vergl. Jourdain a. a. O. p. 112.

[2]) De eruditione principum. Das Werk wurde vielfach dem heil. Thomas von Aquin zugeschrieben und befindet sich daher unter seinen Werken in der edit. Ro-

Wilhelm Peraldus (Perrault) († 1260) ausführlich die Nothwendigkeit und die Art der Mädchenbildung behandelt. Nachdem er mit der Mahnung, die Mädchen in häuslicher Eingezogenheit zu bewahren begonnen, fährt er fort: »Während nun aber die Töchter, namentlich die der höheren Stände, unter sorgfältiger Aufsicht leben, ist es sehr nützlich, daß sie wissenschaftlich unterrichtet und geistig beschäftigt werden. Denn geistige Beschäftigung ist durchaus nöthig für sie, um der Gefahr des Müssigganges und anderen eitlen Beschäftigungen zu entgehen, und um eine edle würdige Unterhaltung zu haben, wie wir das früher bei der Erziehung der Söhne wahrgenommen haben. Daher schreibt Hieronymus an Läta über die Erziehung ihrer Tochter: »Laß deine Tochter Paula keine weltlichen Lieder lernen. Anstößiges verstehe sie nicht einmal . . . Gib ihr im Unterricht Mitschülerinnen, damit sie mit ihnen wetteifere und sich im Guten nicht wolle übertreffen lassen.« . . . Damit sich aber kein Ueberdruß im Lesen einstelle, muß es abwechseln mit Gebet und Arbeit . . . Ueber diese drei genannten für Töchter sich geziemenden Beschäftigungen, nämlich Studieren, Beten und Arbeiten, schreibt Hieronymus an Läta wegen der Erziehung ihrer Tochter: »In der Morgenfrühe singe sie heilige Lieder und auf ihr Gebet folge Lesung und auf die Lesung wiederum Gebet; aber sie lerne auch den Spinnrocken halten, die Spindel drehen und den Faden ziehen«. Was wir ferner früher über die Söhne gesagt haben in Betracht der guten Sitten, die ihnen im jugendlichen Alter anzueignen sind, das gilt in ähnlicher Weise für die Töchter. Insbesondere aber ist es die Keuschheit, die Demuth, die Sanftmuth, die Mildthätigkeit und die Schweigsamkeit, worin die Töchter frühzeitig befestigt werden müssen.« Die folgenden Unterweisungen behandeln diese Tugenden im Einzelnen, verbreiten sich sodann über die Standeswahl und die Verheirathung der Töchter und schließen mit einer langen Verherrlichung des jungfräulichen Standes. Einen gewissen Höhepunkt erreichte Perault in der Mahnung »nach dem Wohlgefallen des edelsten Sohnes Gottes« zu streben. (c. 56.) »Töchter von hohem Stande sollen sich doppelt beeifern, demjenigen zu gefallen, der wahrhaft von hohem Stande ist, nämlich dem Sohne des Allerhöchsten. Dieser vornehme Herr ist, wie es

---

mana t. XVII. p. 227ff, in der Pariser Ausgabe von Vivés t. XXVII. p. 551 sqq. Bischof von Ketteler von Mainz gab dieses Werk im Jahre 1868 unter dem Titel »Eine Stimme aus den Tagen des heil. Thomas von Aquin, dem gesammten christlichen Adel Deutschlands gewidmet« neu heraus, wobei die deutsche Uebersetzung der durch seine Verdienste um die deutsche Literatur berühmte damalige Gymnasialdirector Heinrich Bone lieferte. P. Gabriel Meier hat das wichtigste fünfte Buch dieses Werkes »über den Unterricht und die Erziehung der Kinder«, in den III. Band der »Bibliothek der kath. Pädagogik« 1890. S. 215—345 aufgenommen.

im Evangelium heißt, in ein fernes Land gezogen, um ein Reich für sich einzunehmen und wiederzukommen. Seine Hoheit wird am Ende der Welt sich zeigen, wenn er kommen wird in seiner Majestät und Herrlichkeit, um die Welt zu richten.«

In ähnlicher Weise hat der berühmte Schüler des heil. Thomas von Aquin, der Augustinermönch Aegidius Colonna († 1316) in seinem Werke »von der Fürstengewalt«[1]) über die Erziehung der Frauen mit Würde und Hochachtung geschrieben. Beide übertrifft der Cardinal Johannes Dominici O. P. († 1419) in seiner Anweisung zur Leitung der Familie, die er auf Bitten der edlen Florentinerin Bartholomäa Alberti verfaßt hat. Gerade diese von Mönchen verfaßten Abhandlungen, die für das Leben geschrieben sind und im Leben ihrer Zeit Nachachtung gefunden haben, sind ein Beleg für die Wahrheit der Worte Weinhold's:[2]) »Was wir im Allgemeinen von der Erziehung der Mädchen (in diesen besten Zeiten des Mittelalters) zu urtheilen haben, wird sein, daß dieselbe vorzugsweise auf den Nutzen des Hauses gerichtet war, daß die deutschen[3]) Mädchen auch in den höfischen Zeiten mehr zu tüchtigen Frauen als zu Porzellanpuppen gebildet wurden«. Wenn Weinhold weiter sagt, »daß dies so lange blieb, bis das welsche Wesen in den deutschen Ländern verderblichen Einfluß gewonnen«, so haben wir das Richtige an letzteren Worten durch den Hinweis auf den Umschwung in der Bildung überhaupt und in der der Frauen insbesondere bereits angedeutet. Wenn aber auch dieses Wesen vom Ende des 13. Jahrhunderts an in Welschland besondere Kraft erlangt und siegreich die Erziehung in neue Bahnen gelenkt hat, so kann man es doch nicht schlechthin »das welsche Wesen« nennen. Richtig bezeichnen wir dasselbe als den widerchristlichen Geist der Genußsucht, der unabhängig von jeder Nation in jedem Menschenherzen sich keimartig findet. Viele der glänzenden Frauen im 14. und 15. Jahrhundert zeigen in ihrem feinen Kunstgeschmack und ihren freien Gesellschaftsformen einen Geist, der durchaus verschieden ist von dem eigentlichen Geist der strengen Familien- und Klostererziehung des Mittelalters. Einen klaren Begriff von der Erschlaffung der Sitten in einem großen Theile der vornehmen Damenwelt gegen Ende des 14. Jahrhunders gibt das Buch des Ritters de la Tour, welches Gottfried de la Tour Landy i. J. 1372 für seine drei Töchter in der Absicht schrieb, »daß alle Frauen und Fräulein darin ein gutes Beispiel und ein Vorbild für ihr Auftreten finden«. Man begreift nicht, wie ein Vater dasselbe ohne Er-

[1]) De regimine principum. Lib. II. 1. c. 11—20.
[2]) A. a. O. S. 119.
[3]) Nicht blos diese, sondern die Mädchen aller christlichen Länder.

röthen seinen Kindern in die Hände geben, geschweige denn es für dieselben schreiben kann.[1]) Der Franzose Charlier, der als Kanzler Gerson zu den berühmtesten Männern des ausgehenden Mittelalters zählt, bekämpfte diesen Geist, indem er in einer Abhandlung die Inhaber der öffentlichen Gewalt durch die allegorische Person der Gerechtigkeit auffordern läßt, den Roman von der Rose zu verbieten.[2]) Dieses verderbliche Buch, sagt er in Uebereinstimmung mit der edlen Christine von Pisan, predige den jungen Leuten die Genußsucht, Widerwillen gegen die Ehe, muntere zu einem abscheulichen Lebenswandel auf und untergrabe alle Grundlagen der christlichen Sitten. Dagegen ging nicht von ihm oder einem der »Mönchstheologen« des Mittelalters, sondern von dem satyrischen Verfasser eben dieses Romans, Johann de Meun die Behauptung aus, ehrbare Frauen seien so selten wie ein Phönix.[3]) Ein tugendhaftes und keusches Weib, meint er, habe es nie gegeben und werde es nie geben. Daß die Mönche des Mittelalters anders dachten, zeigen ihre oben erwähnten Anleitungen zur Mädchenerziehung. Inzwischen hatte eine neue unter dem Namen des Humanismus bekannte Lebensauffassung sich der Geister bemächtigt, die allmählig auch die Erziehung der Frau in einer dem Christenthum nicht entsprechenden Weise beeinflußte und eine neue Zeit herbeiführte.

c) Die Frau in der Neuzeit von der Wiederbelebung des classischen Alterthums bis zur Gegenwart.

Die Behauptung Bebel's: »Die moderne Cultur ist eine antichristliche«, ist falsch und wahr zugleich. Insofern die guten Seiten der gegenwärtigen Ordnung der Verhältnisse in den zumeist von Christen bewohnten Ländern das unbestreitbare Resultat der achtzehnhundertjährigen Einwirkung des Christenthums sind, ist sie falsch. Versteht man dagegen unter moderner Cultur das täglich mehr hervortretende Streben, die Segnungen des Christenthums zu leugnen und seinen Einfluß zu bekämpfen, so hat Bebel zweifelsohne Recht. Die moderne Cultur in letzterem, antichristlichen Sinne ist gegenwärtig eine Macht, die mehrere Entwicklungsphasen hinter sich hat. Gregorovius bezeichnet richtig die italienische Renaissance, die deutsche Reformation, die französische Revolution als »die bisher offenbaren Epochen der unermeßlichen moralischen Umbildung, worin Europa begriffen ist«.[4])

[1]) Vergl. Jourdain a. a. O. 121.

[2]) Contra Romantium de Rosa. Opera omnia. Antwerp. III. 297.

[3]) Prudes femmes par Saint Denis.
Autant en est que Phénix. Kobler-Digby a. a. O. II. 230.

[4]) Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. 3. Aufl. VII. 499.

Die genannten drei Etappen der modernen Cultur im Sinne Bebel's haben auch die Stellung der Frau entgegen den christlichen Principien des Mittelalters fortschreitend verändert. Wir legen dieselben daher der folgenden Darstellung zu Grunde. Die christliche Kirche hat gegenüber dieser antichristlichen Bewegung ihre Principien über die Stellung der Frau unveränderlich festgehalten. Wir lassen deshalb unmittelbar auf die modernen Bestrebungen, die Stellung der Frau zu ändern, in jedem der drei Zeitabschnitte die Bemühungen der Kirche um die Aufrechthaltung der christlichen Grundsätze folgen.

I. Der Einfluß des Humanismus auf die Stellung der Frau.

Als den ersten modernen Menschen hat man vielfach mit Recht Petrarca bezeichnet. In seinem Leben und in seinen Werken hat man die Gesinnungen gefunden, die man im Gegensatz zur mittelalterlichen Lebensauffassung als charakteristisch für die Gegenwart ansieht. »Wie für den Menschen des Mittelalters das Seelenheil im Jenseits, so war für den Menschen der Renaissance der Ruhm bei der Nachwelt der Zielpunkt alles Strebens und Trachtens und es wurden die Begriffe der Tugend und des Ruhmes identisch. Wer den Ruhmeskranz errungen, der allein galt als der tüchtige Mann, gleichviel welcher Mittel er sich bedient hatte.« Der Petrarca-Biograph [1]) hat in diesen Worten den Geist Vieler richtig gekennzeichnet, die mit Petrarca in der Wiedererweckung des classischen Alterthums das Heil der Zeit erblickten. Nur muß betont werden, daß das Streben nach Ruhm bei der Nachwelt ein gewisses Aufgehen in das diesseitige Leben und die gänzliche Hingabe an dessen Güter in sich schloß. Hierin liegt der Gegensatz zum Christenthum, das im Uebrigen dem Lebensgenuß keineswegs entgegentritt, so lange derselbe ein wohlgeordneter ist, d. h. das Streben nach höheren jenseitigen Gütern wenigstens nicht ausschließt oder gefährdet. Keineswegs war die Begeisterung für die Bildung des classischen Alterthums an sich dem Geiste des Christenthums entgegengesetzt und verwerflich. Ebensowenig gab Petrarca und viele seiner Gesinnungsgenossen den christlichen Gedanken an ein Jenseits und die Sorge dafür gänzlich auf. Wahr ist aber, daß dieses christliche Streben in ihm durch den sog. modernen Geist sehr beeinträchtigt und an der vollen Entfaltung gehindert wurde.

Hat nach unserer Ansicht Christus die Lage des Weibes vornehmlich dadurch gebessert, daß er den Schwerpunkt des menschlichen Trachtens aus

[1]) Körting, Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance, Bd. I. Petrarca's Leben und Werke. 1878, S. 35.

dem Diesseits in's Jenseits verlegte, so mußte die Verkümmerung dieses Strebens, wie sie der Geist der Renaissance mit sich brachte, auch nachtheilig auf die Stellung des Weibes einwirken. Consequent mußte die Frau vor Allem wieder vorzüglich Gegenstand des Genusses für den Mann werden. Bei Petrarca, dem Vater des Humanismus, ist dies in der That der Fall. Mit lebhafter Phantasie und feuriger Empfindung begabt, wurde Petrarca zunächst ein glühender Schwärmer für Frauenschönheit und Frauentugend, die er in einer verheiratheten jungen Frau zu Avignon, in der Laura seiner Gesänge, verkörpert glaubte. »Ueberaus theuer,« schrieb er etwa i. J. 1338 [1]) über sie, »ist mir eine Frau. Nicht durch Künste der Gefallsucht, sondern durch natürliche Anmuth und seltene Schönheit der Gestalt hatte sie mich gefesselt.« Alles, was er geworden, meinte er dieser Frau schuldig zu sein; ihr verdanke er es, daß sich der schwache Tugendkeim in ihm entfaltet habe. Seinen jugendlichen Geist habe sie von jeglicher Gemeinheit (ab omni turpitudine) zurückgehalten. [2])

Diese Liebe zu Laura war nichts anderes als der entartete Minnedienst, den Petrarca in der eigentlichen Heimath der Troubadours kennen gelernt hatte. Es ist wahr, daß sinnliche Lüsternheit fern ist von diesen Gesängen, in die Petrarca seine leidenschaftliche Begeisterung ausgegossen hat. Allein die unmännliche, sentimentale Schwärmerei in denselben stößt sogar seine Verehrer ab. Die Gesammtwirkung Petrarca's auf die Renaissancelyrik ist dadurch unnatürlich, d. h. unwahr geworden. Vom Standpunkte der christlichen Sittenlehre ist eine solche schwärmerische Liebe zu einer verheiratheten Frau, die in ihrem Gewissen verpflichtet ist, derartige leidenschaftliche Zuneigung seitens eines fremden Mannes als Versuchung zum Ehebruch zurückzuweisen, einfach verwerflich. [3]) Dem Dichter aber thut man kaum Unrecht, wenn man das schmachtende Bekenntniß seiner Liebesqualen weibisch und eines ehrenhaften Mannes unwürdig nennt. Petrarca, der nur durch die niederen Weihen dem clericalen Stande angehörte und

[1]) An Jakob Colonna unter den Epist. poet. I. 7, v. 37 sq. Opera omnia ed. Basileae 1854, p. 1336, 59.

[2]) De contemptu mundi. Opera omnia p. 400.

[3]) Wenn Körting a. a. O. 706 den Dichter verehren zu müssen glaubt, weil er eine sittlich so strenge Frau sich zum Ideale erkor und auch dann noch ihr treu seine Neigung bewahrte, als er hatte erkennen müssen, daß er nie auf Erfüllung seiner Wünsche hoffen dürfe, so ist das ein bedauerliches Zeichen für seine sittlichen Anschauungen. Wiederholt zeigt Körting durch frivole Phrasen über christliche Lehre und Sitte allerdings, daß er von dem Wesen des Christenthums keinen Begriff hat. So in den Worten (S. 703): »Die Liebe zu dem sterblichen Weibe erschien ihm, dem in mittelalterlicher Gläubigkeit Befangenen, als eine Sünde, als ein Verbrechen gegen Gott, der allein ein Recht auf seine Liebe und seinen Dienst besitze.«

nie Priester geworden ist, wie irrthümlich behauptet wurde, konnte leicht in ehrbarem Ehestande seiner Schwärmerei für Frauen Genüge thun. »Aber,« sagt Körting, »er war viel zu sehr Egoist, als daß er in der Ehe, welche stets eine gewisse Selbstverleugnung fordert, ein Glück hätte erblicken können.« (A. a. O. S. 699.) Nach dem Pauliniſchen Worte: »Besser heirathen als brennen«, wäre ihm zumal der Ehestand anzurathen gewesen. Aber er blieb »begeisterter, fanatischer Cölibatär«, keineswegs jedoch aus Liebe zur Jungfräulichkeit. Von einer Concubine wurde ihm i. J. 1337 ein Sohn geboren, der ihm nachträglich das Leben verbitterte; i. J. 1343 erhielt er eine Tochter, die höchst wahrscheinlich derselben Mutter entstammte. In einem Briefe aus dem Jahre 1351 berichtet Petrarca, daß »die ungestüme Freundin (amica) an seiner Thüre stehe und eben so oft wiederkehre als er sie fortjage«.[1]) Man hat allen Grund, in dieser seiner Freundin eben die Mutter seiner Kinder zu sehen. Petrarca hat bei derselben nur Befriedigung seiner Leidenschaft gesucht; in keiner seiner Schriften findet sie sich erwähnt und schließlich scheint er sie hart verstoßen zu haben. Auch Körting nennt das einen »häßlichen Flecken auf dem Charakter Petrarca's«, der freilich am Ende doch noch »bei seinem feurigen und sinnlichen Temperament als eine verzeihliche, menschliche Schwäche« erscheinen soll. Nach diesen Beziehungen zum weiblichen Geschlechte hatte Petrarca wenig Grund, sich auf seine männliche Würde viel einzubilden. Gleichwohl läßt sich aus seinen späteren Schriften eine ziemlich lange Litanei von Schimpfworten gegen die Weiber zusammen stellen. Der Lauraſänger und Lauraschwärmer meint, »die Frauen seien gar nicht werth, daß man sie liebt, denn sie sind ein lüsternes, leichtsinniges Geschlecht, dem das Lügen und Betrügen zur Gewohnheit geworden ist«.[2]) Eine Ehefrau ist nach ihm »ein höchst kostspieliges Götzenbild, streitsüchtig, anmaßend, ein süßes Gift, goldene Fesseln.«[3]) In seinen Abmahnungen von der Ehe sagt er dem Ehecandidaten, der sich rühmt, eine gute Braut gefunden zu haben: »Dann bist du ein wunderbarer Vogelsteller, der eine weiße Krähe gefangen hat. Es gibt aber kaum einen, der meint, auch nur eine braune gefunden zu haben.«[4]) »Eine kinderlose Gattin ist nur eine Last für das Haus, eine mit Kindern gesegnete aber eine vielfache«,[5]) schreibt der Bewunderer Laura's, die Mutter von elf Kindern gewesen sein soll. »Zu allermeist ist das Weib ein wahrer Teufel, ein Feind des Friedens, eine

[1]) Ep. famil. IX. 3. ed. Fracascetti II. 368.

[2]) De remediis utriusque fortunae I. Dial. 69. (Op. omnia p. 76)

[3]) L. C. Dial. 67.

[4]) L. C. Dial. 67.

[5]) L. c. Dial. 67. »Uxor sterilis unica tantum, at fecunda quidem multiplex sarcina«.

Quelle der Ungeduld, der Urgrund von Zänkereien, so daß im Verzichte auf die Frau die sichere Ruhe gelegen ist.« [1]) »Darum,« schreibt er mit emphatischer Verachtung der Ehemänner, »mögen diejenigen sich Weiber nehmen, welche am beständigen weiblichen Umgange und am Kindergeschrei sich ergötzen und aus ihren Kindern einen Nachruhm erwarten. Wir, wir pflanzen womöglich unseren Namen nicht durch die Ehe, sondern durch unsern Geist, nicht durch Kinder, sondern durch Bücher, nicht durch die Hilfe eines Weibes, sondern der Tugend fort.« [2])

Von diesen Schimpfreden des ehedem so weibersüchtigen »Vaters der modernen Zeit« sagt Janitschek: Petrarca habe als Gelehrter nur in geistreicher (!) Weise die mönchstheologischen Schmähungen des weiblichen Geschlechtes variirt. Man vergleiche mit diesen Worten »Die Empfehlung der Ehe«, welche der Mönch Wilhelm Perauld um die Mitte des 13. Jahrhunderts geschrieben hat (vgl. oben S. 198): »Nur Eheleute sind in der Sündfluth gerettet worden. Die Ehe ist der Mantel, unter dem die selige Jungfrau ihre himmlische Empfängniß verborgen hat, so daß dem Teufel das Geheimniß der Erlösung unbekannt blieb. Die Ehe hat der Herr geehrt, indem er bei einer Hochzeit das erste Wunder wirkte. Ferner ist die Ehe ehrwürdig wegen des feierlichen Segens, den die Kirche den Eheleuten am Altare während der Messe in der Gegenwart des Leibes des Herrn spendet. Wer dagegen lieber im Concubinat als in der Ehe leben will, der will auch lieber Fluch als Segen haben. So lange er in dieser Sünde verharrt ist Alles verflucht, was er thut. Die Concubinarier werden den Fluch haben, denn sie werden jenes Wort vernehmen: Weichet von mir, ihr Verfluchten ins ewige Feuer.[3]) Diejenigen aber, welche ihren Ehestand gut halten, werden hören: Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters. Zur Empfehlung der Ehe trägt die kostbare Frucht bei, welche aus der Ehe hervorgeht. Aus ihr werden Kinder dieser Welt erzeugt, die dann durch Annahme an Kindesstatt (die Taufe) Kinder Gottes werden. Wenn einer einen Weinstock hätte, der ihm jährlich 1000 Maß Wein brächte, so würde er ihn sehr

[1]) Ep. ser. senil. lib. 14. (Op. omnia, pag. 1039).

[2]) L. c. p. 1035. »Nos, si dabitur, nostrum nomen non coniugio sed ingenio, non filiis sed libris, non feminae sed virtutis auxilio propagamus.

[3]) Die herben Klagen über dieses Laster, welches durch die Führer der Renaissancebewegung im Clerus wie im Volke nicht wenig gefördert wurde, tönen aus der Kirche überall. Eine Synode von Paris (1429) sagt: Illud nefandissimum scelus in ecclesia Dei adeo invaluit, ut iam non credant Christiani simplicem fornicationem esse peccatum mortale. Vgl. Rohrbacher-Knöpfler, Universalgeschichte der Kirche 23. S. 382. Welche tiefeingewurzelten Unsitten die Kirche in dieser Beziehung zu bekämpfen hatte, zeigt die Specialstudie von Desdevides du Dezert, De conditione mulierum iuxta forum Navarrensium. Caen. 1888, p. 56 sq.

lieben. Wie sehr ist daher die Ehe zu lieben, aus der Knaben hervorgehen, von denen einer mehr werth ist als aller Wein in der Welt? Der Ehe entsprossen Jungfrauen: wenn also die Jungfräulichkeit sehr liebenswerth ist, dann auch die Ehe.« Nach diesem Vergleiche zwischen Petrarca und dem Mönchstheologen mag man beurtheilen, wie wahrheitsgetreu die Vorstellungen Janitschek's vom Mittelalter sind. Wenn aber Petrarca die moderne Cultur in die Welt eingeführt hat, dann haben die Frauen von den Männern dieser Cultur kaum viel zu hoffen.

Bietet Boccaccio mit seiner Fiammetta, der neben Petrarca als der Begründer der neuen Zeit angesehen wird, bessere Garantieen? »Er war,« schreibt wieder Janitschek, »der erste, der entschieden für die sociale Emancipation der Frauen eingetreten ist, und zwar nicht mit Worten, sondern durch die That. Im Decamerone erscheint die Frau nicht blos als Mittelpunkt des gesellschaftlichen Kreises; weit wichtiger ist, daß in diesen hundert Novellen der Verstand der Frau, äußere er sich als im Dienste der Sittlichkeit stehende Klugheit oder in dem Dienste der Unsittlichkeit stehende Listigkeit, sich fortwährend mit dem des Mannes mißt und aus dem Kampfe mit ihm nicht selten siegreich hervorgeht.« Wenn die frivolen und lasciven Novellen, welche Boccaccio im Decamerone den sieben Florentinerinnen in den Mund legt, das Ideal von Frauenbildung sein sollen, dann werden wohl die würdigsten Frauen im Sinne Janitschek's in den Bordellen zu finden sein. Die natürliche wie die christliche Sittlichkeit wird dagegen in den hundert Novellen, welche in ihrer Art den Höhepunkt der Romane und Dichtungen jener Zeit bildeten, eine tiefe Erniedrigung des Weibes sehen. Boccaccio, der Sprößling und Apostel »der freien Liebe«, hat übrigens im Jahre 1355, ähnlich wie Petrarca, in der giftigen und unflätigen Satyre »Corbaccio« die Frauen mit ihren Schwächen und Fehlern zum Gegenstande des schärfsten Spottes gemacht, als eine Witwe seinen Liebesantrag zu seiner Bloßstellung benützt hatte.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine Zeit, in der Petrarca und Boccaccio ungeachtet ihres tiefen sittlichen Standpunktes so allgemeinen Beifall fanden, einen moralischen Niedergang bedeutet. Die Vertreter der falschen Renaissance, die auf literarischem Gebiete in Boccaccio's Fußstapfen traten, erklärten denn auch bald die niedrigste Sinnenlust für das höchste Gut und suchten damit das Weib in den Abgrund zurückzustoßen, aus dem das Christenthum dasselbe herausgezogen hatte. Valla's Dialoge »Ueber die Lust« aus dem Jahre 1431 fordern die Erniedrigung der Frau mit einer Unverschämtheit, die selbst dem heidnischen Alterthum fremd gewesen war.[1]) Jedem einzelnen

[1]) Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste, 2. Aufl., I. Band, S. 13 fg.

soll die zügellose Befriedigung seiner Lüste gestattet sein. Der Ehebruch ist ganz in der Ordnung. Ueberhaupt sollten alle Frauen gemeinsam sein. Die Völker des Alterthums werden glücklich gepriesen, die der Unzucht und den feilen Dirnen religiösen Charakter gaben. Enthaltsamkeit dagegen ist ein Verbrechen gegen die »gute« Natur. »Wer die gottgeweihten Jungfrauen erfunden hat,« heißt es wörtlich, »hat eine scheußliche, an die äußersten Grenzen der Erde zu verbannende Sitte in den Staat eingeführt. Nichts von allen Dingen in der Menschheit ist unerträglicher als die Jungfräulichkeit, denn sie widerspricht dem Gesetze der Natur. Beachtet doch, daß alle Götter, Minerva allein ausgenommen, verheirathet waren, und daß Jupiter, so viel an ihm lag, Jungfrauen nicht geduldet hat. Die öffentlichen Dirnen haben sich um das Menschengeschlecht verdienter gemacht, als die gottgeweihten Jungfrauen und die Enthaltsamen.« Noch weiter ging im Lobpreise der Unsittlichkeit Boccadelli in seinem »Hermaphroditus«. Die berühmten Humanisten Poggio, Filelfo sowie Aeneas Piccolomini verhalfen im Leben wie in ihren Schriften diese Anschauungen verbreiten.

Eine edlere Richtung im Humanismus vertritt der geniale Leon Battista Alberti († 1472). In seinen Anschauungen über die Ehe und die Familie ist er von sittlichem Ernste in antikem Sinne durchdrungen.[1]) Obgleich er kaum ein einziges Mal in seinem Werke über die Sorge für die Familie des Christenthums Erwähnung thut, sagt er doch: »Die Ehe ist von der Natur, der besten und göttlichen Lehrerin aller Dinge, mit dieser Bestimmung eingesetzt worden, daß der Mann eine beständige Lebensgenossin und zwar nicht mehr als eine habe, um mit ihr unter einem Dache zu leben, ohne sich je von ihr dem Herzen nach zu trennen, noch jemals sie zu verlassen.«[2]) Eine selbständige Bedeutung der Frau kennt er jedoch nicht. In seiner durch und durch antiken Lebensauffassung gibt es für die Frau keine andere Hauptaufgabe, als dem Manne das Leben zu versüßen. Infolge dessen steht er in scharfen und witzigen Angriffen gegen das weibliche Geschlecht hinter Petrarca und Boccaccio nicht zurück, sondern hat alle Humanisten in dieser Beziehung übertroffen. Sein Brief an Paul Codagnello über die Liebe[3]) geht in satyrischer Schärfe über Schopenhauer's Invective »Ueber die Weiber« hinaus. In ähnlichen Angriffen ergeht er sich in seinen Warnungen vor der Ehe,[4]) die er Cosimo's de' Medici Sohne Petrus gewidmet

[1]) Unter den 5 Bänden der Opere volgari (ed. Bonucci. Firenze 1844) Alberti's enthält der 2. Band sein Werk La cura della famiglia in 4 Büchern, das in gewissem Sinne mit Recht ein »goldenes« Buch genannt worden ist.

[2]) Opere volg. II. p. 154.

[3]) Opere volg. II. p. 233.

[4]) Avvertimenti matrimoniali. Opere I. 191.

hat und in seinem Dialoge »Sofrona«.[1]) Die Vertiefung der Humanisten in das Alterthum brachte es mit sich, daß sie auch das Frauenideal sich nur im Geiste der Griechen und Römer vorstellten. Für die epikuräisch Gesinnten hatte die Frau als griechische Hetäre und römische Buhlerin im Sinne des Horaz am meisten Reiz; den Stoikern erschien die Hausfrau in Xenophons Buch von der Hausverwaltung als Ideal. Dem entsprechend sind auch ihre Gedanken über die Erziehung der Frau. Leonard Bruni († 1444), der als das eigentliche Haupt der für das Alterthum ausschließlich begeisterten Stoikerpartei der Humanisten angesehen wird, gibt in seiner Schrift an die edle Frau Baptista Malatesta[1]) dem Wunsche Ausdruck, die Adressatin zu einer Aspasia oder Sappho heranzubilden. Alle seine Rathschläge behufs ihrer Bildung und Lectüre gehen dementsprechend darauf hinaus, sie zu einer belesenen und berühmten Frau zu machen, die als geistreiche und bewunderte Gesellschafterin gebildete Männer wohl zu unterhalten weiß und in solchem Umgange sich selbst möglichst großen geistigen Genuß zu verschaffen versteht. Um solche Frauen dreht sich denn auch das Leben und ein großer Theil der italienischen Literatur des 15. Jahrhunderts, das an Schriften für und gegen die Frauen so reich ist. In Venedig ist es Katharina Cornaro, deren Gesellschaft Pietro Bembo in seinen »Gli Asolani« geschildert hat. In Rimini versammelt sich um Isotta, die Gattin des berüchtigten Sigismund Malatesta, ein Kreis von Humanisten. Die Gesellschaft am Hofe zu Urbino, in deren Mitte Aemilia Pia und Elisabeth glänzen, hat Balthasar Castiglione in seinem »Cortigiano« geschildert In Mantua beherrscht die edle Isabella von Este, in Ferrara Eleonora von Aragon das schöngeistige Leben und Streben. Die unglückliche Dichterin Veronica Gambara steht in Bologna im Mittelpunkt der geistigen Bewegung. Im allgemeinen sind diese humanistischen Frauenhöfe der Renaissancezeit in Italien nur die Fortsetzung des Minnedienstes der vorausgehenden Zeit in italienischer und humanistischer Gestalt.

Eine ungünstige Einwirkung auf die Stellung der Frauen hatte die Renaissancebewegung ferner deshalb zur Folge, weil sie die maßgebenden Gesellschaftskreise den Bedürfnissen des praktischen Lebens und der Theilnahme an der Lage der niederen Volksschichten entfremdete. Man fing an, wie im Alterthume die Arbeit als einer freien Frau unwürdig zu betrachten. Die Frau des Volkes mit ihrer Handarbeit kam dadurch in Geringschätzung, und der Unterschied zwischen den Ständen wurde zu einer gähnenden Kluft

[1]) Ebenda I. 229.

[1]) De studiis et litteris tractatulus. Neu herausgegeben in der »Sammlung selten gewordener pädagog. Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts« von Aug. Israel Zschopau. Heft VI. 1880.

erweitert. Auch die bessern Humanisten sind von einer so einseitigen Bewunderung des classischen Alterthums befangen, daß ihnen der Sinn für die geistige Hebung des Volkes darüber verloren geht. Während die Erziehung der vornehmen Mädchen auf den Abweg genußsüchtiger Schöngeisterei gerieth, verminderte sich die Sorge für die Bildung der Mädchen aus dem Volke, die im Mittelalter geherrscht hatte. Während die christlichen Ideen vordem eine gesunde Selbständigkeit des Weibes auf dem Gebiete der Arbeit gefördert hatten, ließ der Humanismus dieselbe noch mehr wie vorher durch die Männerzünfte beschränken. Schon mit Beginn des 14. Jahrhunderts enthalten die Zunftbriefe mancher Gewerke über die Frauenarbeit Bestimmungen, die erst nach hartnäckigen Kämpfen mit den in ihren Interessen geschädigten Frauen durchgesetzt wurden. »Die Tendenz, die Frauen-Industrie zu beschränken, entwickelte sich seitdem bis zur französischen Revolution in zunehmendem Maße.« Die Renaissance nun mit ihrer Gleichgiltigkeit gegen das Volk überhaupt und die Frau des Volkes insbesondere trug wenigstens mittelbar dazu bei, die Stellung der Frau herabzudrücken.

2. Neben den mannigfachen Gefahren, welche insbesondere der Frau durch die Renaissancebewegung drohten, haben wir nun auch in's Auge zu fassen, welchen Schutz das christliche Bewußtsein des Volkes und die Reformbestrebungen der Kirche gewährten. Zunächst traten neben den überstürzten und extremen Schwärmern für das classische Alterthum auch tugendhafte, wahrhaft christliche Männer auf, welche die Begeisterung für die Antike in richtige Bahnen lenkten. Alle überrag Victorin von Montefeltro, der aus Liebe zur Tugend und zur Wissenschaft ehelos blieb und der größte italienische Pädagoge des 15. Jahrhunderts geworden ist. Unter seiner Leitung wuchs die berühmte Cäcilia Gonzaga heran, die mit 10 Jahren durch ihre Kenntniß der classischen Sprachen ihre Mitschüler bei weitem übertraf. In ihr wie in Victorin lebten indeß nur die altchristlichen Traditionen fort. Cäcilia wurde Klosterfrau, und Victorin half ihr dabei, das Widerstreben ihrer Verwandten überwinden.

Die christlichen Mütter der vornehmen Stände setzten sodann den Bestrebungen der libertinistischen Renaissance Widerstand entgegen. Bartholomäa Alberti, Alexandra Bardi, Nanna Pandolfini, Lucrezia Tornabuoni sind einige der Florentinischen Frauen, die mit entschieden christlichem Sinne in bewußten Gegensatz zu den neuen Bildungstendenzen treten. Der florentinische Buchhändler Vespasiano da Bisticci, welcher uns das Leben der Alexandra Bardi sammt kurzen Notizen über andere ausgezeichnete Frauen seiner Zeit überliefert hat,[1]) und der von einer finstern Lebensanschauung

[1]) Die Vita dell' Alessandra de' Bardi findet sich im Anhange der Ausgabe Bartoli's der Vite di uomini illustri. Firenze. 1859. Die »Notizie di alcune donne

weit entfernt ist, richtet an die Mütter von Florenz in der Mitte des 15. Jahrhunderts die ernste Mahnung: »Erziehet eure Töchter zur Ehre Gottes und gemäß den Vorschriften eines frommen und gesitteten Lebens. Gebet ihnen weder die hundert Novellen in die Hand, noch Boccaccio's Bücher, noch Petrarcas Sonette, welche, mögen sie noch so züchtig sein, dennoch nicht für reine Gemüther passen, die nur Gott und ihre Ehemänner lieben sollen. Lasset sie Erbauungsschriften lesen, Lebensbeschreibungen der Heiligen und Geschichtsbücher, damit sie ihr Leben und Verhalten ordnen lernen und sich dem Ernste statt dem Leichtsinne zuwenden«.

Die libertinistische Partei der Humanisten verräth zudem durch ihr Eifern gegen die Jungfräulichkeit, daß diese edle Zierde die damalige Christenheit trotz des sittlichen Niederganges noch in hohem Maße schmückte. Was der Dominicaner Johannes Nider hierüber in schlichter Wahrheitstreue berichtet, erfrischt heute noch das Herz. Er rühmt insbesondere die Sittsamkeit der zahlreichen in der Welt lebenden Jungfrauen. Die meisten und die züchtigsten, sagt er, lebten in Nürnberg. Die Gegend um Lindau sei zwar arm an Wein, aber reich an reinen Jungfrauen. Gegen die Berge Italiens wohnen sehr viele Jungfrauen nicht in Beginenhäusern noch in Klöstern, denn diese sind dort unbekannt, sondern in Dörfern und Städten, in den rauhesten Gegenden, wo nur mehr Gerste und Hafer gedeiht. Sie leben von ihrer Hände Arbeit. Daß eine zum Falle komme, gilt dort als unerhört, wie es leider in Deutschland sonst ziemlich herkömmlich ist, wo es Wein und gutes Essen in Fülle gibt.[1])« An den Fürstenhöfen aber war nicht blos Entartung zu Hause, sondern auch heldenmüthige Keuschheit zu finden. Männer wie Kasimir von Polen, Jakob von Portugal, Bernhard von Baden setzen auch Frauen von ähnlicher Tugend voraus.

Den hilflosen Frauen kam die opferwillige christliche Liebe überall und nicht zuletzt im Lande der Renaissance zu Hilfe. Der größte Mönchstheologe des Jahrhunderts, der Cardinal Turrecremata errichtete in Rom die Bruderschaft von der Verkündigung Mariä zur Aussteuer armer Mädchen und hatte in diesem Werke nicht wenige Nachfolger. Papst Leo X. stiftete eine Zufluchtsstätte bußfertiger Sünderinnen. In Florenz sorgte der heilige Erzbischof Antonin für arme Mädchen und Frauenklöster und errichtete das noch heute bestehende Findelhaus; der hl. Thomas von Villanova that in Valencia dasselbe.

---

del secolo XV scritte da Vespasiano da Bisticci wurden von Polidori veröffentlicht im Archivio storico Italia. t. IV. p. 439 sq. Die reichhaltigste Quelle für die Geschichte der italienischen Frauen des 15. Jahrhunderts ist: Jacobi Philippi Bergomensis, De plurimis claris selectisque mulieribus. Ferrarae 1497.

[1]) Hist.-pol. Blätter 1877. Bd. 77. »Vor der Reformation.« S. 119.

Die vielen weiblichen Heiligen im 15. Jahrhundert, namentlich in Italien übten einen gewaltigen Eindruck auf ihre Geschlechtsgenossinnen in engerem oder weiterem Kreise, während sie selbst hier wieder die Blüthe vorhandener christlicher Frauentugend waren. Coleta, die strenge Reformatorin der Clarissinnen, Katharina von Bologna, Eustochium von Messina, Paula Gambara, Seraphine von Montefeltro, Osanna von Mantua, Stephana von Quinziani, Columba von Rieti, Margaretha von Savoyen, Klara Gambacorta, Christine von Vicomte, Helene von Udine, Veronica von Binasco, Katharina Fieschi, Johanna von Valois, Francisca von Rom sind die bekanntesten aus dieser Schaar.

Am meisten aber wurde den eindringenden Uebeln und der Erniedrigung der Frau entgegengearbeitet durch die Reformbestrebungen in der Kirche. Das Concil von Constanz hatte i. J. 1417 die sittliche Erneuerung von Haupt und Gliedern auf die Tagesordnung gesetzt, und damit eine neue Zeit in der Kirchengeschichte eingeleitet. Neben den Prälaten der Kirche, welche der Reform Hindernisse bereiteten, übersieht eine einseitige Geschichtsschreibung absichtlich die vielen unermüdlichen Eiferer für dieselbe. Die schon vor dem Concil begonnene Reform der Klöster, welche so bedeutungsvoll für die Frauenfrage ist, erhielt einen mächtigen Vorschub in allen Ländern der Christenheit. Es gibt keinen einzigen Orden im 15. Jahrhundert, der nicht entweder selbständig die sittliche Erneuerung in die Hand genommen hätte, oder dazu kirchlicherseits genöthigt worden wäre. Zwischen 1397—1468 nahmen in der deutschen Ordensprovinz des Predigerordens allein 23 Frauenklöster die Reform an. Die Clarissinnen wurden durch die heil. Coleta und die großen Reformatoren des Franciscanerordens zu außerordentlicher Strenge geführt. Der reformirten Benedictiner-Congregation von Bursfeld schlossen sich nicht weniger als 142 Klöster an. Der berühmte Johann Busch aus der Windsheimer Augustiner-Reform erneuerte in etwa 30 Jahren in Norddeutschland 53 Klöster. »Der Papst der Renaissance« Nicolaus V. sendete i. J. 1450 den Cardinal Nicolaus von Cusa zur Reformation der Klöster durch Oesterreich, Franken, Sachsen, die Rheinlande und die Niederlande. Vielfach sind es Mönche selbst, z. B. Johannes Dominici[1]), Jacob von Jüterbogk, die im Reformeifer am schärfsten die Erschlaffung der Observanz beklagen. »Eine Zeit aber, die ihre Fehler in solcher Weise durchschaut und erkennt, gehört gewiß nicht zu den schlimmsten. Wenn bei dem einzelnen Menschen die klare Erkenntniß der Fehler der

[1]) Vgl. Rösler, Cardinal Johannes Dominici O. P. 1893.

erste Schritt zur Besserung ist, so wird dies auch bei ganzen Menschenklassen nicht anders sein«.

Die Reform des Volkes aber betrieben die großen Bußprediger, an denen kaum ein Jahrhundert so reich war, als das fünfzehnte. Welchen Umschwung das sittliche Leben durch Vincenz Ferreri, Bernardin von Siena, Johannes von Capistran, Jakob von der Mark, Hieronymus Savonarola u. s. w. erhielt, berichten die Zeitgenossen und kaum bei Einem fehlt die Bemerkung, daß infolge ihrer Predigten ganze Schaaren übelberüchtigter Frauen ihr Leben änderten.

Die angedeuteten guten Elemente im Zeitalter der Renaissance, welche der damaligen Gesellschaft den christlichen Charakter noch entschieden aufdrückten, berechtigten zur Hoffnung, daß die gefährdete Menschen- und Christenwürde der Frau keine weitere Beeinträchtigung erfahren würde. Diese Hoffnung erwies sich leider bald als trügerisch, als die Umwälzung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland durch Luther begann.

II. Der Einfluß der kirchlichen Umwälzung des 16. Jahrhunderts in Deutschland auf die Stellung der Frau.

Die unter dem Namen »Deutsche Reformation« bekannte großartige Bewegung des 16. Jahrhunderts ist die consequente Fortbildung der revolutionären Ideen, welche den schon seit anderthalb Jahrhunderten begonnenen Umsturz weiterführten.[1]) Der Mann, welcher an der Spitze derselben steht, Martin Luther, vertrat nach eigenem Geständniß nicht blos die Grundsätze der hussitischen socialen Revolution,[2]) sondern hatte bei seinen Universitätsstudien auch den Geist des libertinistischen Humanismus in sich aufgenommem. Virgil und Plautus waren die einzigen Bücher, die er mit in's Kloster nahm. Da er nach seinem Bruche mit der Kirche seine eigenen persönlichen Anschauungen und Erlebnisse mit den Frauen ins öffentliche Leben übersetzte, so ist die Stellung der Frau durch sein Werk in außerordentlicher Weise verändert worden.

Als junger Student hatte Luther von seiner Wohlthäterin, der jungen adeligen Frau Cotta, den Spruch vernommen: »Es giebt kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie kann zu Theil werden.« Daß ihm dieses Wort bis zur Klosterpforte und im Kloster selbst in einer Weise eingeprägt blieb, die seinen Beruf zum ehelosen Leben sehr zweifelhaft

---

[1]) Vgl. Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit. S. 68.

[2]) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters II. 88, 391 fg. Pastor, Geschichte der Päpste, 2. Aufl. I. 71. 133. fg.

macht, wurde im ersten Theile erwähnt. Wir brauchen auch die dort erwähnten Aussprüche Luthers, wonach der Mensch unmöglich enthaltsam sein und somit sich auch nicht durch ein Gelübde zu beständiger Keuschheit und Jungfräulichkeit verpflichten kann, nicht zu wiederholen. Die beliebte aber nicht bewiesene Behauptung von Lutherverehrern, katholische Schriftsteller rissen Luthers Worte aus dem Zusammenhange, um ihm Ansichten in den Mund oder in die Feder zu legen, die er nicht gehabt hat,[1]) kann die klaren und deutlichen Worte Luther's nun einmal nicht ungesprochen und ungeschrieben machen. Oder welcher Zusammenhang soll folgenden Worten in Luthers Angriff auf den »falsch genannten geistlichen Stand« aus dem Jahre 1522 einen anderen Sinn geben, als welchen sie für jeden vernünftigen Menschen haben? »Eine Dirne, wo nicht eine hohe seltsame Gnade da ist, kann sie eines Mannes ebenso wenig gerathen als essen, trinken, schlafen und andere natürliche Nothdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht gerathen. Ursache ist die: es ist eben so tief eingepflanzt der Natur, Kinder zeugen, als essen und trinken. Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehen, wie die Natur will und muß, was thut der anders dann, daß er will wehren, daß Natur nicht Natur sei.«[2]) Das Christenthum behauptet demgegenüber und beweist es durch die Erfahrung, daß diese »hohe seltsame Gnade« jedem in seinem Stande gegeben wird, der sie haben will und mit aufrichtigem Willen die angebotenen Gnadenmittel benützt. Nachdem Luther sich mit der entwichenen Nonne Katharina von Bora verbunden hatte, suchte er zur Rechtfertigung seines Schrittes nach einem gewissen psychologischen Gesetze noch mehr, die moralische Schwäche als physischen Zwang zu erklären und die Jungfräulichkeit als Ding der Unmöglichkeit bezw. als Heuchelei zu verdächtigen. »Er selber,« schreibt Döllinger,[3]) »scheint eine Art von Triumph darein zu setzen, daß sie beide, er und seine Braut, ihre früheren Gelübde gebrochen und eine Ehe geknüpft hatten, die seit mehr als tausend Jahren durch die kirchlichen wie durch die weltlichen Gesetze verpönt und für ungiltig erklärt war. Selbst an anstößig plumpen und widerlich rohen Äußerungen über sein eheliches Verhältniß fehlt es nicht in seinen damaligen Briefen; aber hinter all diesem Trotz und dieser scheinbar leichtfertigen Auffassung seines Schrittes verbarg sich doch das demüthigende Gefühl einer schweren seinem persönlichen Ansehen geschlagenen Wunde, und selbst seine unbedingtesten Bewunderer fanden wenigstens die Wahl des Zeitpunktes unerklärlich.«

---

[1]) Vgl. Janssen, Ein zweites Wort an meine Kritiker. 1893, S. 95.

[2]) Sämmtl. Werke Ausg. von Plochmann u. a. Bd. 28. S. 199.

[3]) Luther. Eine Skizze. Neuer Abdruck. Freiburg 1890. S. 35.

Diese den Worten Christi und der christlichen Übung von nahezu 1500 Jahren widersprechende Lehre Luthers hatte für das Los vieler Frauen, zunächst in Deutschland auf Jahrhunderte hinaus die schwerwiegendsten Folgen. Die Erhöhung der Frauenwürde durch die Hochschätzung der Jungfräulichkeit fiel bei Luthers Anhängern weg. Unter den Frauen, die dieses neue Evangelium verkündigten, that sich die federgewandte »Jüngerin Jesu und Freundin Lutheri« Argula von Grumbach hervor. »Es ist gleich,« schrieb sie 1523 an den Herzog von Bayern, »so ich gelobet Keuschheit, als ich gelob mit meinem Finger den Himmel zu rühren oder zu fliegen, das steht nicht in des Menschen Gewalt.« Als dieselbe an die Universität zu Ingolstadt ein gleiches Sendschreiben sandte, erhielt sie keine Antwort.[1]) Da die Unmöglichkeit der Eheschließung für eine Unzahl junger Leute, die doch zur Geschlechtsreife gelangt sind, auf der Hand liegt, da es andererseits nach Luther keinen Widerstand gegen den Naturtrieb gibt, so müssen die praktischen Folgen dieser Lehre für die Sittlichkeit furchtbar sein. Dieselben blieben leider schon in der nächsten Folgezeit nicht aus. Von tiefgreifender socialer Bedeutung für die Frauenfrage wurde aber ferner die gewaltsame Beseitigung des Ordenslebens. Luther hatte in der wegwerfendsten Weise zur Beseitigung des Ordenslebens aufgereizt. In seiner berüchtigten Predigt »vom ehelichen Leben« erklärte er es als schuldige Pflicht aller Geistlichen, Mönche und Nonnen, ihre Gelübde zu lassen. »Alle Nonnen und Mönche, die ohne Glauben (im Sinne Luthers) sind und sich ihrer Keuschheit und Ordens trösten, sind nicht werth, daß sie ein getauft Kind wiegen oder ihm einen Brei machen sollten, wenns gleich ein H . . . kind wäre. Ursache: Denn ihr Orden und Leben hat nicht Gottes Wort vor sich; mögen sich auch nicht rühmen, daß Gott gefalle, was sie thun, wie ein Weib thun kann, ob's gleich ein unehelich Kind trägt.« — Luther trat also nicht sowohl wegen der wirklichen und vorgeblichen Mißbräuche gegen die Klöster auf, als vielmehr auf Grund seines angeführten Princips. Die Zahl der Klosterfrauen, welche auf Grund der neuen »evangelischen Freiheit« ihre Gelübde brachen, ist nicht zu vergleichen mit der Überzahl jener der treugebliebenen Nonnen, von denen so viele gewaltsam aus ihren Klöstern vertrieben wurden. Die Grausamkeiten, welche gegen das Klarenkloster zu Nürnberg und dessen gelehrte Äbtissin Charitas Pirkheimer vom Jahre 1525 an verübt wurden, wären allein schon ein nie zu verwischender

[1]) Vgl. Wiedemann, Dr. Johann Eck. Regensburg 1865. S. 196. Die Angabe, Johann Eck habe ihr auf die Aufforderung zu einer Disputation in echt deutscher Mannesart einen Spinnrocken geschickt, wird von Wiedemann ins Gebiet der Sage verwiesen.

Schandfleck aus der Geschichte der deutschen Reformation. Wie viele uralte Stiftungen, welche weithin Segen verbreitet hatten, wie Gandersheim u. a. wurden dem Untergange geweiht[1]). Luther selbst mußte schon im Jahre 1524 das Klagelied anstimmen, »daß man jetzt allenthalben die Schulen zergehen lasse. Die hohen Schulen werden schwach; Klöster nähmen ab und will solches Gras dürre werden und die Blume fällt dahin. Wo Klöster und Stifte aufgehoben, wolle Niemand mehr lassen Kinder lehren noch studieren.«[2]) Protestanten, die keine besondere Vorliebe für katholische Klöster bezeugen, müssen heute in rein national-ökonomischem Interesse die schlimmen Folgen jener Verpönung gottgeweihter Jungfräulichkeit zugeben. So bekämpft von Holtzendorff[2]) die Vorstellung, »als ob Ehelosigkeit gleichbedeutend sei mit Berufsverfehlung«; da »hiemit nicht nur die menschliche Freiheit in Abrede gestellt, der Entsagung und Aufopferung für die nicht unmittelbar in der Familie liegenden Humanitätsziele aller Werth genommen, sondern auch der moralische Tod über diejenigen verkündet wird, welche außerhalb der Familienbande stehend einen eigenen Beruf wählen müssen.« (S. 41. fg.) Holtzendorff anerkennt[3]) eine eigene »Jungfrauenfrage« und meint, »das Eigenthümliche der heutigen Zeitperiode liege darin, daß zumal in protestantischen Ländern, in denen die Klöster aufgehoben sind, die früher für den Fall der Ehelosigkeit getroffene Vorsorge, sowie der Zusammenhang der Blutsverwandschaften nicht mehr ausreichen, um die nothwendigsten Lebensmittel zu gewährleisten.« Diese Jungfrauenfrage, fährt er fort »ist nahezu ausschließlich auf die protestantische Staatenwelt beschränkt, gleich einer nur dem kleineren Theile der Erdfläche sichtbaren Sonnenfinsterniß. In katholischen Ländern namentlich in Südeuropa ist auch heute dem Eheverzichte und der Ehelosigkeit der Frauen ein Asyl geboten. Die eifrigsten Gegner der Mönchsklöster in Italien und Spanien pflegen sogar den Bestand der Nonnenklöster zu achten.« (S. 23.) »Im Mittelalter bis zur Reformation,« schreibt die durch und durch protestantische Sophie von Hardenberg,[4]) »waren es die Klöster, welche die Frauenfrage lösten und noch jetzt thun sie es in katho-

[1]) In Thüringen allein wurden 29 Nonnenklöster meist im Besitze von Benedictinerinnen und Cistercienserinnen zerstört. Vgl. die Namen der einzelnen sammt den vernichteten Klöstern bei Janssen, Geschichte des deutsch. Volkes II. 524 aus der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte, Jena 1871. Bd. 8. Ueber die nächsten socialen Folgen dieses Vandalismus zunächst in England vgl. Kobler S. J., Die sociale Bedeutung der Klöster u. s. w. Theol. Linzer Quartalschr. 1895. 559 fg.

[2]) Janssen a. a. O. II. 298.

[3]) »Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.« S. 41. (Heft 40 der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung von Vorträgen.)

[4]) »Zur Frauenfrage.« S. 5.

lischen Gegenden«, falls, wie wir hinzusetzen, der Staat die Kirche und das Familienleben nicht in Fesseln legt.

»Die Reformation,« bekennt Bücher[1]), »ist hier revolutionär, nicht reformierend zu Werke gegangen; sie hat zunächst nichts Positives an die Stelle des Eingerissenen zu setzen vermocht, außer einer Theorie, wenn man will einem Ideal, dessen Verwirklichung erst im Laufe der Jahrhunderte erfolgen konnte.« — Welches ist aber dieses theoretische Ideal? »Um dies zu verstehen,« fährt Bücher fort, »muß man nicht vergessen, daß die Reformation das Weib in einer sittlichen Erniedrigung und Entwürdigung vorfand, wie sie brutaler nicht gedacht werden kann. Ihre erste Aufgabe mußte darin bestehen, die Ehe wieder zu heiligen. Damit veränderte sich auf einen Schlag die ganze Stellung der Frau in der Gesellschaft. An die Stelle des Frauenideals der Ritterromantik, welches die Körperschönheit der Geliebten in den Vordergrund stellte, trat ein neues Frauenideal, welches auf die Seelenreinheit und die sittlichen Eigenschaften der deutschen Hausfrau und Hausmutter das Schwergewicht legte.«

Es ist fast unbegreiflich, wie heute noch, zumal auf Universitäten solche handgreifliche Unwahrheiten behauptet werden können.[2]) Sowohl die alles Maß übersteigende sittliche Entwürdigung der Frau vor der Reformation, als auch die Heiligung der Ehe durch dieselbe sind einander bedingende Phantasiegebilde, die sich vor dem Zeugnisse der Geschichte in Nebel auflösen.

Die obigen Mittheilungen über die Stellung der Frau und die Ehe im christlichen Mittelalter haben bereits die angebliche Entwürdigung der Frau ins Reich der Fabeln verwiesen. Luther brauchte keine Heiligung der Ehe herbeizuführen, da sie vom Anfang des Christenthums an das ganze Mittelalter hindurch von der Kirche gelehrt und vertheidigt worden war. Dagegen hat er vielmehr im Widerspruch mit Christus und der Kirche die Ehe entheiligt, wie sich aus seinen Worten und Anschauungen unbestreitbar ergibt. Schon die übermäßige Betonung der angeblich unwiderstehlichen

---

[1]) Die Frauenfrage im Mittelalter. S. 54.

[2]) Kötzschke (a. a. O. 13) geht noch weiter und behauptet, im Mittelalter sei »von Pflichten in der Ehe, von einem ehelichen Ideal wenig die Rede gewesen. Die Reformation legte das Schwergewicht auf die Seelenreinheit und die sittlichen Eigenschaften der deutschen Hausfrau.« — Vgl. Sophie v. Harbenberg, a. a. O. 5. »Die Reformation hat mächtig auf die deutschen Frauen gewirkt. In beiden Geschlechtern erwachte ein tieferes ethisches Leben ... Die einzelne Seele durfte nun wieder zu Gottes Thron hinzutreten, sie war jetzt selbst verantwortlich für ihr Heil.« — Man traut seinen Augen kaum, wenn man aus der Feder ernster und in andern Dingen verständiger Protestanten solche Phrasen liest, die eine völlige Unkenntniß der Geschichte und der katholischen Lehre voraussetzen.

Macht der Sinnlichkeit, welche als Hauptmotiv für die Ehe von Luther angegeben wird, ist eine Herabwürdigung derselben. Die Kirche läßt die Ehe hervorgehen aus der Vereinigung der Seelen[1]) und fordert demzufolge im Interesse der Heiligung des Ehebandes, daß die Christen bei Eingehung der Ehe in ihrer religiösen Ueberzeugung übereinstimmen und sich im Stande der Gnade befinden. Luther predigt dieser Forderung entgegen: »Wisse, daß die Ehe ein äußerlich leiblich Ding ist, wie andere weltliche Hantirung. Wie ich nun mag mit einem Heiden, Juden, Türken, Ketzer essen, trinken, schlafen, gehen, reiten, kaufen, reden und handeln, also mag ich auch mit ihm ehelich werden und bleiben, und kehre dich an der Narren Gesetze, die solches verbieten, nichts.« Während im Christenthum von Anfang an die Ehe als ein Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche und deshalb für unbedingt unauflöslich und als eines der Heiligungsmittel, als ein Sacrament angesehen wurde, betrachtet Luther materialistisch die Ehe vorzüglich als Mittel zur Befriedigung der Sinnlichkeit und nimmt ihr daher auch consequent ihre sacramentale Würde und Unauflöslichkeit. Die katholische Kirche sieht eine schwere Sünde darin, wenn ein Ehetheil sich dem andern ohne einen berechtigten, schwerwiegenden Grund entzieht, aber auf Grund der Lehre Christi verbietet sie aufs strengste, diese Sünde zur Entschuldigung einer noch schwereren Sünde, zum Ehebruch zu nehmen. Luther dagegen lehrt: »Wenn sich Eins dem Andern selbst beraubt, daß es die eheliche Pflicht nicht zahlen, noch bei ihm sein will, als man wohl findet so ein halsstarrig Weib, das seinen Kopf aufsetzet und sollte der Mann zehnmal in Unkeuschheit fallen, so fragt sie nicht darnach: hie ist Zeit, daß der Mann sage, willst du nicht, so will eine Andere; will Frau nicht, so komme die Magd. So jedoch, daß der Mann ihr zuvor zwei- oder dreimal sage und warne sie und lasse es vor die Leute kommen, daß man öffentlich ihre Halsstarrigkeit wisse und vor der Gemeinde strafe. Will sie dann nicht, so laß sie von dir und laß dir eine Esther geben und die Vasthi fahren, wie das König Ahasverus that. Denn im Verlöbniß gibt Eins dem Andern seinen Leib zum ehelichen Dienst. Wo nun eins sich sperret und nicht will, da nimmt und raubt es seinen Leib, den es gegeben hat, dem Andern. Da ist dann eigentlich wider die Ehe und die Ehe zerrissen. Darum muß hier weltliche Obrigkeit das Weib zwingen oder um-

[1]) In seiner classischen Weise erklärt der hl. Bonaventura das Zustandekommen der Ehe also: Introducitur haec coniunctio in esse per liberum consensum animorum ex parte utriusque personae exterius expressum in aliquo signo sensibili; consummari autem debet in copula carnali.« Brevil. VI. 13.

bringen. Wo sie das nicht thut, muß der Mann denken, sein Weib sei ihm genommen von Räubern und umbracht und nach einer andern trachten.«[1]) Luther redet hier so, als wäre in der Ehe das Weib nur zur Befriedigung der Wünsche des Mannes da. Eine sehr erfahrene Ehefrau[2]) schreibt dagegen in einem Capitel mit der Ueberschrift: »Mißbrauch der ehelichen Rechte«: »Daß viele Frauen darunter von ihren Männern, die sonst in Allem gütig sein mögen, zu leiden haben, unterliegt keinem Zweifel. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein Mann von stark sinnlicher Natur, der seinen Wünschen keinen Zügel anlegt, das Leben einer zarten, höher veranlagten Frau unerträglich zu gestalten vermag.« Aber nach Luther gibt es ja keine Zügel für derartige Wünsche, da der Mensch sich durch dieselben in physischen Zwang versetzt sieht. Einen Fall nimmt indes auch Luther aus. »Wie denn«, frägt er, »wenn Jemand ein krankes Gemahl hat, mag der nicht ein anderes nehmen? Beileibe nicht, sondern diene Gott in dem Kranken und warte sein; danke, daß dir Gott an ihm hat Heilthum in dein Haus geschickt, damit du den Himmel sollst erwerben. Selig und aber selig bist du, wenn du solch Gabe und Gnade erkennst, und nur deinem Gemahl, also nur Gottes Willen dienst. Gott ist viel zu treu dazu, daß er dich deines Gemahls also mit Krankheit berauben sollte und nicht auch dagegen entnehmen des Fleisches Muthwillen, wo du anders treulich dieneſt deinem Kranken.« Wie man aus den oben mitgetheilten Ermahnungen Bertholds von Regensburg sehen kann, sind diese Worte Luthers eine katholische Reminiscenz, in der er entgegen seiner Heilstheorie sogar von der Verdienstlichkeit der guten Werke redet, da die Pflege des Kranken den Himmel erwerben helfen soll. Daß Gott in solchem Falle durch ein Wunder »des Fleisches Muthwillen entnehme«, ist freilich weder durch die Erfahrung noch durch innere Gründe zu erweisen. Wohl aber lehrt die katholische Kirche, daß Gott nicht blos im Krankheitsfalle, sondern überhaupt, wo Pflicht und Gewissen Enthaltsamkeit fordern, die nöthige Gnade dazu nie verweigert. Indeß ist diese katholische Erinnerung doch nur eine Inconsequenz, die Luther an einer andern Stelle vergessen hat. Als i. J. 1526 von dem Landgrafen Philipp von Hessen angefragt wurde, ob er neben seiner rechtmäßigen Frau eine zweite heirathen dürfe, wies Jener auf die altteſtamentlichen Patriarchen hin, die nur »aus Noth« mehrere Weiber gehabt hätten. »Derhalben ich hierzu nicht zu rathen weiß, sondern widerrathen muß, sonderlich den Christen; es wäre denn die hohe Noth da, als daß das Weib aussätzig oder sonst ent-

[1]) Sermon vom ehel. Leben. Sämmtl. Werke. Bd. 20. S. 72 fg.
[2]) Duffey, Was die Frauen wissen sollten. S. 84.

wendet würde.«[1]) Ist der Aussatz keine Krankheit? Man vergleiche hierzu die Lehre des christlichen Mittelalters über die aussätzige Ehefrau oben S. 172.

In einer ähnlichen Erinnnerung an seinen alten Glauben hat Luther die Ehe auch eine »gottgewollte Hierarchie« genannt. Als solche ist sie nach der Wiederherstellung durch Christus eben monogamisch. Bereits i. J. 1524 hatte dagegen Luther die Polygamie als erlaubt erklärt. »Ich gestehe,« schrieb er an den Kanzler Brück, »daß ich es nicht verbieten kann, wenn ein Mann mehrere Weiber nehmen will und es widerspricht auch nicht der hl. Schrift; aber ich möchte nicht, daß unter Christen gerade dies Beispiel zuerst eingeführt würde, da bei ihnen es sich ziemt, zur Vermeidung des Aergernisses und des Anstandes wegen auch das zu vermeiden, was erlaubt ist.«[2]) Als der genannte ausschweifende Philipp von Hessen, der nach eigenem Geständniß seiner Gemahlin die eheliche Treue nicht drei Wochen lang gehalten hatte, später darauf bestand, das Hoffräulein Margareth von der Sale sich als »zweites Eheweib« neben seiner Frau antrauen zu lassen, schrieben ihm Luther und Melanchthon i. J. 1539: »So Ew. Gnaden das unzüchtige Leben nicht lassen, wie sie schreiben, daß solches nicht möglich, wollten wir auch lieber, daß Ew. Gnaden in besserm Stand wäre vor Gott und mit gutem Gewissen lebte«, nämlich durch die gewünschte bigamische Heirath. Die mit moralischem Zwange zur sogen. Ehe genöthigte Margaretha wurde denn auch am 4. März 1540 zu Rosenburg an der Fulda durch den Hofprediger Dionys Melander, der selbst drei Frauen am Leben hatte, dem Landgrafen angetraut. In der Ansprache dabei erklärte der Prediger: daß bisher bei den Christen »zweiweibige Ehen« verboten und für unbillig gehalten worden, komme aus Unverstand der hl. Schrift, wie auch die Verbietung der Pfaffenehe, des Fleischessens und dergleichen mehr Stücke, die bei unserm Leben vor etlichen Jahren wohl so unerhört und abscheulich sein gewesen als dieses sein mag.» Als Philipp am Tage nach der Trauung »mit fröhlichem Gewissen« Luther für den gegebenen Rath gedankt hatte, schrieb ihm Luther· Er möchte den gegebenen Rathschlag gern heimlich gehalten sehen, sonst möchten »zuletzt auch die groben Bauern« dem Beispiele Philipps folgen wollen »und vielleicht ebenso große oder größere Ursache fürwenden, dafür wir dann gar viel zu schaffen möchten kriegen«.

Als Janssen wegen seiner Darstellung der Doppelehe Philipps[3]) protestantischerseits den Vorwurf erhielt, daß er »die entschuldigenden

[1]) De Wette-Seidemann 6, 79.

[2]) De Wette 2, 459 vgl. Janssen a. a. O. II. 375.

[3]) Geschichte des deutschen Volkes. III, 403.

Momente« nicht hervorgehoben habe, konnte er nur erwidern, daß er mit vielen ernsten protestantischen Theologen und Geschichtsschreibern solche entschuldigende Momente nicht anerkenne[1]). Inzwischen hat Kötschke[2]) herausgefunden, daß »gerade in der Angelegenheit der bekannten Doppelehe des Landgrafen Philipp sich der Fortschritt sittlich protestantischen Bewußtseins zeige. Denn unter dem Papstthum wäre der Besitz einer Maitresse neben einer rechtmäßigen Gemahlin nicht besonders aufgefallen, wie auch Philipp in seiner katholischen Zeit von den Geistlichen wegen seines unkeuschen Lebenswandels keinen scharfen Tadel erfahren hatte. Als protestantischer Christ empfand er das Anstößige und Unerlaubte eines Concubinates und verlangte darum einen besondern Dispens, zwei rechtmäßige Frauen zu besitzen. »Karl des Großen Vielweiberei,« so wird als Anmerkung hinzugefügt, »war seiner Zeit ohne großen Anstoß hingegangen. Ein gewaltiger Fortschritt seit jener Zeit!« — Der Leser möge selbst urtheilen, was von solcher Geschichtsauffassung, die zunächst auf wirklicher oder beabsichtigter Unkenntniß der Bemühungen der Kirche gegen den Concubinat beruht, zu urtheilen ist. Die gesunde Vernunft erkennt darin, daß Jemand ein begangenes Unrecht zum Recht umstempeln und zum Gesetz erheben will, einen Fortschritt in der Unsittlichkeit bis zum Höhepunkte, der zugleich nicht blos einen Rückschritt in der Sittlichkeit sondern einen Umsturz derselben bedeutet.

Melanchthon hatte bereits dem Könige Heinrich VIII. von England in seinem ungerechten und ärgerlichen Ehescheidungshandel in Übereinstimmung mit den Principien Luthers die Polygamie erlaubt nnd jedem Fürsten das Recht zugesprochen, dieselbe in seinem Gebiete einzuführen. Die römische Kirche dagegen fand kein Opfer zu groß, um die Rechte der wehrlosen Gemahlin Heinrichs VIII. und damit die Heiligkeit der Ehe zu vertheidigen, und es ist hier am Platze, das Zeugniß der Geschichte über diese Vertheidigung in den schönen Worten Montalemberts anzuführen:[3]) »Während des ganzen Mittelalters war das Leben dieser Väter des christlichen Volkes (der Päpste) ein beständiger Kampf für die Unauflöslichkeit des eheliches Bandes gegenüber den Königen und Feudalherren. Sicherlich besaßen diese letzteren, um ihre sinnlichen Leidenschaften im Verborgenen und

[1]) Ein zweites Wort an meine Kritiker. 14.

[2]) Der christliche Standpunkt in der Frauenfrage. 14. Zur Ehre Kötzschke's muß erwähnt werden, daß er obigen Worten hinzusetzt: »Daß ihm (Philipp) dieser Dispens, wenn auch mit Reserve ertheilt wurde, soll damit keineswegs gerechtfertigt werden.«

[3]) Die Mönche des Abendlandes. Bd. VII. Deutsch von Müller. Regensburg 1878. S. 137.

ohne Aufsehen befriedigen zu können, nicht die zahlreichen Mittel und Wege, welche das Leben der Höfe und die lockeren Sitten der modernen Salons ihren Nachfolgern bieten; aber zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Verhältnissen war es für die römische Kirche stets eine glänzende und unverletzliche Ehre, die Schwäche gerade in ihrer heiligsten und zartesten Seite, in der Freiheit und Reinheit der Frau, zu schützen. Vom heiligen Johannes dem Täufer bis auf Clemens von Droste-Vischering, Erzbischof von Köln, war fast immer die Ehe Veranlassung, wenn die geistliche Gewalt dem Schwert und den Ketten der Verfolger überliefert wurde. In dem einen Jahre 1095 waren die beiden mächtigsten Herrscher der Christenheit, der Kaiser Heinrich IV. und der König Philipp von Frankreich vom Papst wegen Verletzung des Ehegesetzes in den Bann gethan worden. Von Zeit zu Zeit sollten dieselben Beispiele sich wiederholen bis zum 16. Jahrhundert, wo ein Papst lieber das Königreich England vom hl. Stuhle sich losreißen sehen, als die Schmach auf sich laden wollte, an einen wollüstigen Tyrannen das Ehescheidungsrecht zu verschachern.«[1])

Nach den angeführten Aussprüchen Luthers versteht man wohl, was er meint, wenn er die Ehe preist als »eine Gottesgabe, das allersüßeste, ja keuscheste Leben über allem Cölibat, wenn's wohl geräth; wo's aber übel geräth, da ist's die Hölle.« Dem katholischen Christen war und ist die Ehe von den Zeiten der Väter an mehr (vgl. oben S. 152. 173). Daß aber Tausende von Christen die in keuscher Gottesliebe erwählte Jungfräulichkeit für süßer als jede irdische Ehe hielten und halten, und eben dadurch auch dem Ehestande die festeste Stütze gewähren, dafür hatte Luther allen Sinn verloren. Die in seinem Traubüchlein vorgeschriebene Ceremonie der Eheschließung aber ist gleichfalls eine schwache inconsequente Reminiscenz aus katholischer Zeit; dieselbe konnte »die weltliche Hantirung« der Ehe, zumal wenn »ein Christ mit einer Jüdin, Heidin oder Türkin wollte ehelich werden«, sicher nicht auf eine höhere Stufe erhoben.

Der protestantische Historiker Karl Hagen[2]) hat daher Recht mit

[1]) Vgl. Leos XIII. Encyclica über die christliche Ehe: »Arcanum«. »Igitur confitendum est de communi omnium populorum bono meruisse optime ecclesiam catholicam sanctitati et perpetuitati coniugiorum tuendae semper intentam; nec exiguam ipsi gratiam deberi, quod legibus civicis centum iam annos in hoc genere multa peccantibus palam reclamaverit, quod haeresim deterrimam Protestantium de divortiis et repudiis anathemate perculerit etc.«

[2]) Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformations-Zeitalter. Frankfurt 1868. II. 233 fg.

den Worten: »Luther nahm die Ehe als eine rein äußerliche, leibliche Verbindung, welche mit Religion und Kirche eigentlich gar nichts zu thun habe. Da die Befriedigung der natürlichen Begierde als der eigentliche Zweck der Ehe angesehen ward, wurde diese auch das vorzüglichste Motiv bei der Scheidung. Ja Luther ging so weit, dem einen Theil zu erlauben, außer der Ehe seine Begierde zu stillen, wenn die Ehe auch noch existirte, nur damit der Natur Genüge gethan werde, welcher man nicht widerstehen könne. Man sieht: Diese Ansicht ist fast dieselbe, welche man im Alterthum hatte, und wie sie später in der französischen Revolution wieder zum Vorschein gekommen.« Hiermit ist die Entheiligung der Ehe und die Entwürdigung der Frau durch Luther offenkundig dargethan. Wer die Naturalisirung und Verstaatlichung der Ehe als einen Fortschritt in der Civilisation ansieht, mag immerhin in Luther einen Reformator der Frauenwürde sehen, da dieselbe durch ihn vorbereitet worden ist. Die Wahrheit verlangt aber auch anzuerkennen, daß Luther sich hierdurch mit den christlichen Grundsätzen in Widerspruch gesetzt hat.

Auch in socialer Beziehung ist die Frau durch die revolutionäre Bewegung des 16. Jahrhunderts zurückgedrängt worden. Mit der Ächtung des freiwilligen Cölibats und der Behauptung, der Mensch könne nicht anders als entweder im Ehestande oder in Unzucht leben, war auch die selbständige Frauenarbeit im Princip vernichtet. Wenn die Hausfrau und Hausmutter im engsten Sinne als Ehefrau »das Frauenideal der Reformation« ist, dann ist die Lösung der Frauenfrage unmöglich geworden, solange man nicht jeder Frau die Möglichkeit zur Heirat bietet. Das hat nun die Reformation keineswegs gethan; sie hat aber getreu ihrem extremen Begriffe von der Häuslichkeit das Zunftwesen in der Unterdrückung der selbständigen Frauenindustrie nach Kräften unterstützt. Der Verachtung, welche die Zunftmeister auch gegen die berechtigte Frauenarbeit als gegen unstatthaftes Pfuscherwerk hegten, bot Luthers Lehre neue Nahrung und ein scheinbar edles Motiv, indem der Frau als einziger Beruf die Haushaltungsgeschäfte zugewiesen wurden. Der Sturm der sog. Reformatoren gegen die Frauenklöster und Beginenhöfe fand gerade bei den Handwerkerzünften lebhaften Anklang, weil hierdurch auch der in diesen Anstalten gepflogenen Frauenarbeit der empfindlichste Stoß versetzt wurde. Seit dem 14. Jahrhundert bereits war in Deutschland die Gewandindustrie der Frauen mehr und mehr überall durch die Schneider- und Weberzunft eingeschränkt worden.[1]) Im

[1]) Vgl. Norrenberg a. a. O. S. 88 fg. Übrigens können wir, wie aus dem Vorausgehenden S. 178 hervorgeht, Norrenbergs Meinung, der in den Genecien

Jahre 1457 traten z. B. die Schneider von Constanz gegen die Näherinnen mit der Beschwerde auf, daß sie goldene Meßgewänder und Kleider aller Art machten. Den Frauen wurde infolge dessen vom Rathe verboten, in Zukunft etwas Anderes zu machen als Leinen und Tuch, mit einigen Ausnahmen für Frauenkleider. In den folgenden Jahrhunderten wurde die Ausschließung der Frauen von solcher Arbeit aufs Äußerste getrieben. Die selbständige Arbeiterinnen-Existenz, welche im Mittelalter geblüht und einer drückenden Nothlage unverheirateter Frauen als schützender Damm entgegengestanden hatte, wurde im Fundament erschüttert, bis sie durch den bannenden Polizeistaat, den die Reformation begründen half, völlig vernichtet wurde. So sehr wir auch im Vorausgehenden grundsätzlich dafür eintreten mußten, daß die Frau im Gegensatze zum Mann im Hause ihren Wirkungskreis sehe, so wollten und konnten wir doch damit nicht den Lebensberuf der Frau nur darauf beschränken, als Ehefrau dem Manne eine idyllische Häuslichkeit zu schaffen, so daß für sie Ehelosigkeit gleichbedeutend wäre mit Berufsverfehlung. Die sog. Reformation hat dies gethan und dazu beigetragen, daß die hilflosen alleinstehenden Frauen wieder dem Elend und der Verachtung anheimfielen. Auf die Männer aber wirkte diese Art von Alleinherrschaft auf socialem und industriellem Gebiete eineswegs günstig. Der jedes idealen Aufschwunges bare, sog. spießbürgerliche Geist, unter dem die Männer nicht selten Knechte der Weiber wurden, hat sich in der Folge am widerwärtigsten entwickelt.

Mit einer gewissen psychologischen Nothwendigkeit wird der Mann, welcher als Sclave seiner Sinnlichkeit in der Frau hauptsächlich nur ein Mittel zur Befriedigung niedriger Gelüste sieht, ein Knecht und zugleich ein Verächter des Weibes. Wir sahen dies bei Petrarca; dasselbe ist bei Luther der Fall. In seinen Schimpfreden über die Frauen unterscheidet sich der letztere vom ersteren nur durch größere Rohheit. Die Art, wie er die »größere Weisheit« des Mannes aus der Körperconstitution herleitet, ist zu unflätig, als daß wir seine Worte anzuführen wagten.[1]) Die Folgezeit hat in Deutschland mit Vorliebe die Spottliteratur gegen die Weiber gepflegt.[2]) Ein protestantischer Prediger klagte i. J. 1593: »Daß man in jetziger Zeit so viele Hexen verbrennt, kommt nit zum wenigst mit daher, daß unzählig viel Scribenten so unflätig von den Weibern schreiben und sie schier alle insgemein für bös, giftig und von teuflischer Natur ausschreien, und rühmen

---

der höfischen Zeit zu sehr das Ideal der Stellung der Frau aus dem Volke sieht, nicht theilen.

[1]) Sie finden sich in den »Tischreden«. Eisleben 1865. S. 402 a. b.

[2]) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes VI. 390—397.

sich dann wohl, daß ungleich mehr Weiber als Unholde und Zäuberische verbrannt würden, denn Männer, so von Natur besser seien und nit so giftig, listig und verschlagen. Wodurch dann das Volk, das auf solche Scribenten hört, wider die Weiber erböst wird, und wenn sie verbrannt werden, sagen: ihnen geschieht recht, sie sind höllisch und tückisch gleich den Teufeln.« In Wittenberg wurden 1595 einundfünfzig Thesen verbreitet zum Beweise, daß die Weiber keine Menschen seien. Das Prügeln der Weiber wurde von Volksdichtern den Ehemännern empfohlen, um nicht Knechte im eigenen Hause zu werden. Petrarca hatte seiner Zeit geschrieben: »Der Mann wird stets Sclave der Frau, und ist dieselbe eifersüchtig, so wird die Sclaverei unerträglich«[1]).

Diese zur Leidenschaft gewordene Verachtung und Verspottung der Frauen ist dem eigentlichen Mittelalter geradezu unbekannt gewesen. Sie hat nicht wenig beigetragen, die Hexenverfolgung herbeizuführen, wobei das Weib eine Erniedrigung erfahren hat, wie kaum je vorher.

Die bei allen Völkern sich findende Meinung, daß namentlich Frauen durch magische Kräfte Unglück herbeiführen könnten, war bei den alten Deutschen gleichfalls im Keime vorhanden. Die Kirche ist diesem Hexenglauben das ganze Mittelalter hindurch entschieden entgegengetreten, ohne die Möglichkeit von teuflischen Einflüssen zu leugnen. In dem Beichtbuche des Bischofs Burchard von Worms († 1025) wird die Weisung gegeben, nachzufragen, ob ein Weib vorgebe, sie könne durch Zauberkünste die Gemüther der Menschen umändern oder ihre Güter beschädigen. Der seit dem 14. Jahrhundert auffallend verbreitete Hexenwahn begann im 15. Jahrhundert namentlich in Deutschland alle Gemüther zu beherrschen. Unter den verschiedenen Ursachen dieser geistigen Epidemie steht wohl obenan die von Luther betonte und in die Bekenntnißschriften der Protestanten übergegangene Lehre von der Allgewalt des Teufels über jegliches Geschöpf bei völliger Ohnmacht des sündigen Menschen.[2]) Wie Luther überall den Teufel

[1]) De remed. utr. fort. I. dial. 65 (Op. omn. p. 73).

[2]) Migne 140. col. 576. Decret. lib. XX c. 94. interr. 44.

[3]) Luthers Lehre ist, daß in den geistlichen und göttlichen Dingen, die sich auf die Seele beziehen, der Mensch einer Salzsäule gleicht, in welche das Weib des Patriarchen Loth verwandelt worden; ja er ist gleich einem Klotze oder Stein, der leblosen Natur, die weder den Gebrauch der Augen, des Mundes noch irgend eines Sinnes oder des Herzens hat. »Er ist gleich einem Pferde; reitet es Gott, so geht es, wie Gott will; wird es vom Teufel geritten, so geht es, wie der Teufel will.« Sämmtl. Werke herausgegeben von Walch 18. 19, 30, 50, 62. Vgl. die ausgezeichnete neueste Arbeit von Diefenbach, der durch seine langjährige Specialstudien auf diesem Gebiete Fachmann ist: »Besessenheit, Zauberei und Hexenfabeln«. (Frankfurter Broschüren XIV. Heft 4 S. 109.) Von demselben erschien früher »Der Hexenwahn«, Mainz 1886 und der Artikel im »Freiburger Kirchenlexikon« 2. Auflage »Hexenproceß«.

selbst gesehen, mit ihm disputirt und gekämpft haben will, ist bekannt. Es entstand namentlich protestantischerseits eine eigene Literatur von Hexenpredigten. Der Prediger Balthasar Bekker bezeugt in seiner »bezauberten Welt« 1691, daß »bei den Papisten ein solcher Teufelsglauben nicht gefunden werde, wie bei seinen Glaubensgenossen«. Diefenbach (a. a. O. 110) zählt in der Zeit von 1532—1674 36 protestantische Prediger mit ihren Werken auf, von denen 25 ex professo, die übrigen gelegentlich über und gegen die Hexen geeifert haben. Katholischerseits hat er trotz fleißigen Nachspürens nur das lateinische Werk des Weihbischofs Forner (1625) und eine Predigt eines Jesuiten (1743) finden können. Die Verwirrung der religiös-politischen Verhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert, die massenhafte Verbreitung abergläubischer Volksschriften trug in gleicher Weise zur Ausbreitung dieses Wahnes bei.

Die aus diesem Glauben hervorgegangenen Hexenprocesse, die in Deutschland in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Höhepunkt erreichten, fanden daher auch in Territorien mit protestantischer Bevölkerung am meisten Anklang. In katholischen Gegenden wurden sie vornehmlich durch das aufgeregte Volk veranlaßt. Besonnene Protestanten bekämpften ebenso wie Katholiken diese traurige Verirrung; hervorzuheben ist aber, daß die ersten sieben literarischen Gegner Katholiken waren, darunter die beiden Jesuiten Tanner und Spee. Des letztern i. J. 1681 erschienene cautio criminalis ist nach protestantischem Urtheile das wirksamste Werk, das je gegen diesen Mißbrauch der Justiz geschrieben worden ist. Außerhalb Deutschlands blieben Mittel- und Süd-Italien ganz von diesen Gräueln verschont; in Rom selbst ist nie eine Hexe verbrannt worden. In Spanien wurde die Bewegung bald unterdrückt. Dagegen wurde am meisten gegen die unglücklichen Frauen auf Grund dieses Wahnes gewüthet von dem fanatischen Katholikenfeinde Jakob I. von England, worin die puritanischen Republikaner ihm eifrig nachfolgten.

Der Abfall von der Kirche im 16. Jahrhundert war dem Gesagten zufolge für die Frau von den traurigsten Folgen begleitet, wenn auch sehr viele Anhänger der neuen Lehre besser waren als diese selbst und in glücklicher Inconsequenz die alten katholischen Ansichten in Uebereinstimmung mit dem gesunden Menschenverstande bewahrten. Trostreicher noch war das neue Leben, welches durch die mit neuem Eifer fortgesetzten Reformbestrebungen in der Kirche sich entwickelte und die Stellung der Frauen im christlichen Sinne schützte und verbesserte.

2. Während die Umsturzmänner gegen die gottgeweihten Jungfrauen und deren Asyle, die Klöster zu Felde zogen, die Würde der Ehe und die Stellung der Frau mannigfach schädigten, nahm die bereits begonnene aber

durch träges Zögern verkümmerte Reform des christlichen Lebens in der Kirche einen wunderbaren Aufschwung. Was sich in den Klöstern als unverbesserlich zeigte, wurde vom Sturm der Zeit hinweggefegt. In viele alte Orden aber zog ein frisches Leben ein, und eine Anzahl neuer Genossenschaften trat den Zeitverhältnissen entsprechend ins Leben. Der wahrhaft ritterliche Geist des Stifters der Gesellschaft Jesu, des hl. Ignatius von Loyola, durchdrang mehr und mehr alle Classen der Christenheit. Unter den Frauen ist durch Reformeifer und Erfolge keine berühmter geworden als die heldenmüthige Jungfrau Theresia von Jesus († 1582). An ihre geistlichen Töchter schrieb sie: »Ich wünschte, daß Ihr Euch durchaus nicht weibisch betragen möchtet, sondern wie tapfere Männer. Wenn Ihr Euererseits thut, was Euch möglich ist, so wird der Herr Euch so mannhaft machen, daß auch Männer sich darüber wundern werden.«[1]) Mit gerechtem Stolze kann die katholische Kirche fragen, ob irgend eine der von ihr abgefallenen Gemeinschaften ein Weib hervorgebracht habe, das an bewunderungswürdiger Weisheit, männlicher Kraft und weiblicher Zartheit im Glanze aller Tugenden einer Theresia nur von ferne verglichen werden könnte. Während die rohe Gemeinheit in Luthers Schriften mit Abscheu erfüllt, vertieft sich Niemand in Theresias Werke, in denen nach den Worten Leos XIII. mehr göttliche als menschliche Kraft herrscht, ohne mit edlen Gesinnungen erfüllt zu werden. Würdig neben ihr steht aber eine ganze Schaar von Jungfrauen, die durch den Lilienglanz ihrer sittlichen Reinheit nicht blos für ihre, sondern für alle Zeit eine staunenswerthe Wirksamkeit entfaltet haben. Angela von Merici († 1540) lebt in dem von ihr gestifteten herrlichen Ursulinenorden fast in allen Theilen der katholischen Welt. Für das weibliche Geschlecht wurden die Erziehungsanstalten der Ursulinen seit dem 16. Jahrhunderte das, was die Benedictinerinnen denselben im Mittelalter gewesen sind. In Spanien wirkte auf die Mädchenerziehung die außerordentliche Marina von Escobar († 1633), welche um die Reform des Brigittinenordens sich ähnlich verdient gemacht hat, wie Theresia um den Carmelitenorden. In Italien entfaltete die Dominicanerin Katharina Ricci († 1583), die mit dem in seiner Art einzigen hl. Philipp Neri in lebhaftem Briefwechsel stand, einen Einfluß auf die regierenden Fürsten, der an Katharina von Siena erinnert. Die fromme verwitwete Gräfin Luise Torelli von Guastalla entwickelte durch ihre »Angeliken« (gestiftet 1534), die gleichsam den weiblichen Zweig des Barnabitenordens bilden, eine apostolische Thätigkeit unter dem weiblichen Geschlechte, während sie in den »Guastallinnen« Fürsorge für arme adelige Mädchen

[1]) Weg zur Vollkommenheit. Cap. 7.

traf. In Südamerika blüht die engelgleiche Jungfrau Rosa von Lima († 1617). In Frankreich ruft die starkmüthige hl. Witwe Johanna Franciscavon Chantal († i. J. 1641) mit dem Abbilde der Sanftmuth Christi, dem hl. Franz von Sales den Orden von der Heimsuchung Mariä ins Leben. Der mit beiden in heiliger Freundschaft verbundene Apostel der christlichen Nächstenliebe, wie die Welt kaum einen zweiten gesehen hat, der hl. Vincenz von Paul, schenkt im Verein mit der edlen Witwe Luise von Marillac der Welt »die Töchter der Liebe« (Filles de la charité), die gegenwärtig unter dem Namen »Barmherzige Schwestern« nahezu 30.000 Mitglieder im Dienste der leidenden Menschheit zählen. Die lange Reihe von Frauen-Congregationen in allen Theilen der Welt, die zu ähnlichem Zwecke namentlich im gegenwärtigen Jahrhundert, mit zahlreichen Mitgliedern in der katholischen Kirche aufgeblüht sind, beschäftigen uns später. Vergleicht man damit die schwächliche und verschwindende Nachahmung, welche noch dazu mit Verleugnung der lutherischen Grundsätze auf protestantischer Seite seit 1821 in den Diaconissen ins Leben getreten ist, und die i. J. 1872 noch nicht 3000 Mitglieder zählte[1]), so konnte das Wort: »An den Früchten erkennt man den Baum« keinen Verständigen darüber im Zweifel lassen, wo der kraft- und liebevolle Geist Christi zu suchen ist. Der ehrwürdige Johannes Eudes gab der Neuzeit statt der »weißen Frauen« des Mittelalters in den »Frauen vom guten Hirten« die starken reinen Seelen, die sich der Hefe des weiblichen Geschlechtes erbarmen. Die Engländerin Maria Ward († 1645) rief im Auslande, da die Verfolgung des katholischen Namens ihr dies im Vaterlande unmöglich machte, zur Mädchenerziehung jene Congregation ins Leben, die nach der Aufhebung durch Urban VIII. i. J. 1630 die Veranlassung zur Entstehung der englischen Fräulein wurde. In England selbst entfaltete zur Zeit der heftigsten Verfolgung die edle spanische Jungfrau Luisa da Carvajal von 1605—1614 jene liebeglühende und

---

[1]) Busch, Hilfsbüchlein zur Orientirung auf dem Gebiete der innern Missionen des evangel. Deutschlands. Gotha 1872. S. 24 fg. — Sophie von Hardenberg führt in ihrer Schrift »Zur Frauenfrage« (S. 34) den großen Unterschied zwischen den barmherzigen Schwestern der katholischen Kirche und den Diaconissinnen zum Theil richtig auf die Lehre über die guten Werke zurück. Wie so viele sonst gebildete und edle Protestanten, so hat indeß auch diese hochachtbare Frau sonderbar irrthümliche Ansichten von der katholischen Lehre. »Die katholische Kirche,« meint sie, »lehrt das Verdienst der guten Werke, und zwar so, daß der Einzelne mehr thun kann, als für seine Person nöthig ist, und dieß Plus wird ihm und seinen Anverwandten zugerechnet zur Seligkeit.« Die so leichte Orientirung über die katholische Lehre in Möhlers Symbolik hätte Frau v. Hardenberg bewahren können, sich in diesem Punkte so unwissend zu zeigen.

apostolische Thätigkeit, welche Tausende von Männern bewundern, aber nicht nachahmen konnten.[1])

Vergleicht man die Zerstörung der Klöster in England durch den Frauenmörder Heinrich VIII. mit dem heutigen Zustande Englands, so ist der Sieg christlicher Jungfrauen über die schmachvollste Tyrannei eines königlichen Ehebrechers durch die Geschichte erwiesen. Als Heinrich VIII. i. J. 1536 mit Drohungen sein feiges Parlament zum Gesetze der Klosteraufhebung gezwungen hatte, wurden 374 kleinere Klöster auf einmal aufgehoben. Bis zum Frühling d. J. 1540 waren alle Klöster, darunter 168 große, beseitigt.[2]) Mit welcher Grausamkeit die »jungfräuliche« Elisabeth das Werk ihres Vaters fortsetzte, ist bekannt. Um es den englischen Mädchen unmöglich zu machen, im Auslande ein Frauenkloster kennen zu lernen, wurde auf die Erziehung von Kindern im Auslande Enterbung gesetzt. Im Jahre 1870 bestanden in England 334 Frauenklöster, die sich auf 69 Orden und Congregationen vertheilen. In Irland belief sich die Zahl der Frauenklöster im Jahre 1880 auf 302. In Schweden und Norwegen, wo die Revolution des 16. Jahrhunderts gleichfalls alle Klöster vernichtet hatte, hat die erst vor 50 Jahren entstandene Congregation der grauen Schwestern von der hl. Elisabeth den fanatischen Haß der sog. Reformatoren durch die christliche Liebe überwunden.[3])

Während Deutschlands Kraft und Blüthe durch heuchlerische fremde Eroberer im dreißigjährigen Kriege für Jahrhunderte vernichtet wurde, war es in Roveredo die männlich starke und doch so zarte Jungfrau Johanna Maria vom Kreuze († 1673), welche Wallensteins Verrath voraus verkündete und den Führern der guten Sache zurief: »Friede, Friede, Friede. Unsere Feinde sind die Franzosen und die Türken; gegen beide brauchen wir deutsche Hilfe, damit wir nicht mit unsern heiligsten Interessen zwischen beiden zerquetscht werden.« Ihre glühende Liebe zu Christus drängte sie, ihrer Vaterstadt eine blühende Mädchenschule zu geben, die sie selbst leitete. Die Unsittlichkeit verstand sie allein aus den Grenzen dieser Stadt mit einer Kraft und einer Klugheit zu verbannen, daß ihr Biograph auf Grund der

---

[1]) Vgl. Fullerton, Luisa da Carvajal. Köln 1874.

[2]) Vgl. Kobler, Die sociale Bedeutung der Klöster im Mittelalter und die nächsten Folgen ihrer Aufhebung in England, im 38. Bande der »Linzer theol. Quartalschrift.« 1885. S. 325. Ferner: Rohrbacher-Schulte, Universalgesch. der kath. Kirche. Bd. 24. 1873. S. 301 fg. Beide Darstellungen stützen sich auf protestantische Historiker, namentlich auf Spelmans History of sacrilege.

[3]) Vgl. Jungnitz, Die Congregation der grauen Schwestern. Breslau, 1892. S. 111.

zeitgenössischen Nachrichten schreiben kann[1]): »Es war ein herzrührendes Schauspiel, die wehrlose reine Jungfrau zu sehen dem vielköpfigen Ungeheuer der Wollust gegenüber, furchtlos, von den größten Wüstlingen gefürchtet, so daß sie durch ihre anerkannte Reinheit allen Schmutz entwaffnete und den Versunkensten emporhob zur Menschenwürde. Durch diese unbestrittene öffentliche Würde ihrer Tugend war sie eine Macht in allen Häusern ihrer Vaterstadt und machte ihre jungfräuliche Gottesliebe selbst der weltlichsten Gesinnung achtenswerth.« Im folgenden Jahrhundert wurde die arme Weberstochter Crescentia Höß (1682—1744) in ihrem Kloster zu Kaufbeuren das Orakel der Zeit, bei dem sich Bischöfe und Fürsten Rath erholten.[2])

Die Angriffe der sog. Reformatoren auf den Ehestand, die am härtesten die Frauen trafen, wies das Concil von Trient[3]) energisch zurück, so daß Leo XIII. in seinem Rundschreiben vom 10. Februar 1880 sagen konnte, »die Völker schuldeten der Kirche, die jederzeit für die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe gekämpft habe, nicht geringen Dank dafür, daß sie die höchst verderbliche protestantische Irrlehre über die Ehescheidung verworfen habe.« Mit der gesetzmäßigen Beseitigung der heimlichen Eheschließung hatte die Kirche ein langerstrebtes Ziel erreicht. Ihre fortgesetzten Kämpfe für die Ehe, in Folge deren sie heute als der alleinige unerschütterte Hort der Unverletzlichkeit der Ehe dasteht, wurden bereits angedeutet. Welche Ehefrauen die Kirche seitdem bis heute ebenso wie vordem im Mittelalter zu bilden verstand, mag man beispielsweise an Margaretha, der Gräfin von Richemond († 1509), der Mutter Heinrichs VII. von England[4]), an der allzuwenig bekannten Gemahlin des Kaisers Leopold I. Eleonore († 1720), an der großen Kaiserin Maria Theresia († 1780), an der heiligmäßigen Maria Christina von Savoyen († 1836) sehen.

Die Mädchenerziehung erhielt durch die neu gegründeten Frauenorden und durch den Einfluß der kirchlichen Reformation namentlich durch die Gesellschaft Jesu auf die Familien seit dem 16. Jahrhundert einen Aufschwung wie kaum je zuvor. Man schloß sich dabei der Hauptsache nach den im Mittelalter geltenden Grundsätzen an. Auch auf diesem Gebiete hat Luther in seinen diesbezüglichen Schriften lobenswerthe katholische Grund-

---

[1]) Beda Weber, Johanna Maria vom Kreuze und ihre Zeit. Regensburg, 1858. S. 73.

[2]) Vgl. Jeiler, Die ehrw. Crescentia Höß von Kaufbeuren. Dülmen, 1879.

[3]) Sessio XXIV, can. 5. 7.

[4]) Der Märtyrer für die Heiligkeit der Ehe, der gelehrte Bischof John Fischer bekannte als ihr Seelenführer, mehr geistige Anregung von ihr erhalten zu haben, als er ihr bieten konnte. Vergl. Kerker, John Fischer. Tübingen, 1860, S. 51.

sätze der Vorzeit, vermischt mit unberechtigter gemeiner Polemik gegen die Vergangenheit zum Ausdruck gebracht. Wenn er die mittelalterliche lateinische Grammatik, das Doctrinale des Alexander Gallus »Eselsmist« nennt, so zeigt er sich als unwissenden Nachbeter der jüngeren Humanisten, die das Doctrinale durch Hohn und Spott in Vergessenheit brachten, nachdem sie ganz bedeutende Anleihen bei demselben gemacht hatten.[1]) Die Förderung der Schule aber in seinem i. J. 1524 veröffentlichten Sendschreiben zur Errichtung christlicher Schulen und in seinem Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten solle, (1530) betonte nur das oben erwähnte Streben des Mittelalters. Der Franziskaner Dederich Cölde hatte um d. J. 1470 in seinem Katechismus den Eltern ebenso eingeschärft, daß sie »die Kinder frühzeitig zur Schule schicken sollen bei ehrbaren Meistern«. Um d. J. 1497 zählte die Mädchenschule in Xanten 84 adelige und bürgerliche Schülerinnen.[2]) Die vielfach aufgestellte Behauptung, daß die Volksschule der Reformation ihre Entstehung verdanke, ist historisch unbegründet;[3]) wahr ist, daß das Schulwesen nach großer Schädigung durch die Reformation von jener Zeit an einen großen Aufschwung nahm, wozu die neuen Orden wesentlich beitrugen. »Um das Jahr 1525,« heißt es in Enoch Widemanns Stadtchronik von Hoff, »fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast Niemand seine Kinder in die Schule schicken und studieren lassen wollte, weil die Leute aus Luthers Schriften soviel vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten, daher denn Jedermann den Pfaffen feind ward, daß man sie verhöhnte und vexirte, wo man konnte.«[4]) Luther selbst bestätigt diese Nachricht durch seine oben erwähnten Klagen über die üblen Folgen der Klösteraufhebung für die Kindererziehung. Nachdem er aber die kirchliche Autorität möglichst beseitigt, verlangte er von der weltlichen Obrigkeit die Ausübung des Schulzwanges, um die Kirche durch die Schule zu ersetzen. Während er in dieser Beziehung die Schule durchaus revolutionär im Gegensatz zum Mittelalter auffaßt, ist er in Bezug auf die Schulgegenstände conservativ. Für die Mädchen insbesondere hat Luther die Beziehung für das Haus im Auge behalten. Wo er über die Schule spricht, berücksichtigt er vor allem die Knaben.[5]) Für diese begnügt er sich

---

[1]) Vgl. Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgeg. von Kehrbach. 1892. II. p. XXXVII. Die genannte Gesellschaft bereitet eine kritische Ausgabe des Doctrinale vor.

[2]) Vgl. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes. I. 20 fg.

[3]) Alleker, Die Volksschule 3. Aufl. 1881. S. 13. Vgl. L. Kellner, Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern. 3. Aufl. Essen 1880. I. 238.

[4]) Kellner a. a. O. I. 240.

[5]) De instituendis pueris. Opera ed. Witebergae. t. VII. 438. 59.

mit der auffallend kurzen Schulzeit von ein oder zwei Stunden täglich; bezüglich der Mädchen verlangt er, daß man sie wenigstens eine Stunde in die Schule schicke. Die Gründe, welche er für die Schulbildung der Mädchenerziehung anführt, sind fast wörtlich dieselben, die wir oben von dem Dominicaner Perauld vernahmen. In den protestantischen Kirchenordnungen ist, wie von Luther selbst, die Erziehung der Mädchen für das häusliche Leben festgehalten. Die hessische Kirchenordnung vom Jahre 1526 bestimmt, daß in den großen und kleinen Städten, womöglich auch in den Dörfern Mädchenschulen eingerichtet werden sollen unter der Leitung gebildeter, in den Jahren vorgerückter und frommer Frauen, welche die Mädchen nicht blos in den Hauptstücken der Religionslehre, sondern auch im Lesen, Nähen und Sticken hinlänglich unterrichten und zur Pünktlichkeit und Geschäftigkeit anhalten sollen, damit sie späterhin tüchtige Hausfrauen seien.[1]) Einen wirklichen Fortschritt in der weiblichen Erziehung begründete dagegen der berühmte Humanist Ludwig Vives (1492—1540), in dessen Augen Luther »der Urheber der größten Übel« war.

An den englischen Hof zur Erziehung Marias, der Tochter Heinrichs VIII., von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien im Jahre 1523 berufen, schrieb er in dieser Stellung seine Abhandlung »Über die Bildung der christlichen Frau«.[2]) Er widmete dieselbe ebenso wie sein Buch über die Studienmethode der Knaben[3]) der Königin Katharina, die er eine »ausgezeichnet gelehrte Frau« nannte. Vives war der erste, welcher die Schulbildung der Mädchen in einem eigenen Werke abgesondert von der Anweisung zur Knabenerziehung behandelte. Die körperliche, sittliche und geistige sowie die praktische Ausbildung kommt in diesem Werke ausführlich zur Behandlung. Vives hat dabei, wie es seine Stellung am königlichen Hofe mit sich brachte, vor allem vornehme Mädchen im Sinne. Strenge betont er, daß der Mutter zuerst das Erzieheramt zufällt. Die schamhafte Züchtigkeit ist nach ihm das erste Haupterforderniß eines guterzogenen Mädchens. »Nicht leicht wirst du ein böses Weib finden, das nicht den Sinn für Schamhaftigkeit eingebüßt hat« (c. 4.) Da aber die Frau nicht blos für sich allein, sondern als Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu leben bestimmt, so soll sie auch geistige Bildung erhalten. Eine solide

---

[1]) Vgl. Norrenberg a. a. O. 82.

[2]) De institutione feminae christianae. Opera omnia ed. Basileae 1545 t. II. p. 650 sq. Vgl. Die Dissertation von F. Thibaut, Quid de puellis instituendis senserit Vives. Paris 1888. Die Ausführungen Thibauts über die Mädchenerziehung vor Vives (p. 68—78) lassen an Vollständigkeit und Richtigkeit nicht wenig zu wünschen übrig.

[3]) De ratione studii puerilis.

Geistesbildung ist bei der Frau nach seiner Meinung mit Sittenlosigkeit unvereinbar. Die Laster der Frauen, meint Vives im Übereifer für die Wissenschaft, seien zumeist aus Unwissenheit hervorgegangen.[1]) In der Anleitung zur Lectüre der lateinischen und griechischen Classiker hat Vives stets die praktische Rücksicht im Auge. Unter den Dichtern soll das Mädchen nicht jene kennen lernen, die Plato aus dem Staate verbannt wissen will, sondern die nützlichen wie Prudentius, Arator, Juvencus Paulinus. Dringend ermahnt er die Eltern, von der Tochter alle Lectüre ferne zu halten, die ihren reinen Sinn trüben könnte. Insbesondere möchte er die verderbliche Romanliteratur gänzlich beseitigt wissen. Er zählt derartige Bücher, welche in Spanien, Frankreich und Belgien am beliebtesten waren, einzeln auf, (c. 5) und nennt u. a. Amadis, Florisand, Tristan, Pontus und Sydonia, Melusina, Pyramus und Thisbe. Er beklagt insbesondere die »witzlosesten Witze« Poggios,[2]) die hundert Novellen Bocaccios und wundert sich, wie ehrenhafte Väter ihren Töchtern solche Bücher in den Händen lassen könnten. Im Jahre 1581 eiferte in Deutschland der Salzburgische Rath Johann Fikler ebenso gegen die »kurzweiligen Lustschriften und Tractätlein, die voller guter Schwänk und viesirlichen Bossen«, und nennt gleichfalls insbesondere die »Cento-Novelle«. »Vorerst zu solchen Büchern« rechnet er auch die Tischreden Luthers. Aus der Lesung solcher Bücher erfolge »Unzucht, Ehebruch, Jungfrauenschänden, Laster, welche allgemein in Schwung gekommen seien«.[3]) Diese »weltliche auf äußeren Schein berechnete Erziehung«,[4]) die im 13. Jahrhundert durch die Poesie der Troubadours im Gegensatz zu der soliden und strengen Klostererziehung in die vornehmen Familien Eingang gefunden und die mit solcher Lecture unzertrennlich verbunden war, trug nicht zuletzt die Schuld an der sittlichen Erschlaffung der folgenden Jahrhunderte. Bedenken wir, wie die hl. Theresia über ihre sonst so treffliche Mutter klagt, weil dieselbe der Lectüre von Ritterromanen ergeben gewesen sei und wie sie selbst als kaum herangewachsenes Mädchen mit der Abfassung eines solchen Romanes sich beschäftigt habe, so können wir die Warnungen des Spaniers Vives begreifen.

---

[1]) Nullam fere inveniemus doctam impudicam, immo vero pleraque omnia feminarum huius et superiorum saeculorum vitia . . . ex inscitia sunt profecta. De inst. femin. c. 4. Zu bedenken ist, daß Vives unter der »gelehrten« (docta) Frau stets eine gründlich unterrichtete im Gegensatz zu der Romanleserin versteht.

[2]) Infacetissimae Facetiae Poggii, centum fabulae Boccatii c. 4. p. 658.

[3]) Janssen, Gesch. des deutschen Volkes, VI. 384.

[4]) Jourdain a. a. O. p. 106.

Auf die religiöse Erziehung, die Lectüre der heil. Schrift und der Väter legt Vives ein Hauptgewicht. In Bezug auf Häuslichkeit will er, daß das Mädchen immer beschäftigt, die weiblichen Arbeiten übe und das Gesinde in sanfter Weise beaufsichtigen lerne. Mit Strenge tadelt er die Putz- und Gefallsucht und zeigt sich den öffentlichen Lustbarkeiten sehr abhold. Kurz, Alles zielt auf die Erziehung von charakterfesten Frauen ab. Erasmus hat in seinen Abhandlungen »De pueris liberaliter instituendis« und »Christiani matrimonii institutio«[1]) nicht wenig aus dieser Schrift Vives' entlehnt.

Wie im 15. Jahrhunderte Mapheus Vegius († 1458) nach dem Vorbilde Wilhelm Peraulds in seiner Erziehungslehre einen eigenen Abschnitt über die Erziehung der Töchter aufgenommen und dabei die heil. Monika als Erziehungsvorbild aufgestellt hatte[2]), so berücksichtigte der Cardinal Silvio Antoniano in seinem Werke über die christliche Erziehung, das er im Auftrage des heil. Karl Borromäus verfaßte und i. J. 1584 zu Verona erscheinen ließ, durchweg die Bildung und Erziehung der Mädchen neben der der Knaben.[3]) Vergleichen wir sie mit Vives' pädagogischer Abhandlung, die im Wesentlichen mit den Grundsätzen des heil. Hieronymus übereinstimmt, die classische Anleitung zur Erziehung der Mädchen von Fénelon[4]) († 1715), deren hauptsächlichen Inhalt wir oben (S. 84 fg.) mittheilten, so haben wir von der Zeit der Väter bis auf die neueste eine ununterbrochene Tradition der christlichen Mädchenerziehung.

Man kann Fénelon, der sein vortreffliches Werkchen auf den Wunsch der Herzogin von Beauvilliers schrieb, in Sachen der Erziehung kaum nennen, ohne an die Frau von Maintenon († 1719) und den Briefwechsel zwischen beiden zu denken, »bei dessen Lectüre man nicht weiß, ob man mehr die Klugheit, Aufrichtigkeit und seltene Einsicht dieser Frau oder den Tiefblick, Freimuth und Adel Fénelons in der Beurtheilung der Personen und Dinge vom streng priesterlichen Standpunkte aus bewundern soll.« Frau von Maintenon hat sich nicht blos durch die Einrichtung der Abtei von St. Cyr zu einer weiblichen Erziehungsanstalt, sondern namentlich durch

---

[1]) Opera omn. I. p. 421; V. p. 513 sq.

[2]) Buch III. Cap. 12 fg. In dem 2. Bande der Bibliothek der kathol. Pädagogik ist die Erziehungslehre des Vegius übersetzt von Kopp aufgenommen.

[3]) In deutscher Uebersetzung als 1. Band der genannten Bibliothek herausgg. von F. X. Kunz. Freiburg 1888. Vgl. Buch I. C. 46 fg., II. 94—96., III. C. 16. 46. 61.

[4]) De l'éducation des filles. Die erste deutsche Übersetzung erschien in Lübeck 1740; der Königin Therese von Bayern gewidmet ist die 1828 in München gefertigte; als beste wird die neueste von Kramer besorgte (Donauwörth 1876) bezeichnet. Vgl. Kellner, Erziehungsgeschichte 3. Aufl. I. 368.

ihre schriftlichen Anweisungen zur Mädchenerziehung [1]) eine angesehene Stellung in der pädagogischen Literatur erworben. Mit Ausnahme der ernsten wissenschaftlichen Studien, die sie für die Mädchen nicht für angemessen hält, stimmt sie in der Hauptsache mit Vives und Fenelon überein. Den erstern übertrifft sie freilich in praktischen Rathschlägen für die Mädchenerziehung. Niemand dürfte indeß in der Zeit, welche der großen Revolution vorausging, an Eifer für die Volkserziehung die große Kaiserin Maria Theresia mit ihrem Grundsatze: »Die gute Erziehung der Jugend ist die wichtigste Grundlage der wahren Glückseligkeit der Nationen«, übertroffen haben. Als wahre Landesmutter hat sie durch den Abt Ignaz von Felbiger († 1788) den Kindern ihres Reiches nach Kräften einen entsprechenden Unterricht zu vermitteln sich bemüht und in eigner Person sich zur Prüfung des Unterrichts in der Schönbrunner Schloßschule eingefunden. Von ihr gefördert traten die Bemühungen des als Bischof von Leitmeritz 1801 gestorbenen Ferdinand Kindermann um die Mädchenschulen ins Leben, indem mit der Volksschule die Anleitung zu Handarbeiten verbunden wurde [2]). Joseph II., der Felbigers Wirksamkeit alsbald aufhob, hat leider bewiesen, daß auch auf dem Kaiserthrone Männer von Frauen übertroffen werden können.

III. Der Einfluß der modernen naturalistischen Weltanschauung auf die Stellung der Frau.

Luther hatte das Band zwischen Glauben und Wissen, zwischen natürlicher Tugend und übernatürlicher Heiligkeit zerrissen. Die Wuth Luthers gegen die Vernunft, »die H... des Teufels«, gegen die Philosophie und die Wissenschaft ist ebenso unbegreiflich, wie sein Rechtfertigungsbegriff, wonach dem Menschen als der personificirten, unaustilgbaren Sünde die Heiligkeit Christi als verhüllender Mantel allen Sündenschmutzes gegeben wird. In gewissem Sinne den äußersten Gegensatz hiezu bildet die neuere Philosophie, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts den durch den Humanismus begonnenen Bruch mit der Vergangenheit radical weiterführte. Der natürliche Mensch allein mit seiner bloßen Vernunfterkenntniß und seinem sinnfälligen Wesen wird von dieser Philosophie anerkannt; jede höhere, durch Offenbarungsglauben vermittelte Erkenntniß, sowie eine Verklärung der natürlichen Sittlichkeit durch die übernatürliche Gottähnlichkeit wird von ihr geleugnet. Nach dem Gesetze, wonach die äußersten Gegensätze sich berühren,

---

[1]) Lettres et entretiens sur l'éducation des filles.

[2]) Vgl. Panholzer, Joh. Ignaz v. Felbigers Methodenbuch. Freiburg 1892. S. 45. 100 fg.

trifft indeß Luthers Entstellung der Menschennatur und des Christenthums mit dieser einseitigen naturalistischen Welt- und Menschenauffassung in den praktischen Folgen vielfach zusammen. Insbesondere ist dies der Fall bezüglich der Stellung der Frau in der Gesellschaft. Insofern hat die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts der ungläubigen Philosophie der Neuzeit in die Hände gearbeitet.

Wir müssen als bekannt voraussetzen, wie die von Baco von Verulam angebahnte empiristische Philosophie durch den Deisten Herbert v. Cherburg, durch Hobbes, Locke, Shaftesbury, Berkelay, Hume u. a. in England fortgebildet und nach Frankreich übergeleitet hier durch Voltaire, J. J. Rousseau, Diderot, d'Alembert, de la Mettrie u. s. w. großentheils den Umsturz der bestehenden Verhältnisse in der französischen Revolution herbeiführen half. Mit der Proclamierung der Menschenrechte haben die Umsturzmänner in Frankreich vor hundert Jahren die moderne Philosophie an Stelle des christlichen Sittengesetzes in's Volksleben einzuführen gesucht. Seitdem hat die sog. Humanität oder »die reine Menschlichkeit« überall mehr und mehr das Christenthum zu verdrängen und zu ersetzen gestrebt. Nicht sowohl der crasse Atheismus und Materialismus eines de la Mettrie und Helvetius haben der neuesten antichristlichen Zeit den Charakter aufgedrückt, als der naturalistische Deismus Jean Jaques Rousseau's (1712—1779). Des Letzteren Schriften haben wohl am meisten die revolutionären Bestrebungen gefördert. Seine Ansichten bildeten den wesentlichen Inhalt »der Menschenrechte«. Auch zu den Frauen hat Rousseau im Leben und in den Schriften eine so eigenthümliche Stellung eingenommen, daß wir ihn in diesem Abschnitte auf ähnliche Weise zum Ausgangspunkte nehmen können, wie Petrarca und Luther in den vorausgehenden. Ist Petrarca der erste moderne Mensch, dann offenbart sich in Rousseau derselbe moderne Geist, aber entwickelt und fortgeschritten. Die Lebensverhältnisse beider Männer tragen trotz bedeutender Unterschiede doch auch eine unverkennbar große Aehnlichkeit.

Rousseau's Geistes- und Herzensbildung beruht anstatt auf ernster und solider Geistesarbeit der Hauptsache nach auf Romanlectüre. Wenn letztere im 13. Jahrhunderte einen Umschwung in der Bildung herbeizuführen begonnen hat, wie oben bemerkt wurde, so ist Rousseaus Geistesrichtung recht eigentlich das Product derselben. Von seiner schöngeistigen Mutter, die bei seiner Geburt starb, erbte er nicht blos viele Romane, sondern auch das Wohlgefallen, mit dem er schon in früher Jugend gemeinschaftlich mit dem Vater dieselben las. Die Bemühungen des protestantischen Pastors Lambercier, dem Rosseau auf drei Jahre zur Erziehung übergeben wurde, vermochten die Folgen dieser Lectüre, die früh entflammte Sinnlichkeit und überreizte Phantasie nicht zu heilen. Vielmehr erhielt hier sein Leben nach derselben Richtung hin, wie

Rousseau in seinen Selbstbekenntnissen schildert, eine entscheidende Richtung, indem sich der dreizehnjährige Knabe in die dreißigjährige Tochter des Pastors, die den Vater in der Erziehung unterstützte, schwärmerisch verliebte.[1]) »Mit einem Blute,« schreibt er, »das fast von Geburt an zur Sinnlichkeit entflammt war, hielt ich mich rein von aller Befleckung bis zu dem Alter, wo auch das kälteste und trägste Temperament sich aufschließt. Lange Zeit gequält, ohne zu wissen wovon, verschlang ich mit brennendem Auge die schönen Frauen, rief mir in meiner Einbildung unaufhörlich ihr Bild zurück, lediglich um sie auf meine Manier in Thätigkeit zu setzen und mir aus ihnen lauter Fräulein Lambercier zu machen.« Wir haben hier Petrarcas Lauraschwärmerei im Kleinen. Rousseau's Leben ist von nun an ein beständiges Liebesgirren nach den Frauen, mit denen ihn die Verhältnisse zusammenführten. Als er das Haus des Pastors verlassen hatte, kam er durch die unkluge Verwendung eines gutmüthigen katholischen Pfarrers als sechszehnjähriger, unwissender und mit Romanen gefütterter Bursche nach Anecy zu der jungen, leichtsinnigen Frau von Warens, die von ihrem Manne getrennt lebte. Die 13 Jahre, welche er mit einigen Unterbrechungen bei dieser Frau zubrachte, vollendeten seine sittliche Charakterlosigkeit, der in intellectueller Beziehung ein fruchtbarer Dilettantismus in allem Möglichen entsprach. Mit seinen großen Geistesgaben erwarb er sich bei seinem Vagabundenleben in den Sprachen, in der Musik, und Philosophie einen blendenden Schein von Bildung ohne irgendwie in die Tiefe zu gehen. Nach der Frau v. Warens nimmt in der Folge, abgesehen von den unzähligen Liebschaften und Ausschweifungen, in Rousseaus Leben die ganz ungebildete Kellnerin Therese Levasseur die wichtigste Stelle ein, mit der er unter der Versicherung sie nie zu verlassen, aber auch nie zu heirathen, im offenen Concubinate lebte. Nach dem Tode Rousseau's heirathete dieses Weib einen Stallknecht. Die fünf Kinder aus dem Umgange mit ihr hat Rousseau bekanntlich ins Findelhaus geschickt, während er in seinem »Emil« den Grundsatz aufstellte: »Wer nicht die Pflichten des Vaters erfüllen kann, hat nicht das Recht, Vater zu werden.« Die Ungenirtheit, mit der Petrarca seiner Zeit sein Concubinat besprochen hat, erlaubt ihn auch in dieser Beziehung mit dem freilich viel fortgeschritteneren Rousseau zu vergleichen. In der sog. Einsiedelei, welche ihm seine »Freundin«, Frau von Epinay, in der Nähe von Paris hatte herstellen lassen, trat Rousseau der Schwägerin dieser seiner Gönnerin, der verheiratheten Frau d'Houdetot mit »Liebesanträgen« entgegen. Abgewiesen machte er sie zur Heldin seines Romanes »Julie oder

[1]) Vgl. die meisterhafte Skizze von Rousseaus Leben in L. Kellner's Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern. 3. Aufl. Essen. 1880. II. 3—41.

die neue Heloise«, den der Erzbischof Beaumont von Paris mit den Worten charakterisirte: »er flöße das Gift der Wollust ein, während er es zu verdammen scheine«. Auf den Wunsch einer Frau, der Gemahlin des Marschalls Luxembourg, schrieb Rousseau endlich auch sein allbekanntes Werk: »Emil oder über die Erziehung«, das im Jahre 1762 im Drucke erschien und worin er im fünften Buche seine Ansichten über die weibliche Erziehung ausspricht.

Rousseau ist eigentlich ohne Mutter aufgewachsen. Sein Wort: »Keine Mutter, kein Kind« hat sich an ihm insofern bewahrheitet, als er in der Frau nie die Mutterwürde kennen gelernt hat. Ebensowenig kennt er weibliche Ehre und Tugend. Das unschuldige Mädchen Marion, das er gemäß seinen Selbstbekenntnissen durch eine gemeine Lüge um Stellung und guten Namen brachte, ist für ihn nur ein »frisches hübsches Gebirgskind mit so sanfter bescheidener Miene, daß man es nicht ansehen konnte, ohne es lieb zu haben«. Die Frau ist ihm immer und überall bloß Genußobject. Mit 58 Jahren beschreibt er in seinen Selbstbekenntnissen die sinnlichen Reize der Frau v. Warens noch mit einer schwärmerischen Ueberspanntheit, die anekelt und abstößt. Vor gebildeten Frauen, die seinen schöngeistigen Anlagen Genuß verschaffen, vergißt er jegliche Manneswürde; bei ungebildeten, wie bei der Levasseur, ist die bloße Sinnlichkeit der Magnet, welcher ihn fesselt. Die Ehe ist auf diese Weise ihrer sittlichen Würde entkleidet; die enthaltsame tugendhafte Jungfrau existirt für Rousseau nicht. Die sog. höhere Gesellschaft des 18. Jahrhunderts in Frankreich hat wenigstens praktisch vielfach die Gesinnungen Rousseaus getheilt, so daß er als Repräsentant derselben gelten kann. Der »allerchristlichste« König Ludwig XV. hat seinen Vorgänger durch unchristliche Haremswirthschaft noch übertroffen, so daß er in dieser Gesellschaft obenan steht. Wie Ludwig XIV. das Leben des sittenstrengen Bossuet durch seinen Widerstand gegen dessen Mahnungen zu einer kaum erträglichen Sorgenlast gestaltet hat, so war Ludwig XV. durch seine Sittenlosigkeit Veranlassung zu dem heldenmüthigen Bußleben, wodurch seine heiligmäßige Tochter Mme Louise als Karmeliterin die Sünden ihres Vaters zu sühnen suchte.

Die unsittliche und unchristliche Betrachtungsweise des weiblichen Geschlechts der durch Rousseau dargestellten französischen Gesellschaft hat ihren schärfsten Ausdruck durch Voltaire gefunden in dessen berüchtigtem Schmähgedicht auf die Jungfrau von Orleans »La pucelle«. »In der Heldin von Orleans,« schreibt Strauß[1]) »konnte Voltaire sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe treffen: den Glauben an göttliche Offenbarung und den an weibliche Reinheit... Die Pucelle hat für uns

[1]) Voltaire, S. 69 in den »Laacher Stimmen«. Ergänzungsband II. 90.

nur mehr ein historisches Interesse, insofern das infame Gedicht den ganzen Voltaire, das ganze achtzehnte Jahrhundert enthält. »Kein Werk hat der Dichter mit mehr natürlicher Glut begonnen, so lange Zeit hindurch und mit so großer Sorgfalt und Liebe gehegt, wie dieses, kein Werk aber hat auch seine Zeitgenossen mehr bezaubert und unterhalten. In allen Salons, an allen Höfen Frankreichs und Deutschlands war es die Pucelle vor allen andern Dichtungen, die man immer und immer wieder verlangte. Dreißig Jahre hindurch war Voltaire eigentlich nur der Troubadour seiner Pucelle. Die Damen und Fräulein ergötzten sich an der öffentlichen Lesung derselben ebenso als die Graubärte und Stutzer. Während der Dichter in Berlin die Königin-Mutter damit erheiterte, verlor die Prinzessin Amalie in ihrem Versteck auch nicht ein Wörtchen davon ... Kurz die ganze gebildete Gesellschaft fand damals ihre Wonne in einem Buche, das man heute kaum in einer verrufenen Kneipe oder in einer Wachtstube dulden würde.« Gleichwohl ist diese Pucelle nach den Worten des Literarhistorikers Johann Scherr,[1]) der für einen großen Kreis der heutigen gebildeten Gesellschaft tonangebend ist, »ohne Frage Voltaires genialstes Werk und zugleich eine der culturgeschichtlich wichtigsten literarischen Schöpfungen des 18. Jahrhunderts, ein blankster Spiegel der Denkweise und der Sitten der Gesellschaft von damals. Um dem Werke Gerechtigkeit (!) widerfahren zu lassen, müssen wir uns durchaus der Gewöhnung an die idealische — und historische — Auffassung des Stoffes entschlagen, und uns auf den cynischen Standpunkt stellen, welchen Voltaire als den Standpunkt seiner Dichtung am Eingang derselben mit seiner gewohnten Offenheit bezeichnet. Von hier aus werden wir die Pucelle als das brillanteste Feuerwerk des Witzes und des Hohnes, welches jemals ausgeführt worden, als das leibhafteste Conterfei des 18. Jahrhunderts, als eine Fleischwerdung des Geistes dieser Periode voll Frivolität, Auflösung und Zerstörung bewundern (!) müssen; aber nur einen Schritt, ja nur einen Zoll breit von diesem Standpunkt entfernt, wird das Werk jedem unverdorbenen Gemüth nur Widerwillen und das Gefühl erregen, daß der Geist niemals in höherem Grade sich selbst verhöhnt habe, als er es hier gethan.« — Wer möchte sagen, daß diese »Verhöhnung des Geistes« im Leben und in der Literatur heute aufgehört habe, und daß »der cynische Standpunkt,« von dem aus Scherr diese Verhöhnung der Geschichte, des Christenthums und der weiblichen Tugend »bewundern muß,« nicht von einem großen Theile der heutigen Gesellschaft eingenommen werde? Die Verbreitung der Zola'schen Romane allein genügt, um diese Frage berechtigt erscheinen zu lassen.

[1]) Allgemeine Geschichte der Literatur. I. 235.

Rousseau leugnet trotz seines bekannten Zeugnisses für Christus und sein Evangelium die christliche Offenbarung. Sein wiederholter leichtsinniger Confessionswechsel ist, abgesehen von seinen Aeußerungen, der beste Beleg hierfür. Das Buch der Natur ist ihm die einzige Offenbarung. »Welche reine moralische Lehre, welches nützliche Dogma könnte ich etwa,« so fragt er, »aus einer positiven Religion schöpfen, die ich nicht auch durch den richtigen Gebrauch meiner Fähigkeiten auffinden könnte? Was Gott uns zu sagen hatte, das hat er unseren Augen, unserem Verstande, unserem Gewissen mitgetheilt.« Eine Erhöhung der Menschenwürde und der Ehe, wie das Christenthum sie namentlich zu Gunsten der Frau gebracht hat, fällt also für ihn weg. Seine sog. natürliche Religion, welche die Existenz eines höchsten Wesens wohl anerkennt, ist rein subjective Gefühlssache. Objectiv bindende Gesetze und Pflichten, wodurch dieses höchste Wesen die Verhältnisse der Menschen, also auch die gegenüber der Frau ordnet, kennt Rousseau nicht.

In Deutschland sind außer durch Basedow (1723—1790), den eigentlichen Apostel Rousseau's, auf pädagogischem Gebiete die naturalistischen Ansichten über die Frau durch Goethe in seinem Leben sowohl wie in seinen Schriften am meisten vertreten und verbreitet worden. Die Blätter von Rousseau's schmutzigen Selbstbekenntnissen nennt Goethe »leuchtende Sterne«. »Welch ein Geschenk für die Menschheit ist ein edler Mensch!« ruft er ihn bewundernd aus. So verwandt fühlte sich Goethe mit Rousseau und so ähnlich war er ihm in der unsittlichen Schwärmerei für Frauen, die er zugleich anbetete und schändete. »Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen, wie die Wocken.«[1]) Dieses Wort Goethes ist an ihm selbst, »im Brillantfeuer seiner Liebesflammen«[2]) namentlich in seinem Verhältnisse zu Charlotte von Stein in die Wirklichkeit übersetzt worden. »Die jugendliche Kraftfülle früherer Jahre erlosch fast gänzlich unter dem Pantoffel der schwachherzigen Sirene, an deren Theekessel »Glauben,« Unglauben und Aberglauben sich zum empfindsamen Bunde vereinigten. Sie und Goethe fabelten ewig von sittlicher Reinigung und hatten nicht so viel sittliche Kraft, die einfachsten Gebote des natürlichen Sittengesetzes zu beobachten. Durch ihren Einfluß schwächte sich Goethes Titanentrotz zu jener seichten Allerweltsreligion ab, die mit religiösen Gefühlchen wie mit Frauenempfindungen tändelt, jedes verbindliche Dogma in unver-

[1]) Sämmtliche Werke. Stuttgart. 1840. Bd. III. 199.

[2]) »Göthe bedurfte immer vieler weiblicher Herzen, in denen er sich spiegelte (!), an denen er näheren oder ferneren Antheil nahm«. Düntzer, Göthes Leben 1880 S. 307. Vgl. die gerechte Kritik, welche Baumgartner, (Göthes Lehr- und Wanderjahre 1882. S. 141.) an Düntzers Verherrlichung von Göthes unsittlichen Verhältnissen übt.

bindliche Stimmungen verduften läßt, alle großen Fragen der Menschheit theilnahmslos umgeht, über einem Kuß die ganze Welt vergißt und die unwürdigsten Liebeleien mit dem Namen von Religion, Pflicht, Liebe, Dankbarkeit und Menschenliebe bemäntelt. Goethe war (wie Petrarca) vollständig der Sclave eines Weibes und darum auch kleinlich, launisch, weichlich, empfindlich — wie dieses Weib. Es ist eine Schmach für das deutsche Volk, und ein unsäglicher Schaden für die deutsche Jugend, daß dieses traurige Verhältniß zu einem Glanzmomente in der Mythologie des Goethecultus emporgedichtet worden ist.«[1])

Wir haben diese scharfen und wahren Worte des berühmten Goethe-Biographen hier ausführlich hervorgehoben, weil merkwürdiger Weise Vertheidigerinnen wie Bekämpferinnen der modernen Frauenentartung Goethe für sich anrufen. Sophie v. Harbenberg, die über die »religiöse Indifferenz der Männer in Deutschland« jammert und in ergreifender Weise betont, daß die Kinder den Vätern »unsterbliche Seelen sein sollen, die hier auf Erden als Bürger des Himmels wachsen und reifen sollen«, diese Frau schreibt in derselben Schrift: »Nur einer unserer Geisteshelden, Goethe, verstand das, was das eigentliche Lebensprincip, der wahre Beruf der Frau ist, auf's Tiefste zu fassen, wenn er mahnt: »Erziehet die Frauen zu Müttern.« Aber sein Wort verhallte ungehört, unbeachtet, wenngleich er in seinen Schriften die reizendsten Vorbilder zeichnet.«[2]) Wir haben in der Folge noch zu zeigen, wie Goethe gleich Rousseau große Wahrheiten mit großen Irrthümern vermischt hat. Obiges Wort ist eine solche Wahrheit, die freilich Goethe selbst in ihrem ganzen Umfange kaum erfaßt hat. Man kann aber unmöglich Goethe deßhalb als einen Bahnbrecher auf dem Gebiete der Frauenerziehung bezeichnen, weil er eine alte bekannte Wahrheit ausgesprochen hat, nachdem er im Leben und in seinen Schriften die Ehre und Würde der Frau so oft geschändet hat.

Schweiger-Lerchenfeld freilich meint[3]): »Vom Musenhof zu Weimar ging die neue Parole zu neuem, idealem und rein menschlichem Herzenscultus aus, wie sich derselbe in seiner edelsten(!) Gestalt in Goethe und Charlotte v. Stein verkörperte. Und wie durch Zauberwirkung verpflanzten sich die göttlichen(!) Keime eines neuen Lebens in die Herzen des ganzen deutschen Volkes.« »Wir lesen Alle doch,« entblödet sich eine deutsche Frau nicht, zu schreiben, die gegen die Emancipations-

[1]) Baumgartner S. J., Goethes Lehr- und Wanderjahre. (Laacher-Stimmen. Ergänzungsbd.) V. 232.

[2]) Zur Frauenfrage. S. 8.

[3]) Frauenleben. S. 619.

gelüste der Frauen auftritt,[1]) »ohne die geringste sittliche Entrüstung z. B. von Goethe — um nur gleich den Größten als Beispiel zu wählen — wie er oft und immer wieder seines Herzens Wärme und den Enthusiasmus seiner großen Seele an eine andere Frau verschwendete. Der Einsichtsvolle findet das nur natürlich, eben seiner großen, schwer zu befriedigenden Seele wegen (!!) und nur der beschränkte Moralist hält sich tadelnd dabei auf.« Natürlich sollen im Sinne der Schriftstellerin nur solche große Seelen wie Goethe, Rousseau u. s. w. dieses Ehebruchs-Privilegiums sich erfreuen. »Aber,« so fügt Bebel, der hier wegen seiner Consequenz volle und ganze Anerkennung verdient, bei,[2]) »aber warum nur für die »großen Seelen« und nicht auch für die anderen, die keine »großen Seelen« sind und keine werden konnten. Für uns besteht dieser Unterschied nicht. Konnten ein Goethe und eine George Sand den Neigungen ihres Herzens leben, veröffentlicht man namentlich über des Ersteren Liebesaffairen halbe Bibliotheken, die von seinen Verehrern und Verehrerinnen mit einer Art andächtiger Verzückung verschlungen werden, warum bei Anderen mißbilligen, was, von einem Goethe und einer George Sand gethan, zum Gegenstand einer Art extatischer(!) Bewunderung wird.«

Von einem weitern Eingehen auf den Einfluß der deutschen Classiker in der sog. Aufklärungszeit auf die Stellung der Frauen müssen wir hier schon des Raumes wegen absehen. Das Ideal dieser Periode ist schließlich die emancipirte Culturdame, welche Janssen in Caroline Michaelis mit ihren Männern und Freunden so meisterhaft gezeichnet hat.[3]) Wir wissen den Werth von Goethes »Iphigenie« und »Hermann und Dorothea« wohl zu schätzen es wäre aber eine Ueberschätzung, wollten wir in den edlen Zügen dieser Gestalten schon jenes Ideal des Weibes erblicken, das wir in so vielen Frauen der christlichen Kirchengeschichte verwirklicht sehen und welches ein Dichter von Gottes Gnaden wie Goethe wie kaum ein anderer hätte zeichnen können, wäre ihm der Geist des Christenthums nicht so fremd gewesen. Das von ihm vergötterte »Ewig Weibliche« ist im Grunde doch nur die Sinnlichkeit und Sinneslust, der Cultus des Fleisches, der das Weib unter dem Scheine der Verehrung um seine Würde bringt.

Schiller, der so gern der Frauendichter genannt wird, steht bei all' seinen Schwächen unter den damaligen literarischen Größen in Jena und

[1]) Mathilde Reichhardt-Stromberg gegen Fanny Lewald bei Bebel Die Frau. 343.

[2]) A. a. O. 344. Vgl. den ehrenhaften Protest des gläubigen Protestanten H. Gelzer »gegen den Wahn, welcher dem Höherbegabten sittliche Willkür zugesteht« in dessen Werke: »Die deutsche poetische Literatur«. Leipzig. 1841. S. 280.

[3]) Zeit- und Lebensbilder. 2. Aufl. 1876, S. 156.

Weimar, am edelsten da, und zwar deshalb, weil die bedeutenden Werke seiner letzten Periode immer mehr eine Annäherung an eine christlich-sittliche Lebensanschauung offenbaren. Ob Sophie v. Hardenberg Recht hat, wenn sie die Schiller'schen Frauen nur »Theaterfiguren mit gespreizter Tugend und grandiosem Schein ohne Wahrheit« nennt, mag dahin gestellt bleiben. Es genügt aber, die beiden Gedichte »Männerwürde« und »Würde der Frauen« letzteres in der ersten unverkürzten Ausgabe zu lesen, um einzusehen, daß auch Schiller ein richtiges Verständniß des Verhältnisses der Geschlechter zu einander nicht vermitteln kann.

Der Vergötterung des Weibes in der Aufklärungszeit als dem einen Extrem tritt die pessimistische Philosophie Schopenhauers (1788—1860), der sich selbst »zu den Missionarien der Wahrheit an das Menschengeschlecht« rechnete, als das andere Extrem durch die schmählichste Herabsetzung des Weibes gegenüber. Ihm, der seufzend bekennt, daß er so schwer mit den Weibern brechen könne und doch so leicht mit den Männern, sind »die Weiber das in jeder Beziehung zurückstehende zweite Geschlecht, dessen Schwäche man demnach schonen soll, aber welchem Ehrfurcht zu bezeugen lächerlich ist. So haben auch die alten und orientalischen Völker die Weiber angesehen und dadurch die ihnen angemessene Stellung richtiger (!) erkannt als wir mit unserer altfranzösischen Galanterie und abgeschmackten Weiberveneration. Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen unserer ersten Kindheit,« fährt Schopenhauer fort, »eignen sich die Weiber gerade dadurch, daß sie selbst kindisch, läppisch und kurzsichtig, mit einem Worte zeitlebens große Kinder sind, eine Art Mittelstufe zwischen dem Kinde und dem Manne, welcher der eigentliche Mensch ist.«[1]) Man vergleiche mit diesen Schmähungen im 19. Jahrhundert, die sich bei Schopenhauer noch gemeiner finden, die Ansichten des Mittelalters über das Weib! Die socialdemokratische Forderung der legalisirten allgemeinen Prostitution oder der sogenannten »freien Liebe« ist endlich die letzte Consequenz der von Petrarca geübten, durch Luther bekräftigten, von Rousseau durchgeführten, an Goethe bewunderten Mißachtung der Frauenwürde.

2. Der Begriff der Familie in seiner Vollkommenheit hat die durch Christus wiederhergestellte religiöse Form der unauflöslichen Einzelehe zur Grundlage. Bei der genannten widerchristlichen Auffassung der Frau wird diese Grundlage erschüttert und beseitigt. Da die Religion nach Rousseau Sache des individuellen Gefühls ist, so gibt es weder eine religiöse kirchliche Gemeinschaft, noch hat die bürgerliche oder staatliche Gesellschaft mit

[1]) Parerga und Paralipomena. II. 277. 650.

der Religion etwas zu schaffen. Die Volkssouveränetät und der reine Rechtsstaat, in dem der sittliche Begriff der Autorität wegfällt, ist die Folge der Rousseau'schen Grundsätze, die er auch selbst in seinem »Contrat social« gezogen hat.

Auch die Eheschließung und -Gesetzgebung fällt somit ganz der Obhut dieses religionslosen Staates anheim. Aus dem christlichen Sacrament der Ehe wird die Civilehe. Hier nun hat die Reformation buchstäblich begonnen, was die französische Revolution vollendet hat. Luther's Bezeichnung der Ehe als »eine weltliche Hantirung«, die den Juristen zu überlassen sei, hatte Calvin deutlicher also ausgedrückt: »Es sei nicht genug, daß die Ehe von Gott eingesetzt sei, um für ein Sacrament zu gelten, denn auch der Ackerbau und das Schusterhandwerk seien von Gott, ohne darum Sacramente zu sein.« [1]) Im Gefolge der Wirren des 16. Jahrhunderts schritt daher die Civilehe einher.[2]) Zuerst wurde sie im J. 1580 in den Niederlanden eingeführt; in England wurde sie 1583 vorübergehend als Zwang auferlegt. Ihren Sieg über das Christenthum aber feierte sie erst in Frankreich, nachdem die deistische und materialistische Philosophie ihr den Boden bereitet hatte. Nach den Erklärungen in der Nationalversammlung: die Ehe sei ein rein bürgerlicher Vertrag, wurde im J. 1792 nur die vor den bürgerlichen Beamten geschlossene Civilehe als giltig anerkannt. Mit Napoleon hielt sie den Einzug in die von ihm eroberten Länder. Die Revolution des J. 1848 bahnte ihr auf's Neue den Weg, den sie seitdem nach Italien im J. 1866 und in das Deutsche Reich im J. 1874 genommen hat. In Nordamerika gilt die religiös geschlossene Ehe vor dem Staate[3]), wenn auch die facultative Civilehe frühzeitig eingeführt wurde.

Die Ehe als blos äußerer bürgerlicher Vertrag schließt naturgemäß die Möglichkeit der Ehescheidung in sich. Ueberall schreitet daher im Gefolge der Civilehe die Ehescheidung; sie findet sich aber auch ohne die Civilehe nothwendig dort ein, wo die sacramentale Würde der Ehe geleugnet wird.

---

[1]) Institut. lib. IV. c. 19. § 34 bei Rive, Die Civilehe. (Laacher Stimmen, Bd. VIII. 162.)

[2]) Die Vorstellungen, welche neuestens protestantischerseits, z. B. von Gerlach, und Sohm, gegen die Einführung der Civilehe erhoben worden sind, verdienen alle Anerkennung, lassen sich aber streng genommen mit Luther's Ansichten nicht vereinigen.

[3]) Vgl. Jannet, Les états-unis. t. II. ch. 18. § 4. Uebrigens sagt Jannet hier unrichtig, die obligatorische Civilehe sei in allen Ländern Europas eingeführt, mit Ausnahme Rußlands und Englands.

Luther hatte die Unauflöslichkeit der Ehe preisgegeben, die französische Revolution hat die Trennung zur Herrschaft gebracht. In Paris zählte man bereits im Jahre 1802—1803 neben 3000 Eheschließungen 900 Scheidungen. In der letzten Zeit sind in Frankreich innerhalb 5 Jahren 27.000 Eheauflösungen statistisch erwiesen worden. Ein neues Gesetz vom 17. Mai 1893 hat trotzdem die Ehescheidung noch mehr erleichtert. Auf der schiefen Ebene gibt es eben keinen Stillstand.[1])

Die Möglichkeit und Leichtigkeit der Ehescheidung macht aus der Ehe, was die Civilehe dem Princip nach ist, einen Kauf- und Miethscontract, und erniedrigt sie so zur gesetzmäßigen Prostitution. Deßhalb sieht es in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo die zwangsweise Civilehe nicht existirt, keineswegs besser aus als in jenen Ländern Europas, wo die Eheschließung als staatliches Monopol betrachtet wird. »Die Begriffe Ehe, Gattentreue und Ehebruch werden bald keine praktische Bedeutung mehr haben,« schreibt Jannet über Amerika[2]), »sobald die Ehescheidung allgemein in Uebung gekommen ist. Merkwürdigerweise ist gerade in den Staaten der Puritaner im Anfange dieses Jahrhunderts die Familie plötzlich wie durch eine Epidemie an die Ehescheidung ausgeliefert worden. Seit dem J. 1816 constatirte der Präsident Dwight mit Schrecken deren Fortschritt im Staate Connecticut. Diese Thatsache fiel zusammen mit der religiösen Corruption der meisten Secten. In den letzten Jahren ist in Connecticut durchschnittlich eine Ehescheidung auf acht Eheschließungen gekommen. Nicht selten kann man Männern begegnen, die nach einander vier oder fünf Frauen geheiratet haben. Für Diejenigen, welche glauben, die unauflösliche Ehe unterdrücke die Frau, empfehlen wir die Sittenbilder des fesselnden Romanschreibers Bret-Harte in Californien, der ohne jede Voreingenommenheit die Sitten des Westens geschildert hat. Dort kann man den schmerzlichen Zustand der Erniedrigung der unglücklichen Wesen sehen, die von einer Ehe zur anderen übergehen, ohne einen beständigen Herd zu haben und ihre Kinder behalten zu dürfen.«

In Verbindung mit dieser Entwürdigung der Ehe steht die Scheu, Kindern das Leben zu geben. Im Mittelalter bis tief in die Neuzeit und in gesunden Verhältnissen vereinzelt heute noch sahen die Ehegatten einen Stolz darin, eine zahlreiche Kinderschaar um den Familientisch versammelt zu sehen. Ueberall, wo die moderne Cultur ihren Einzug gehalten hat, ist das Gegentheil der Fall. In Amerika, wo die moderne »Kinderscheu« vordem unbekannt war, haben seit dem Jahre 1850 die Aerzte, die Publi-

[1]) Vgl. Wiener »Vaterland«, 1893. Nr. 139. S. 5.

[2]) Les États-Unis. I. 248. Vgl. oben S. 48.

ciſten und die Geſetzgeber nicht aufgehört, über dieſes Uebel die ergreifendſten Klagen anzuſtimmen. Unterm 6. Februar 1869 ſchrieb der »New-York-Expreß«[1]): »Wir lenken die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den Kindermord, der das große Verbrechen unſerer Zeit iſt. Dieſem Verbrechen muß die Verminderung der amerikaniſchen Bevölkerung in den meiſten Staaten, namentlich in Maine und Maſſachuſſetts zugeſchrieben werden. Der Unterſchied zwiſchen der heutigen Kinderzahl und der vor 20 Jahren iſt in dieſen Staaten ſo erſtaunlich, daß wir nicht wagen, ihn anzugeben. Die Thatſache an und für ſich iſt beunruhigend genug, ſei es nun, daß die Mütter ſich weigern, Kinder zur Welt zu bringen, aus Furcht, ſie unglücklich zu ſehen, ſei es, daß ſie die Grundſätze von Malthus angenommen haben. Erfahrene und berühmte Aerzte, die nach einem Mittel gegen dieſes Uebel ſuchen, haben uns verſichert, daß es in New-York mehr als ſechzig ſolch' elende Subjecte gibt, die ihr Brod damit verdienen, ja reich werden, daß ſie den kleinen Kindern das Leben nehmen. Nach anderen Berichten ſoll die Zahl dieſer Vampyre ſechsmal höher ſein.« Unſittliche Eheſcheu und Kinderſcheu bedingen ſich gegenſeitig.

Die vornehme Ruſſin iſt nach der Amerikanerin die unabhängigſte unter allen Frauen der Culturvölker. Selbſt die Frauen des Mittelſtandes ſehen die Führung eines Hausweſens als Beeinträchtigung ihrer Daſeinsfreude an. Die Pariſerin gilt der Ruſſin als höchſtes Ideal. Die Urſachen und Folgen hiervon hat der ſonderbare Graf Leo Tolſtoi, der die Worte des Evangeliums (Matth. 5, 28) mißbraucht, um jeden auch ſittlich geordneten ſinnlichen Genuß in der Ehe auszuſchließen und die Ehe im allgemeinen zur Unmöglichkeit zu machen, in ſeinem Romane: »Die Kreutzer-Sonate« beſchrieben.[2]) »Bei uns iſt unter zehn Heiratenden kaum Einer zu finden, der nicht nur keinen Glauben an das Sacrament hat, ſondern der nicht einmal an das glaubt, was er verſpricht. Der Mann will genießen und will nichts von den natürlichen Folgen, den Kindern wiſſen. Aber Kinder kommen und werden zum Hinderniß des beſtändigen Genuſſes. Und ſo muß der Mann, der nur nach Genuß verlangt, auf Mittel ſinnen, dieſes Hinderniß zu umgehen. Dazu hat man drei Auswege gefunden. Der erſte iſt, nach dem Recepte gewiſſenloſer Aerzte die Frau zum Krüppel zu machen durch Unfruchtbarkeit. Der zweite Ausweg iſt die Polygamie. Der dritte Ausweg iſt nicht einmal ein Ausweg, ſondern eine einfache, grobe, directe Uebertretung des Naturgeſetzes, welche von allen Männern im Volke und von der Mehrzahl der Männer in den ſog. ehrenhaften Familien begangen wird.«

[1]) Bei Jannet a. a. O. I. 252.

[2]) Die Kreutzer-Sonate. Aus dem ruſſiſchen Manuſcript überſetzt. 5. Auflage Berlin 1890. Vgl. Hiſt. pol. Bl. 106 S. 790.

Da unter solchen durch die Ehescheidung herbeigeführten Umständen die Frau in der Ehe kein sicheres Unterkommen mehr finden kann, so muß sie auf den Gedanken kommen, für alle Fälle sich selbstständig ihre Existenzmittel zu sichern. Es ist eine traurige Nothwendigkeit, wenn der Staat durch seine Gesetzgebung allein das Besitzrecht der Ehegatten auf ihre in die Ehe gebrachten Güter schützen muß, die weder mit der Idee der Ehe übereinstimmt, noch im Stande ist, gegenseitigen Uebervortheilungen dort vorzubeugen, wo der sittliche, beziehungsweise religiöse Begriff der Ehe aufgehört hat. Die Frau wird auf diese Weise durch »den Kampf ums Dasein« mit einer gewissen Berechtigung zu dem Verlangen gedrängt, mit dem Manne sociale Gleichberechtigung zu erhalten. Eine Zeit, welche die Ehescheidung durch Gesetze in die Lebensgewohnheiten aufnimmt, ist sicher eine entsittlichte und der Mann, welcher dieser Zeitströmung huldigt, wird leicht das Concubinat bezw. die Unzucht der Ehe überhaupt vorziehen. Petrarca und Rousseau, denen Goethe als »Herzensbrecher« nicht nachsteht, sind die Belege hierfür. Die Aussicht auf eine sittliche und glückliche Ehe vermindert sich also für die Frauen in dem Maße, als die Ehescheidung, sei es die staatlich genehmigte oder die durch Herzensentfremdung unter dem Scheine der Ehe bestehende zunimmt. Je mehr aber jene Aussicht, die für die große Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes wirklicher Lebensberuf ist, schwindet, desto mehr werden die Frauen genöthigt, an eine selbstständige Stellung gegenüber den Männern zu denken. Das Verlangen nach Emancipation steigt in der Frau als letzte Folge der Beseitigung der natürlichen und christlichen Grundsätze über die gegenseitige Beziehung der beiden Geschlechter auf.

Das Vorausgehende soll indeß keineswegs zu der Meinung verleiten, als hätte der Mann durch seine Schuld allein das Weib hierzu gedrängt. »Die Ehescheu der Männer,« sagt ein scharfer Kritiker unserer socialen Zustände, der aber wie viele Andere, die Angabe wirklicher Heilmittel schuldig bleibt[1]), »ist noch mehr eine Folge der Erziehung der modernen Mädchen als die Folge der erschwerten Erwerbsmöglichkeit der Gegenwart.« »Wenn man bedenkt,« sagt der Russe Tolstoi in seiner »Kreutzer-Sonate«, »unter welchen Bedingungen unsere jungen Damen erzogen werden, so kann man sich über das Verderbniß unserer gesellschaftlichen Kreise nicht wundern. Im Gegentheil, man kann sich nur darüber wundern, daß es nicht schlimmer ist. Denken Sie nur, von frühester Jugend an: Putz, Schmücken des Körpers, Schönheitspflege, Grazie, Tanz, Musik, das Lesen von Gedichten und Romanen, Theater und Concerte durch Hören und Ausüben und dabei die

[1]) W. Fischer, »Das Weib im Kampfe ums Dasein«. München. 1896. S. 45.

vollkommenſte phyſiſche Unthätigkeit, die Pflege des Körpers und die ſüßeſte, fetteſte Nahrung.« Bebel hat in ſeine unhaltbaren Ausführungen im deutſchen Reichstage[1]) leider die nur zu wahre Behauptung einflechten können: »In den herrſchenden Claſſen wird das Familienleben immer mehr zerſtört und zerfreſſen durch die Vergnügungsſucht, die immer mehr zur Herrſchaft kommt, während auf der andern Seite die Demoraliſation der Proletarierfamilien herbeigeführt wird, weil Mann und Weib von früh und ſpät in der Werkſtatt und in der Fabrik zu thun haben und ſich um die Kinder nicht kümmern können.« Die Frau aber, welche ihre eigenthümliche natürliche und chriſtliche Beſcheidenheit und Familienhaftigkeit verloren hat, ſteht ſicher auf Seiten der Emancipation, Revolution und Demoraliſation. Die Scheu vor der unauflöslichen Ehe mit ihrer ſittlichen Strenge und ihren Opfern iſt bei den genußſüchtigen, mit Romanlectüre großgewordenen Frauen der bemittelten Stände nicht geringer als bei den Männern. Die Proletarierfrau dagegen wird durch die Noth verleitet, in den Vorſpiegelungen der ſocialen Gleichberechtigung eine Erlöſung zu erblicken. Aus verſchiedenen Urſachen haben alſo Männer und Frauen zuſammen die ſog. Emancipationsbewegung herbeigeführt. Während in Nordamerika dieſelbe faſt ganz allein vom weiblichen Geſchlechte ausging, wurde ſie in England durch Männer eingeleitet. Shelley erklärte bereits vor 50 Jahren, daß ſich kaum ein Syſtem hätte erfinden laſſen, das eine gefliſſentlichere Feindſeligkeit gegen das menſchliche Glück enthielte, als die Ehe. In der Folge hat Stuart Mill in ſeinem oben erwähnten ſeichten und verderblichen Werke »Die Hörigkeit der Frau« den Satz populär zu machen geſucht: »Die Ehe iſt die einzige wirkliche Sclaverei, die unſer Geſetz kennt; es gibt keine geſetzlichen Sclaven mehr, außer den Herrinnen des Hauſes.«[2])

Wie die Frauen Nordamerikas durch die Betheiligung am öffentlichen Leben durch Ausübung des Stimmrechtes bei den Wahlen und durch eine darauf berechnete Schulbildung dem Familienleben entfremdet werden, wurde oben angedeutet. Uebrigens läßt ſich dort ebenſowenig wie anderwärts die geſunde Natur unterdrücken. Die Frauen machen nämlich keineswegs von dieſem Rechte ausgiebigen Gebrauch; wenn ſie aber bei den Wahlen erſcheinen, ſo geben ſie mit wenigen Ausnahmen nicht Frauen, ſondern Männern ihre Stimme.

Als die reifſten Früchte der Frauenemancipation darf man die weiblichen Univerſitätsſtudenten anſehen, zu denen die in der Nachäffung franzöſiſcher Sitten befangene vornehme Geſellſchaft in Rußland den größten

---

[1]) Am 6. Februar 1893.

[2]) Deutſche Ueberſetzung von Stöckmann. S. 116.

Theil liefert. Schweiger-Lerchenfeld, der keineswegs einer übertrieben tiefen und ernsten Lebensanschauung huldigt, schildert dieselben also:[1] »Das emancipirteste weibliche Völkchen Rußlands sind die Studentinnen, der Zahl nach mindestens 600 (im Jahre 1871). Es sind lauter lebenslustige kecke Dämchen, die mit ihren männlichen Commilitonen redlich die Zeit todtschlagen, indem sie in den Caffees herumlungern und bei dampfenden Papiros politische und unpolitische Themen durchhecheln. Der Ruf der Studentinnen ist so schlecht als ein weiblicher Ruf nur immer sein kann, obwohl sie fast ausnahmslos den besten Familien angehören. Uebrigens tragen die Eltern zumeist die Schuld an so wenig sittlichen Zuständen, denn sie selbst sind es, welche die jungen Damen nach St. Petersburg schicken.«

Man wird uns gegen die Behauptung, daß das Streben der Frauen nach socialer Gleichberechtigung das letzte Entwicklungsstadium der durch Rousseau, Basedow, Goethe u. a. vertretenen naturalistischen Weltanschauung sei, vielleicht einwenden, daß gerade Rousseau den natürlichen Unterschied zwischen Mann und Weib betont und Goethe die Erziehung des Mädchens für das Haus gefordert habe. Allerdings hat Rousseau die bereits von Chrysostomus (oben S. 158) ausgesprochene Wahrheit anerkannt mit folgenden Worten[2]: »Das Weib ist mehr werth als Weib und weniger als Mann; überall wo sie ihre Rechte geltend macht, hat sie den Vortheil; wo immer sie unsere (die des Mannes) an sich reißen will, bleibt sie hinter uns zurück ... In den Frauen die Eigenschaften des Mannes pflegen und diejenigen vernachlässigen, die ihnen eigen sind, heißt, sichtlich zu ihrem Nachtheile arbeiten. Die Schlauen unter ihnen sehen das allzugut ein, als daß sie sich dadurch irre führen ließen; indem sie es versuchen, unserer Vortheile habhaft zu werden, geben sie gleichwohl die ihrigen nicht auf. Allein die Folge davon ist schließlich, daß sie, außer Stande, beide ihrer Unvereinbarkeit wegen bewahren zu können, unter ihrer Höhe bleiben, ohne die unsere zu erreichen und so die Hälfte ihres Werthes verlieren.« Rousseau hat trotz seines Vagabundenlebens zu viel gesunden Menschenverstand bewahrt, um den durchgreifenden Geschlechtsunterschied in den Anlagen von Mann und Weib übersehen zu können. Die Unnatur der Frauenerziehung jener Zeit, welche Molière in seinen femmes savantes gegeißelt

---

[1]) Das Frauenleben der Erde. S. 584. Die Frage, was über das Frauenstudium zu urtheilen sei, haben wir oben (S. 78. fg.) behandelt. Seaman (Le système du gouvernement américain p. 264) sagt in Uebereinstimmung mit unserer Ansicht: Si la constitution et les talents de la femme la douent pour une sphère différente de la vie et non pour celle de l'homme, pourquoi les élever ensemble? Pour quoi ne pas les élever séparément?

[2]) Émile ou de l'éducation. (Paris 1844. S. 441).

hatte, rief zudem unwillkürlich eine Reaction der Natur hervor. Rousseau gab derselben, abgesehen von seinen Uebertreibungen, mit Recht Ausdruck, indem er die Rücksicht auf die körperliche Ausbildung betonte und das einseitige Uebermaß intellectueller Bildung zurückdrängen wollte. Stimmt er hierin mit Fenelon in Bezug auf die Mädchenerziehung bis zu einem gewissen Grade überein, so besteht anderseits zwischen beiden Männern eine unausfüllbare Kluft. Indem Rousseau jeden positiven Religionsunterricht und die Erziehung zu einem übernatürlichen Ziele verwirft, sieht er den Beruf des Weibes hauptsächlich nur darin, daß es dem Manne gefalle und angenehm sei. Dahin soll auch seine Erziehung abzielen. Fenelon dagegen betrachtet die zur Herzenssache gewordene religiöse Erziehung als Grundlage, wodurch die Frau zur Trägerin des religiös sittlichen Lebens werden soll. Rousseau's offenbar unsittliche Erniedrigung des Weibes unter den Mann führt aber nothwendig zu jener Beeinträchtigung der ehelichen Würde, welche eine Reaction der Frauen d. h. die Emancipation hervorrufen muß.

Nicht anders sieht es mit Goethes vielgerühmter Epistel über die Töchtererziehung aus. »Das immer beschäftigte Mädchen reifet im Stillen häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.« Goethe sieht diese Beglückung in der Wahl eines Mädchen »von Körper schön und schön von Seele«, dann fehlt, wie er in dem Liede »Wahrer Genuß« spottend hinzusetzt, »zum Glück der schönsten Ehe allein des Priesters Segen.« Wenn ein solches Mädchen gelernt hat, den Weinkeller, die Küche und den Garten zu besorgen, so ist sie geeignet, den Mann zu beglücken.

»Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch.
Wahrlich! Wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit; sie machen sich Arbeit
Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.«

Das Wahre in diesen Worten Goethe's verdient gewiß Anerkennung, und es wäre nur zu wünschen, daß seine Abneigung gegen die Leihbibliotheken von allen Frauen getheilt würde. Im Uebrigen aber wird man die Worte Goethe's über Mädchenbildung, welche jedes höhere Interesse unberücksichtigt lassen, kaum anders als spießbürgerlich nennen können. Der begüterten Frau, die Goethe allein im Sinne hat, ist die Beglückung des Mannes im engsten Sinne als Lebensberuf zugewiesen. Wenn Goethe endlich sagt: »Erziehet die Knaben zu Dienern, die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohlstehen,« [1]) so haben wir oben

[1]) Sophie v. Hardenberg hat dieses Wort zum Motto ihrer Schrift: »Zur Frauenfrage« gewählt.

(S. 68) in Bezug auf die Mädchen dieselbe Ansicht vorgetragen, ohne aber die Mutterwürde auf die physische Mutterschaft zu beschränken. Dagegen ist das Verlangen, die Knaben zu Dienern zu erziehen, eine Verkennung des Mannes, die nothwendig auch eine schiefe Auffassung der Frauenaufgabe in sich schließt, so daß wir mit Recht bezweifeln müssen, ob Goethe seine Forderung, die Mädchen zu Müttern zu erziehen, anders als im naturalistischen Sinne verstanden hat. Hätte Frau v. Hardenberg einen klaren Begriff von der persönlichen Würde, welche das Christenthum der Frau verliehen hat, so würde sie Goethe ebenso scharf, vielleicht noch schärfer beurtheilen als Jean Paul, von dem sie mit Unrecht behauptet, er sei der Erste, der den Frauen ihren realen Beruf verleidet habe.[1]) Jean Paul († 1825) hat in seiner »Levana«, die er auf Grund seiner Studien der Schriften von Rousseau, Basedow, Pestalozzi, Schwarz[2]) u. A. geschrieben hat, das Interesse für Erziehung angefacht. Wenn ihm sein Streben, über Goethe hinaus der Frau eine edlere Bestimmung vorzuzeichnen, nicht geglückt ist, so ist dies auf seinen unklaren Indifferentismus in religiöser Beziehung zurückzuführen. Derselbe Mangel haftet auch dem edlen, mit Fenelon verwandten Pestalozzi († 1827) an, der trotz der Vorzüge in seiner »Gertrud, die ihre Kinder lehrt«, doch nicht im Stande ist, die Lösung der höchsten Aufgabe der Mutter und damit der modernen Frauenfrage herbeizuführen. Das Streben nach einer gewissen principiellen Gleichheit der Frau wird, ja muß sich immer geltend machen. Wird es nicht durch die übernatürliche, religiöse Würde befriedigt, welche das Christenthum dem Weibe in einer Weise zuerkennt, daß in Christus jeder Geschlechtsunterschied aufhört, so wird man auf natürlichem und socialem Gebiete diese Gleichheit auf unnatürliche Weise herbeizuführen suchen und unvernünftige Emancipations-Bestrebungen einleiten. Aus dieser Quelle ist z. B. Stuart Mill's Anschauung geflossen, wonach er zur Herbeiführung einer glücklichen Ehe absolut gleiche und möglichst hohe Geistesbildung der Eheleute fordert. »Die sittliche Wiedergeburt der Menschheit wird erst dann wirklich beginnen, wenn die fundamentalste der geselligen Beziehungen (die Ehe) unter das Gesetz gleicher Gerechtigkeit gestellt wird und die Menschen lernen, ihre stärkste Sympathie mit einem an Rechten und Bildung Gleichen zu pflegen.« [3]) Diese sittliche Wiedergeburt ist durch Herstellung der religiösen Gleichwerthigkeit im Christenthum (vgl. oben S. 134) erfolgt; sie auf anderem Wege suchen, heißt einem Phantom nachjagen.

[1]) Zur Frauenfrage S. 9.

[2]) Letzterer († 1837) veröffentlichte außer seiner vierbändigen Erziehungslehre bereits 1792 einen »Grundriß der Mädchenerziehung«.

[3]) Die Hörigkeit der Frau. S. 138.

3. Zur vollen Erklärung der Erscheinung, welche heute unter dem Namen Frauen-Emancipation im Sinne socialer Gleichstellung der Geschlechter eine brennende Frage geworden ist, genügt indeß der Hinweis auf die Entchristlichung der Ehe und die genußsüchtige Demoralisation nicht. Hierzu haben vielmehr die großartigen Veränderungen im Verkehrs- und Erwerbsleben den letzten Anstoß gegeben, welche sich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts vollzogen haben.[1]) Die Erfindungen und die Verwerthung des Dampfes haben den Frauenhänden in den Familien kaum den zehnten Theil der Arbeiten auf dem Gebiete der Textil-Industrie gelassen, den sie vor dem 19. Jahrhundert hatten. Zur Besorgung der großen Maschinen können schließlich doch nur Männer verwendet werden während den Frauen nur gewisse Vorarbeiten bleiben. Durch die Nähmaschine ist die eigentliche Frauenarbeit des Nähens vermindert worden; dadurch hat aber das männliche Schneiderhandwerk ein neues Uebergewicht über die Frauenarbeit erlangt. Das Kleingewerbe droht überhaupt von der Fabriks-Industrie verschlungen zu werden. Andererseits findet durch die fabriksmäßige Herstellung mancher Lebensbedürfnisse das Weib, wobei wir zunächst immer nur die unverheiratete Frau im Sinne haben, bei Arbeiten Verwendung, die früher für sie nicht existirten. Hiedurch ist vielfach eine andere Arbeitstheilung zwischen Mann und Weib nothwendig geworden. Dieselbe hätte indeß ohne unüberwindliche Schwierigkeit und ohne tiefe Schädigung des Familiengeistes vor sich gehen können, hätte nicht mit der neuen Erwerbsart auch ein neues Erwerbsziel in der modernen Gesellschaft die Oberhand erhalten, das unter dem Namen Capitalismus bekannt ist. Waarenmengen werden fabriksmäßig erzeugt, nicht sowohl um den wirklichen Bedarf zu decken, als um Geld zu erwerben. Nach diesem Princip werden Waaren in Massen auf den Markt geworfen, die bei Weitem die Nachfrage übersteigen. Auch das Weib, das von der Existenzsorge auf die Handarbeit angewiesen ist, betheiligt sich an diesem capitalistischen Streben oder wird dazu mißbraucht. In Amerika ist nach dem Berichte Seaman's[2]) der Mangel an weiblichen Dienstboten, welche die häuslichen Arbeiten im Hause verrichten, ein empfindlicher, weil viele Frauen und Mädchen es vorziehen, in einer Fabrik oder in den Werkstätten eines Großhändlers durch Industriearbeit sich Geld zu verdienen. Das Verlangen nach Ungebundenheit und die Habsucht wirken hier zusammen. Durch das Zusammenströmen dieser Personen nach den großen

---

[1]) Vgl. Seaman, Le système du gouvernement américain. Bruxelles-Paris 1872. Chap. VI. sect. 3. p. 260.

[2]) A. a. O. S. 282.

Städten entsteht eine solche Concurrenz, daß die Arbeitspreise zu Hungerlöhnen heruntergedrückt werden. Die Gewinnsucht der Arbeitgeber wird durch die eigene Schuld der Arbeiterinnen begünstigt. »In den sogenannten stillen Monaten gibt es zuweilen Tausende von Näherinnen in New-York, die in größter Noth leben in Folge des niedrigen Arbeitslohnes, sowie des Mangels an Beschäftigung. Wenn eine große Anzahl von ihnen in die kleinen Städte und auf's Land zur Uebernahme häuslicher Arbeiten sich begeben wollte, so könnten sie dort bequeme Wohnungen und hinreichenden Lohn finden. Der Arbeitsmarkt der Näherinnen in den großen Städten würde dadurch frei.« Wer möchte behaupten, daß es in Europa anders ist als in Amerika? Das Wahlrecht nun haben die Frauen in Amerika gerade zu dem Zwecke an sich zu bringen gesucht, um die Arbeitslöhne der Arbeiterinnen zu verbessern. »Sie haben dabei vergessen, daß der Arbeitslohn durch die Verhältnisse, durch Angebot und Nachfrage, aber nicht durch allgemeine Gesetzesbestimmungen geregelt werden kann, wenn man nicht mehr Unheil als Nutzen schaffen will. . Die unglückliche Lage so vieler Frauen,« schließt daher Seaman, »ebenso wie vieler Männer, insbesondere der Näherinnen in den großen Städten, kann weder der Regierung, noch dem Gesetze zur Last gelegt werden, sondern den eigenthümlichen Verhältnissen, dem Zustande der Gesellschaft, den Vorurtheilen der Frauen und ihrer Abneigung gegen die häusliche Arbeit und ihrer Sucht, über ihren Stand hinaus im Leben aufzutreten.« Wenn aber eine Regierung durch einseitige und übertriebene Schulbildung — bezw. Schulzwang — den Mädchen die Freude an den häuslichen Arbeiten verleidet, so kann sie von der Herbeiführung solch' ungesunder Verhältnisse unmöglich entschuldigt werden. Hier nun geht die Frauenfrage in die sociale Frage über, und hier haben die christlichen Führer des Volkes noch viele Arbeit zu liefern.

Verlieren nun, wie es leider nur zu oft geschieht, und wie es durch die confessionslose Schule geschehen muß, diese Arbeiterinnen noch den religiösen Halt, dann vermehren sie das Heer der emancipirten oder der prostituirten Frauen. Die Schilderungen der Sittlichkeits-, bezw. Unsittlichkeitszustände der Großstädte liefern den Beweis hiefür. Hiernach gibt es kaum eine furchtbar ernstere Wahrheit in der Gegenwart als folgende: »Unter der absoluten Herrschaft des Capitalismus pflegt die Proletarierin ein fast wehrloses Object der Ausbeutung nicht nur in wirthschaftlicher, sondern auch in sexueller Beziehung zu sein.« Der Aufsatz[1]), dem diese Worte ent-

[1]) Krassl, »Das österreichische Privatrecht und die Prostitution.« In der »Monatsschrift für christl. Socialreform.« Begründet von Vogelsang. XIV. 73 Vgl. in Bd. XII. 13 fg. derselben Zeitschrift den Artikel: »Die Frauenarbeit.«

nommen sind, verdient die weiteste Verbreitung, um durch Thatsachen die Ueberzeugung zu verbreiten, daß in dem modernen Rechtsstaate nach allen Formen des »Rechtes« ein Mädchenhandel getrieben werden kann, der in den letzten Zeiten des römischen Reiches nicht schlimmer gewesen ist. Der Staat selbst macht diese unglücklichen Opfer des Lasters zu einem einträglichen Steuerobject, ohne ihnen die Möglichkeit zu bieten, sich aus diesem Elende zu erheben. Eine Schaar gewissenloser Aerzte sorgt dafür, daß nach dieser »Waare« eifrige Nachfrage ist, und die unter der Aufsicht des Staates arbeitende Presse sucht noch den letzten moralischen Widerstand in der Bevölkerung der Großstädte zu beseitigen. Unbeanstandet durfte der vor wenigen Jahren gestorbene Wiener Publicist Eduard Hügel schreiben, daß die Prostitution für das Weib ebensowenig schimpflich sei, als es für dasselbe schmachvoll sei, durch den Klang ihrer Kehle Geld zu erwerben, denn in beiden Fällen liege nichts Anderes als die wirthschaftliche Verwerthung körperlicher Fähigkeiten vor. Die »Musterwirthschaft« aber im Deutschen Reiche schildert der Dichter von Dreizehnlinden in dem Spruche:

»Fort aus dem Lande die stillen Beter,
Die staatsgefährlichen Uebelthäter!
Die Gründer, die Schinder, die Buhlerinnen,
Die bleiben drinnen.«

4. Der antichristlichen Entwürdigung der Frau gegenüber, welche seit der französischen Revolution mit raschen Schritten einer furchtbaren Katastrophe entgegenzueilen droht, macht das Christenthum, bezw. die katholische Kirche ihre unveränderlichen Principien in neuer Form und mit neuem Eifer geltend. Weder die Aufhebung der Klöster durch Joseph II. und andere Fürsten, noch der Vernichtungskrieg der französischen Revolution gegen dieselben, noch der preußische Culturkampf, in dem sich moderne Staatsgewalt mit protestantischem Fanatismus zu einer unserer Zeit fast fremden Grausamkeit vereinigten, sind im Stande gewesen, die christlichen Jungfrauen von der Wahl eines gottgeweihten Lebens abzuhalten. In den Gräueln der französischen Revolution wuchs Magdalena Sophie Barat (1779—1865)[1] die Stifterin der Frauen vom heiligen Herzen Jesu, heran, die neben den hervorragendsten Frauen aller Zeiten ihre Stelle durch heldenmüthige Tugend und tiefe Weisheit stets bewahren wird. Kaum minder groß ist ihre Schülerin, Philippine Duchesne, die den Indianermädchen in Canada eine opfermuthige Mutter geworden ist. Entsprechend der socialen Noth hat das Ordensleben des weiblichen Geschlechtes in der neuesten Zeit sich ganz vorwiegend der Uebung der christlichen Nächstenliebe in jeder Form

[1]) Vgl. ihr Leben von Baunard. Deutsche Uebersetzung. Regensburg 1880.

gewidmet. Fast jede Art der hilfsbedürftigen, leidenden Menschheit hat eine entsprechende katholische Frauen-Congregation hervorgerufen.

Es gibt eigene Schwestern zur Pflege von verwahrlosten Kindern, von Greisen und Greisinnen, von Irrenkranken[1]), von Wöchnerinnen u. s. w. Der berühmte Apostel der Aussätzigen, P. Damian de Veuster auf Molokai hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als barmherzige Schwestern zur Pflege der Aussätzigen zu erhalten. Der protestantische Arzt Dr. Fitch, welcher mehrere Jahre die Aussätzigen behandelte, unterstützte seine Bitten um diese Hilfe, indem er an den apostolischen Vicar u. A. schrieb[2]): »Sie wissen, ich bin Protestant, aber durch meine Erfahrungen in Californien weiß ich die Verdienste solcher Ordensschwestern hoch anzuschlagen. Dieselben können besser als andere Wärterinnen es fertig bringen, daß die Nahrung gut bereitet wird, die verwahrlosten Kinder die nöthige Pflege erhalten; sie lehren die Tugend üben, die Keuschheit lieben.« Der Wunsch wurde erfüllt.

Da wir uns auf die Aufzählung der einzelnen Congregationen und der hervorragenden Frauen in ihnen nicht einlassen können, möge wenigstens die Stifterin der Genossenschaft der »Armenschwestern vom heil. Franciscus« Franziska Schervier (1819—1876) hier Erwähnung finden, deren Jugendfreundin Clara Fey die blühende Congregation vom armen Kinde Jesu begründet hat. »Nicht blos die Schwestern, nein, die ganze Stadt Aachen hat ihre Mutter verloren,« hieß es, als die heldenmüthige Jungfrau gestorben war. Von 1848 bis 1889 wurden in Europa 36, in Amerika 15 Häuser dieser Armenschwestern in's Leben gerufen, worin sich 1892 nicht weniger als 1072 Mitglieder mit der Pflege armer Kranker, mit der Erziehung von Kindern und heimatlosen Mädchen und mit der Herstellung weiblicher Arbeiten beschäftigten. »Mit den Gaben eines stark ausgeprägten Gefühls für jungfräuliche Bescheidenheit und zuvorkommender Güte,« schreibt ihr Biograph,[3]) »verband Mutter Schervier eine männliche Charakterfestigkeit, seltene Selbständigkeit, rasche Auffassung der Verhältnisse, eine Thatkraft und einen Muth, die vor keiner Schwierigkeit oder Gefahr zurückwichen, wenn es sich um Erfüllung einer Pflicht handelte.«

Den weiblichen Dienstboten werden durch eigene Frauen-Congregationen Asyle für die Zeit der Unterstandslosigkeit eröffnet. Das wichtigste Bestreben unserer Zeit geht dahin, den alleinstehenden Arbeiterinnen in eigenen Häusern Wohnungs- und Zufluchtsstätten zu bieten. Norrenberg's

[1]) Vgl. Hist.-pol. Blätter 93. 699 fg.

[2]) Vgl. E. v. Falser, Leben und Wirken des P. Damian de Veuster. Paderborn 1892. S. 141.

[3]) Jeiler, Die sel. Mutter Francisca Schervier in ihrem Leben und Wirken dargestellt. Freiburg 1843. S. 11.

Handbüchlein zur Gründung und Leitung von Arbeiterinnen-Vereinen (1881) beweist, daß man den alleinstehenden Mädchen auf ähnliche Weise zu Hilfe kommen will, wie seiner Zeit Kolping den Gesellen, die durch die Neugestaltung der Verhältnisse des Familienlebens beraubt worden waren. Für jede Stadt ist die Einweihung eines ersten christlichen Arbeiterinnenhauses ein hochbedeutsames Ereigniß in socialer Beziehung.[1]) Ein solches trat für Wien am 2. October 1892 ein.

Was auf gläubiger protestantischer Seite zur Hebung der moralischen und physischen Noth des weiblichen Geschlechtes gethan wird, verdient dankbare Anerkennung, zumal hierdurch die Lehre von den guten Werken wenigstens in der Praxis anerkannt und so eine Annäherung an die katholische Wahrheit vorbereitet wird. Die sogenannten humanen Bemühungen der Freimaurerei und des religiösen Indifferentismus, die Noth vielmehr zu verdecken als zu beseitigen, kommen dagegen nur als Palliativmittel in Betracht.

Die katholische Kirche hätte jedoch mit den bereits angedeuteten Hilfsmitteln gleichfalls wenig Aussicht zu einer gründlichen Heilung der »physischen und sittlichen Entartung des modernen Weibes«, wenn sie nicht eine innere Erneuerung der Familie und der ganzen Gesellschaft auf den gesunden natürlichen und christlichen Principien herbeizuführen sich bemühte. Letzteres ist indeß in fortschreitendem Maße der Fall. Unter den zahlreichen Bemühungen, die weibliche Erziehung in richtige Bahnen zu lenken, mögen nur die Schriften des Bischofs Dupanloup erwähnt sein[2]). Einem Riesen gleich überragt die meisten Männer der neuesten Zeit an thatkräftiger und weiser Liebe für das wahre Wohl des Volkes und der Frauen der am 14. Jänner 1892 entschlafene englische Cardinal Manning. »Kraft eines höheren Gesetzes,« so äußert er sich über die Frauenfrage, »des Naturgesetzes, gehören alle Sorgen und alle Zeit der Mutter dem Kinde. Die Mutterpflichten gehen über alle Rücksichten niederer Ordnung. Es kann kein wahres Familienleben geben, wenn die Mutter nicht selbst ihr Kind pflegt; wo es aber kein Familienleben gibt, da ist die Grundlage eines Staates morsch, das sociale und politische Leben ruhen auf Sandboden. Der Minimallohn sollte schon hinreichen zur Ernährung der Familie, wenn nur das Verhältniß zwischen Capital und Arbeit gerecht wäre! Aber der bekannte Grundsatz unserer modernen Volkswirthschaft lautet: »Theuer verkaufen und billig einkaufen.« Was ist wohlfeiler als Frauenarbeit und die Halbtagsarbeit der Kinder? Die Frau muß von den Fabriken ausgeschlossen werden; denn Frauen haben sich durch den Ehecontract verpflichtet, eine Familie zu gründen und

[1]) Wiener »Vaterland«. 1892. Nr. 294. Beiblatt.

[2]) Außer seinem dreibändigen Werke: De l'éducation. (7. edit. Paris. 1866) veröffentlichte er: Lettres sur l'éducation des filles. Paris. 1872.

Kinder zu erziehen und haben weder das Recht noch die Pflicht, sich entgegen ihrem ersten Contract zu regelmäßiger Arbeit für so und so viel Stunden des Tages zu verpflichten.«

Auch in der Literatur und Poesie gibt sich der wahre christliche Rittersinn in Bezug auf die Frauen wieder kund. Welch anderer Geist als in Goethe's frivolen Sachen »Christel«, »Rettung«, »die Braut von Corinth« 2c. weht uns aus F. W. Webers Worten entgegen, wenn er über »Frauenhände, Frauenaugen« also singt:

O wie schön sind Frauenhände,
Die zum Werk sich emsig regen;
Wie viel schöner die am Busen
Warm ein holdes Kind umhegen.

O wie schön sind Frauenaugen,
Die in stiller Wonne leuchten;
Wie viel schöner, die in Rührung
Linde Thränen sanft befeuchten.

Doch die schönsten Frauenhände
Sind die zum Gebet verschränkten,
Und die schönsten Frauenaugen
Sind die demuthsvoll gesenkten.

Welche Sorge die Päpste dieses Jahrhunderts, insbesondere Gregor XVI., Pius IX. und der regierende Leo XIII. für die Heiligkeit und Festigkeit der Ehe getragen haben, ist aus ihren Kämpfen gegen die Mischehen, in denen der Herzensbund der Eheleute des festesten und tiefsten Fundamentes ermangelt, gegen die Civilehe und gegen jede naturalistische Entwürdigung der Ehe genügend bekannt. Kaum war Leo XIII. auf den Stuhl Petri erhoben, so trat er in seiner Encyclica »Inscrutabili« vor die Welt mit den Worten: »Die beste Erziehung der Jugend zur Festigkeit im religiösen Glauben und zur Lauterkeit der Sitten muß in der häuslichen Gesellschaft von den zartesten Jahren an ihren Anfang nehmen. Nachdem diese Gesellschaft (der Familie) in unseren Tagen kläglich erschüttert ist, kann sie nur durch jene Gesetze wieder hergestellt werden, durch die sie in der Kirche von ihrem göttlichen Urheber selbst begründet worden ist.« Was Leo XIII. sodann in seinem großen Rundschreiben über die Ehe »Arcanum« und über die Lage der Arbeiter »Rerum novarum« verkündet hat, ist nur die Ausführung und Begründung dieses Satzes. Im deutschen Reichstage hat Bebel am 6. Februar 1893 mit vielem Rechte behauptet: »Meine Herren, auf welcher Seite in der großen Bewegung der Gegenwart die Frau steht, da ist der Sieg, dessen seien Sie versichert.« Die Frau ist hiernach am Ende des 19. Jahrhunderts vor die Wahl gestellt, die falsche Emancipation der Revolution zu wählen oder die wahre erprobte des Christenthums.

Fassen wir das Resultat unserer historischen Betrachtung über die Stellung der Frau kurz zusammen, so lautet es: Die Geschichte bezeugt, daß die Frau immer und überall entsprechend ihren natürlichen Anlagen, einen anderen Thätigkeitskreis behauptet hat, als der Mann. Nur in Ausnahmsfällen vertauscht sie ihre Thätigkeit im Hause mit der des öffentlichen Lebens. Immer und überall erscheint die Frau im Gefolge, in Unterordnung und an der Seite des Mannes als seine Gehilfin. Wenn nicht die Witwenschaft oder die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse sie zwingen, denkt sie kaum daran, eine vom Manne gänzlich unabhängige Stellung einzunehmen. Weder im Alterthum noch in der Neuzeit, weder im Stande der Unterdrückung noch in dem der Freiheit haben Frauen ebenso wie die Männer durch Entdeckungen, großartige, originelle Werke auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst u. dgl. einen Anstoß zu großen Bewegungen gegeben. Sie haben interessante kleine Dichtungen und Romane geschrieben, auch bemerkenswerthe Versuche in der Geschichtsschreibung gemacht, in der Musik und Malerei sich geübt, aber unter den großen Historikern findet sich ebensowenig ein weiblicher Name wie unter den großen Philosophen oder unter den Meistern der Malerei, Sculptur oder gar der Architektur. In der Neuzeit haben einzelne sich anerkennenswerthe Kenntnisse in der Mathematik und den Naturwissenschaften erworben, aber keine Frau hat auf diesen Gebieten namhafte Erfindungen geschaffen. Im christlichen Mittelalter wenigstens und in der Neuzeit haben die Frauen kein Hinderniß gehabt, es hierin den Männern gleichzuthun.

Der geschichtlichen Erfahrung zufolge liegt ferner im Manne wie im Weibe eine bestimmte Neigung, das gegenseitige Verhältniß zu beiderseitigem Unheile zu verkehren. Insbesondere offenbart der Mann das Streben, seine Kraft gegenüber der Frau tyrannisch zu mißbrauchen und seiner Sinnlichkeit die Zügel schießen zu lassen. Bei allen Völkern mit nur scheinbaren Ausnahmen ist die Ehe und somit die Stellung der Frau mit der Religion im Zusammenhange gestanden. Das Christenthum allein hat mit Erfolg die Beseitigung dieser Unordnung angestrebt. Unter seinem Einfluß hat die unverheirathete Frau eine würdige und in den Grenzen der Weiblichkeit selbständige Stellung erhalten, während der Ehefrau auch in der beständigen Abhängigkeit von ihrem Gatten ihre Würde gewahrt bleibt. Indem aber das Christenthum das Verhältniß zwischen Mann und Weib, wie es am concretesten in der Ehe hervortritt, als niederes Abbild übersinnlicher und übernatürlicher Dinge betrachtet, die dem Menschen nur durch göttliche Offenbarung kund werden, werden wir genöthigt, die Offenbarung selbst über die Stellung der Frau zu befragen.

Dritter Theil.

Was lehrt die Offenbarung über die Stellung der Frau?

Die Natur sowohl wie die Geschichte geben auf eine Reihe von Fragen über die Stellung der Frau in der Gesellschaft keine befriedigende Anwort oder sie regen Fragen an, die dem Forscher auf beiden Gebieten Räthsel bleiben. Woher stammt die auffallende Thatsache, daß im Menschengeschlechte die Unordnung und Ausartung im Verhältniß der Geschlechter vielfach nahezu die Regel ist, während sie bei den unvernünftigen Geschöpfen die Ausnahme bildet? Die Natur bleibt die Antwort hierauf schuldig. Wie kommt es daß die Stellung der Frau bei allen Völkern mit ihren religiösen Anschauungen innig zusammenhängt, indem entweder in mythologischer Weise die Beziehungen zwischen Mann und Weib auf die Götterwelt übertragen werden oder die Ehe durch die Religion geregelt wird? Ganz im Stiche läßt uns die Natur, wenn wir nach einem Grunde suchen, warum überhaupt die Menschheit geschlechtlich verschieden ist. Man kann sich die Fortpflanzung auch ohne diese Einrichtung auf ungeschlechtlichem Wege wenigstens denken Mit dem Christenthum tritt die geschlechtliche Enthaltsamkeit aus religiösen Motiven als eine einflußreiche sociale Erscheinung auf, die einzig in ihrer Art ist und durch rein natürliche Beweggründe nicht erklärt werden kann Das Christenthum greift überhaupt mit nie gesehenem Erfolge in die socialen Verhältnisse ein und ist nach dem Zeugniß der Geschichte die einzige Macht welche der Frau eine würdige Stellung sichert. Unsere Arbeit wäre unvollständig, wenn wir eine Beantwortung dieser Fragen einfach übergiengen. Hierbei werden wir aber auf ein neues Gebiet geführt, auf das der göttlichen Offenbarung. Das Wort des Dichters bewahrheitet sich:

Die Natur ist Gottes Buch;
Doch ohne Gottes Offenbarung
Mißlingt darin der Leseversuch,
Den anstellt menschliche Erfahrung.

Der Schöpfer der Natur ist auch der Urheber der Offenbarung, und darum gehören beide Gebiete zusammen. Das Christenthum, dessen hauptsächlichste Grundsätze in Bezug auf die Stellung des Weibes wir schon im zweiten Theile kennen lernten, läßt sich unmöglich als eine natürliche Entwicklung oder menschliche Erfindung erklären. Alle diesbezüglichen Versuche waren bisher vergeblich und mußten es sein. Jesus Christus ist vielmehr nach seinen eigenen Worten als Verkünder übermenschlicher und übernatürlicher Offenbarungen aufgetreten und hat sich dabei auf göttliche Mittheilungen an das jüdische Volk vor seinem eigenen Auftreten berufen. Auf dem Wege nun, dieselben, so weit sie die Stellung des Weibes betreffen, eingehend darzulegen, begegnet uns die Frage nach der Wahrheit und Wirklichkeit der Offenbarung. Es gehört freilich vielfach zur modernen Bildung und »Wissenschaftlichkeit«, von vornhinein eine jede übernatürliche Offenbarung zu leugnen. Rousseau ist mit seinem Spotte über jede geoffenbarte Religion der Repräsentant der neuesten Zeit geworden. Diesterweg, den man den Vater der modernen Pädagogik genannt hat, verwirft alle und jede übernatürliche Offenbarung. »Der ist nur ein großes Kind,« meint Schopenhauer[1]) »welcher im Ernst denken kann, daß jemals Wesen, die keine Menschen waren, unserm Geschlechte Aufschlüsse über sein und der Welt Dasein und Zweck gegeben hätte. Es gibt keine andere Offenbarung als die Gedanken der Weisen (!) .... Fassen wir die überaus große intellectuelle Ungleichheit zwischen Mensch und Mensch ins Auge, so könnten allenfalls wohl die Gedanken des Einen dem Andern gewissermaßen als Offenbarungen gelten.« Wenn Schopenhauer, wie selbstverständlich, sich zu den »Weisen« gerechnet hat, so beweist diese seine Leugnung der Möglichkeit der Offenbarung, wie wenig Recht er dazu hatte. Der Satz: »Der Thor spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott«[2]) ist im weitesten Sinne eine unabweisbare Forderung des gesunden Menschenverstandes. Die unwiderleglichen Vernunftbeweise für das Dasein eines höchsten Denkers, den wir Gott nennen und als Schöpfer

---

[1]) Parerga und Paralipomena. Berlin 1851. II. 387.

[2]) Ps. 13, 1. Bebel (Die Frau 292) erklärt »den Theologen, der mit übernatürlichen transcendenten Lehren die Gehirne zu umnebeln sucht, für ein äußerst schädliches Individuum, wogegen der Kloaken-Auspumper, der die Menschheit vor gesundheitsschädlichen Miasmen schützt, ein sehr nützliches Glied der Gesellschaft ist.« Ohne das Verdienst des Letztern in Abrede zu stellen, müssen wir Herrn Bebel nach seinen bisherigen Leistungen die Fähigkeit, über Theologie und übernatürliche, transcendente Lehren ein Urtheil abzugeben, durchaus absprechen.« Die unglaubliche Anmaßung der socialdemokratischen Schriftsteller im Urtheile über theologische und philosophische Fragen einerseits und ihren Mangel an logischem Denken andrerseits beleuchtet aus ihren eigenen Aussprüchen sehr gut Klein, »Der Socialdemokrat hat das Wort«. Freiburg 1892.

jeder Creatur verehren, sucht der Atheismus durch einfache Leugnung zu beseitigen. So gewiß aber der eine Mensch seine Gedanken einem andern offenbaren kann, so sicher ist die Möglichkeit unbestreitbar, daß der unerschaffene Geist seine über alle menschliche Erkenntniß erhabene Wahrheit seinen vernünftigen Geschöpfen mittheilen kann. Christus hat die Bereitwilligkeit zur Annahme solcher Mittheilungen mit den Worten gefordert: »Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen.« Den kindlichen Sinn der Großen, welche Schopenhauer verspottet, erhebt Christus zur unerläßlichen Bedingung der Theilnahme an seinem Werke und seiner Lehre.

Ob aber die philosophische Möglichkeit einer göttlichen übernatürlichen Offenbarung zur Wirklichkeit geworden ist, das kann nur durch die Geschichte, bezw. die geschichtliche Forschung entschieden werden. In der historischen Person Jesu von Nazaret liegt die bejahende Antwort unwiderleglich vor. Von der Anführung der Beweise für die Gottheit Christi und die Göttlichkeit seines Werkes können, bezw. müssen wir mit Rücksicht auf die vorhandene reichhaltige Literatur hier Umgang nehmen. Kaum eine andere Unwahrheit hat so sehr den bösen Willen oder Denkfaulheit oder beides zugleich zur Voraussetzung als die Leugnung der gottmenschlichen Person Christi, die eigentlich als der Höhepunkt der göttlichen Offenbarung zu betrachten ist, mag nun diese Leugung von fanatischen Juden wie den Mördern Christi oder von verbissenen Gelehrten wie Strauß oder von phantastischen Romanschreibern wie Renan ausgehen. Der Sonnenglanz des Wortes Christi: »Ich bin die Wahrheit!« löst alle Nebel, die als Zweifel oder unbegründete Behauptungen gegen die Person und das Werk Christi von Celsus an bis heute sich erhoben haben, in Nichts auf. Nach dieser kurzen aber genügenden Auseinandersetzung mit den Leugnern der Offenbarung können wir an die Darstellung der geoffenbarten Lehre über die Frau, bezw. über das Menschengeschlecht überhaupt gehen. Wir sind hierbei genöthigt, die erhabensten und tiefsten Geheimnisse des christlichen Glaubens mit natürlichen Erfahrungsthatsachen in Verbindung zu bringen, um letztere durch erstere zu erklären, sowie die ersteren durch letztere verständlicher zu machen Es ist daher angemessen, vor allem an die Richtschnur zu erinnern, welche dergleichen Untersuchungen leiten muß. »Die vom Glauben erleuchtete Vernunft,« sagt das Vaticanische Concil,[1]) »erreicht, wenn sie mit Fleiß, Frömmigkeit und Besonnenheit forscht, unter Gottes Beistand ein gewisses und dazu höchst fruchtbringendes Verständniß der Glaubensgeheimnisse theils aus der Vergleichung mit den auf natürlichem Wege erkannten Dingen, theils aus

[1]) Const. dogm. de fide catholica c. 4.

dem Zusammenhange der Geheimnisse selbst untereinander und mit dem letzten Ziele des Menschen. Niemals jedoch wird sie in den Stand gesetzt, dieselben so zu erkennen, wie die natürlichen Wahrheiten. Denn die göttlichen Geheimnisse übersteigen gemäß ihrer eigenen Natur dergestalt die geschaffene Vernunft, daß sie auch nach ihrer Offenbarung und gläubigen Annahme dennoch mit dem Schleier dieses Glaubens bedeckt und in ein gewisses Dunkel gehüllt bleiben, so lange wir in diesem sterblichen Leben pilgern, fern von dem Herrn.«

1. Nachdem die heil. Schrift in ihrer der menschlichen Vorstellungsweise angepaßten Weise die Erschaffung des ersten Mannes durch Gott aus Nichts erzählt hat, fährt sie fort:[1] »Und Gott sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entsprechend sei, (die ihm gleich gegenüberstehe) ... Darum sandte Gott der Herr einen tiefen Schlaf auf Adam, und als er entschlafen, nahm er eine von seinen Rippen und füllte mit Fleisch ihre Stelle. Und Gott der Herr baute aus der Rippe, die er von Adam genommen, das Weib und führte es zu Adam. Und Adam sprach: »Das ist nun Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleische; sie soll Männin heißen, weil sie vom Manne genommen ist. Darum wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und wird seinem Weibe anhangen und sie werden zu einem Fleische sein.« — Klar und deutlich sind in diesen sinnlich anschaulichen Worten die gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter auf Grund der thatsächlichen Erschaffung des Weibes angegeben. Wir brauchen blos den historischen Sinn als Kern aus der dem Menschen angepaßten anthropomorphen Sprachweise wie aus der Schale herauszunehmen.

Dem Ursprunge wie dem Ziele nach sind hiernach Mann und Weib in gleicher Menschenwürde von Gott selbst zur innigsten Lebensgemeinschaft verbunden. Das Weib ist als unmittelbares Werk des Schöpfers aus dem Manne gebildet. Seitens des Mannes ist dieser Bildung des Weibes das liebende Verlangen nach seines Gleichen vorausgegangen. Gott selbst hat dieses Verlangen in die Worte gekleidet: »Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei«; er erregte ferner in dem ersten Manne dieses Verlangen, indem er ihn durch den Auftrag, alle lebenden Wesen zu benennen, zu der Erkenntniß brachte, daß in der ganzen sichtbaren Schöpfung kein ihm ebenbürtiges Wesen zu finden sei. Durch die Erschaffung des Weibes wird also das liebende Verlangen des Mannes nach der Gesellschaft mit einem vernünftigen Wesen befriedigt. Insofern kann man das Weib das Product der Liebe des Mannes nennen.

Auf den positiven Willen Gottes ist es aber sodann zurückzuführen, daß der Mann zur Lebensgenossenschaft nicht einen andern Mann, sondern

[1]) Genes. 2, 18 fg.

eben ein Weib erhält. Die Art und Weise aber, wie Gott seinen Willen und damit das Verlangen des Mannes zur Ausführung bringt, hat die innigste Liebesgemeinschaft zwischen dem ersten Menschenpaare zur Folge. Da der Mann im Weibe Fleisch von seinem Fleische sieht, so muß er mit Naturnothwendigkeit dasselbe lieben. »Wer sein Weib liebt,« sagt dementsprechend Paulus,[1]) »liebt sich selbst; denn Niemand hat je sein eigenes Fleisch gehaßt, sondern er nährt es und pflegt es.« Dieses Naturgesetz stellt daher die Offenbarungsurkunde als allgemeine Norm für das Menschengeschlecht in den Worten hin: Die Liebe zu den Eltern im Manne wird von der Liebe zum Weibe überwunden werden; die Eltern wird er verlassen und dem Weibe anhangen und es werden beide ein Fleisch sein. Die letztern Worte sind in dem ersten Menschenpaare, das den idealen Typus der Ehe darstellt, schon im Ursprung vor jeder geschlechtlichen Verbindung im erhabensten Sinne erfüllt. Adam spricht zum Weibe, das ihm Gott zugeführt und übergeben hat und in dem er eben sein Weib erkennt: »Das ist Fleisch von meinem Fleische.« Das Verlangen des Mannes, insofern es sich auf die Gesellschaft mit seines Gleichen bezog, ist erfüllt, ehe noch eine Geschlechtsverbindung stattgefunden hat. Der Ursprung des ersten Weibes aus dem Manne war ein jungfräulicher. Die menschliche Ehe besteht also ihrem Wesen nach in dem geistigen Liebesbande, das den Mann mit dem Weibe verknüpft. Der körperlichen beiderseitigen Hingabe geht eine sittliche und rechtliche gegenseitige Besitznahme der beiden Personen voraus, die direct vom Willen Gottes herbeigeführt ist. Unabhängig von Mann und Weib hat Gott selbst dieses Band zwischen Beiden geknüpft. Deßhalb folgert Christus: »Was also Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen.« Der Ehebund ist demnach der Offenbarung zufolge in seinem Ursprunge ein religiöser, unauflöslicher und einheitlicher.

Im Weibe erzeugt der von Gott herbeigeführte Ursprung aus dem Manne das Gefühl der Abhängigkeit und freiwilligen liebevollen Unterordnung. Indem das Weib aus dem Gebein des Mannes[2]) »aufgebaut« wird, erscheint es als ein Wesen, das mit dem Manne zu einem untheilbaren Ganzen vereinigt sein und bleiben, gleichsam wie ein Gebäude mit dem anderen »zusammengebaut« sein soll. Aber nicht durch blos natürliche Entwicklung, etwa wie bei der Zeugung, ist das Weib aus dem Manne

[1]) Ephes. 5, 29.

[2]) An sich ist es gleichgiltig, ob das hebräische Wort çela mit »Rippe« oder im weitern Sinne mit »Seite«, d. h. Gebein aus der Seite wiedergegeben wird. Jener dem Adam entnommene Leibestheil gehörte ihm nur insofern an, als Adam der Stammvater des Menschengeschlechts war. Der heil. Thomas drückt dies in seiner classischen Weise also aus: Costa illa fuit de perfectione Adae, non prout erat individuum quoddam, sed prout erat principium speciei. I. qu. 92. a. 3. ad 2.

hervorgegangen, sondern durch das unmittelbare Eingreifen des Schöpferwillens Gottes. Der Mann sieht also im Weibe sein »Gegenüber«, die ihm selbst eigne Menschennatur, welche das Weib nur in anderer Weise wie er selbst besitzt. Dieser directe Ursprung aus Gottes Schöpferwillen und die durch das verschiedene Geschlecht bezeichnete andersgeartete Existenzweise gibt dem Weibe neben der Abhängigkeit vom Manne eine persönliche Unabhängigkeit. Nicht als Kind des Mannes, sondern wie der Mann als Kind Gottes tritt das Weib in der Schöpfung auf. Mit dieser Unabhängigkeit bleibt gleichwohl die erwähnte Abhängigkeit bestehen, die der Apostel mit den Worten betont:[1]) »Das Weib ist aus dem Manne, nicht der Mann aus dem Weibe.« Nicht ohne den Mann, sondern mit ihm und durch ihn tritt das Weib vor Gott; aber auch der Mann erscheint vor Gott nicht ohne das Weib. Wie das Wesen so wird deßhalb auch der Name des Weibes vom Manne abgeleitet; die Gewohnheit aller Zeiten steht mit den Worten der heil. Urkunde: »Sie soll Männin heißen« im Einklange.

Seiner Bestimmung nach ist das Weib »die Hilfe« des Mannes; steht also wie dem Ursprunge so auch dem Ziele nach nicht selbständig neben ihm, sondern ist bei der Leistung ihrer Lebensaufgabe mit dem Manne in Abhängigkeit von ihm verbunden. Indeß ist diese Hilfe für den Mann doch wieder derart, daß er nicht nach Belieben darauf verzichten kann. Gottes Wille hat diese Helferin als eine gewisse Nothwendigkeit neben ihn gestellt. Eva ist dem Adam die unentbehrliche Hilfe zur Erfüllung seines Berufes, der Stammvater des Menschengeschlechtes im weitesten Sinne des Wortes zu werden. Zweifelsohne hat ja die Offenbarung zunächst die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes im Auge, wenn sie das Weib die personificirte Hilfe des Mannes nennt.

»Um wie viel passender,« sagt Augustinus[2]), »würden zum gemeinschaftlichen Leben und zur Unterhaltung zwei Männer in Freundschaft zusammenwohnen, als ein Mann und ein Weib! Und dabei hätte dieselbe Unterordnung stattfinden können, indem der zweite aus dem ersten Manne geschaffen werden konnte, wie das Weib aus dem Manne. Deßhalb sehe ich nicht ein, zu welcher Hilfeleistung das Weib geschaffen wurde, wenn man die Fortpflanzung bei Seite läßt.«

Dem entsprechend sind die Worte: »Es werden zwei in einem Fleische sein« noch mehr auf das Ziel der Erschaffung des Weibes als auf den

---

[1]) I. Corinth. 11, 8.

[2]) De gen. ad lit. l. IX. c. 5. (Migne t. 34. col. 396.)

Ursprung aus dem Fleische des Mannes zu beziehen. Die Ehe ist nach der Lehre der Offenbarung der ideale Höhepunkt und die Grundlage jedes Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Man muß aber auch, will man der Offenbarung gerecht werden, die eheliche Verbindung und ihren Zweck im idealen und religiösen Sinne auffassen. Danach ist es unmöglich, die von Gott gewollte Hilfeleistung des Weibes auf roh sinnliche Auffassung der Ehe oder die fleischliche Vereinigung zur Kindererzeugung zu beschränken.

Der erste und höchste Zweck des Schöpfers bei seinen Werken ist seine eigene Ehre und Verherrlichung. Auch dem zuerst geschaffenen Manne wie dem individuellen Menschen überhaupt ist demnach dieser Zweck als vornehmste Lebensaufgabe von Gott gestellt. In der gottgewollten Fortpflanzung seines Geschlechts hat nun der Mann gleichfalls zunächst diese Aufgabe zu erfüllen; zu ihrer Lösung ist ihm das Weib als Gehilfin im erhabensten Sinne gegeben. Auch diesem Zwecke zufolge hat der unlösliche und einheitliche Ehebund zwischen Mann und Weib vorwiegend religiösen Charakter. Es handelt sich darum, neue Ebenbilder Gottes hervorzubringen, die seine Verherrlichung auf Erden fortpflanzen sollen. Wenn Mann und Weib sich zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes verbinden, nach dem Worte: Sie werden zwei in einem Fleische sein, so weihen sie sich in der idealen Auffassung der Offenbarung zunächst beiderseitig Gott zu einem heiligen Dienste, zur Ausbreitung seines Reiches in der vernünftigen Creatur. Aus dieser gegenseitigen religiösen Hingabe der Eheleute an den Dienst Gottes entwickeln sich erst wie aus einer heiligen Wurzel die geheiligten Verpflichtungen der Eheleute gegen einander und gegen die Frucht der Ehe, das Kind. Nur im Namen Gottes haben Mann und Weib in der Ehe gegenseitig auf einander Ansprüche, die sie auch nur in den Schranken der von Gott gesetzten Normen geltend machen können. Die Frucht der Ehe aber ist von Anfang an seitens Gottes in der ursprünglichen Verbindung von Mann und Weib mit inbegriffen; ja in der Absicht Gottes geht bei der Gestaltung des Weibes aus dem Manne das Kind dem Weibe voran. In dem Auftrage an das erste Menschenpaar: »Wachset und mehret Euch,« hat Gott diese Absicht, die der Bildung des Weibes aus dem Manne zu Grunde lag, kundgegeben. Des Mannes Verlangen, das seine Verbindung mit dem Weibe hervorruft, ist demnach in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes auf die Nachkommenschaft gerichtet. Vater, Kind, Mutter oder die Familie zusammen bilden also gemäß der Offenbarungsurkunde das Menschengeschlecht.

Chrysostomus hat, um die Christen seiner Zeit an die Erhabenheit der Ehe zu erinnern, diese Gedanken in seiner anschaulichen Weise also

vorgetragen:[1]) »Die Macht der Einheit lernen wir aus der Ehe kennen. Gottes kunstreiche Schöpferhand hat den Einen (Mann) im Anfange getrennt in zwei (Menschen). Um nun zu zeigen, daß er auch nach der Trennung Einer bleibe, so läßt er den Einen nicht genügen zur Zeugung. Denn getrennt bildet er noch keine vollkommene Einheit, sondern die Hälfte derselben.[2]) Siehst Du hier das Geheimniß der Ehe? Aus dem Einen hat Gott einen (andern Menschen) geschaffen, und indem er die beiden wieder vereinigt, schafft er einen (neuen). Der Mensch nimmt daher seinen Ursprung aus der Einheit, denn Weib und Mann sind nicht zwei Menschen, sondern Einer . . . Denn wenn er (der Mann) das Haupt, sie (das Weib) aber der Leib ist, wie sind sie dann zwei? Sie ist wie die Schülerin, er wie der Lehrer; er wie der Fürst, sie wie der Unterthan . . . Und wie werden sie nun zu einem Fleische? So wie wenn Du Gold flüssig machst und mit anderem Golde vermischest, so nimmt das Weib zum Hegen und Pflegen auf, was der Mann ihr gibt, und nachdem sie das ihrige hinzugethan, gibt sie es dem Manne zurück; und so ist das Kind wie eine Brücke. Drei werden also ein Fleisch, indem das Kind beide verbindet. Wie nämlich zwei Städte, die durch einen Fluß getrennt sind, durch eine Brücke zu einer Stadt vereinigt werden, so ist es hier nur noch viel vollkommener, denn hier hat die Brücke dieselbe Wesenheit von Beiden. Eben deßhalb sind auch das Haupt und der Leib eins, indem sie durch den Hals nicht sowohl getrennt als vereinigt werden.« Dieses durch die Offenbarung begründete und in der Natur vorhandene Familienbewußtsein der Menschheit kommt in den Gewohnheiten und Satzungen der Naturvölker mehr oder minder deutlich zum Vorschein. Bei den Hindus gilt der Mann erst als vollkommen, wenn er aus drei vereinigten Personen besteht: ihm selbst, seinem Weibe und seinem Sohne.[3])

Wie bereits angedeutet, würde es aber ein gewaltiger Irrthum sein, der mit der Offenbarungsurkunde im Widerspruche stände, wollten wir die Bestimmung der Frau, die Hilfe des Mannes zu sein, auf die Fortpflanzung oder auf die Einzelehe beschränken. Auch abgesehen von der Vervollständigung, welche die Uroffenbarung in diesem Punkte durch Christus erfahren hat, ist es klar, daß das Gesetz: »Wachset und mehret Euch«, dem ersten Menschenpaare in seiner Eigenschaft als Repräsentanten des Menschengeschlechtes gegeben worden ist. Daraus läßt sich wohl für die Menschheit überhaupt

[1]) In ep. ad Coloss. hom. XII. (ed. Montfaucon XI. 418 sq.)

[2]) Diese Worte sind gemäß der oben S. 4 gegebenen Erklärung zu verstehen. Chrysostomus hat hier eben die Idee der Menschheit im Sinne und nur insofern nennt er den Mann oder das Weib »die Hälfte«.

[3]) Vergl. Riehl, Die Familie. 211.

das Gebot ableiten, sich durch ihre Glieder fortzupflanzen; man kann aber darin nicht für jedes einzelne menschliche Individuum eine bindende Vorschrift sehen.

Da der Mensch nicht blos ein Sinneswesen ist, sondern vor allem durch seine höhere geistige Natur seine Ebenbildlichkeit mit Gott dem Schöpfer offenbaren soll, so kann seine Lebensaufgabe nicht hauptsächlich in der physischen Fortpflanzung bestehen, geschweige denn in derselben beschlossen sein. Vielmehr schließt sich an dieselbe die leibliche und namentlich die geistige Erziehung als Fortsetzung und als der höhere Lebensberuf des Menschen an, und dieser Beruf kann von dem einzelnen auch unabhängig von dem Ehebande im eigentlichen Sinne erfüllt werden. In der Selbsterziehung und in der Bildung der Menschheit zu einem nach dem Willen Gottes geordneten Leben in dieser Zeit wie zu den Freuden der Ewigkeit erkannten wir bereits oben (S. 66 fg.) die Lebensaufgabe des Mannes wie des Weibes. Auf dem Grunde und nach dem Vorbilde der Einzelfamilie soll dieselbe sich durch das männliche Geschlecht mit der Hilfe des weiblichen in allen Gliederungen der menschlichen Gesellschaft vollziehen, Aber der Beitrag, den die beiden Geschlechter hierzu zu liefern haben, bleibt gemäß der Bestimmung der Frau zur Hilfe, sowie bei der physischen Fortpflanzung auf Mann und Weib in der Art verschieden vertheilt, daß das Resultat der beiderseitigen Thätigkeit ein einheitliches wird und das paulinische Wort in die That übersetzt wird: »Der Mann ist nicht des Weibes wegen geschaffen, sondern das Weib des Mannes wegen«.[1]) Wie dem Leibe nach in der Ehe Mann, Kind und Weib ein Fleisch bilden, das in dem Manne den Ursprung der Einheit hat, so soll auch in geistiger Beziehung der vollkommen gebildete Mensch eine zur Einheit verbundene Dreiheit sein. Die Würde und Autorität des Mannes, die Pietät des Kindes und die liebevolle Anmuth des Weibes verbinden sich zu dem vollendeten Ideale des Menschen.[2]) Hierbei tritt der Geschlechtsunterschied mehr zurück als in leiblicher Beziehung, ohne indeß ganz aufgehoben zu werden. Die Erhabenheit des Geistes über den Körper zeigt sich in der größern Einheit, die aber auch hier in der Autorität des Mannes ihren Grund hat. Schließlich erscheint in leiblicher wie geistiger Beziehung das ganze Menschengeschlecht auf diese Weise als ein einziger, familienhafter Organismus, der nur in dieser organischen Zusammengehörigkeit bestehen und sich entwickeln kann. Das Haupt nimmt unter den Gliedern des Leibes, die sich alle gegenseitig helfen, einen gewissen Vorrang ein. Wie aber das Haupt weder für sich allein

[1]) I Corinth. 11, 9.

[2]) Vgl. Die concrete Schilderung dieses Ideals oben S. 168.

besteht noch auch ihm ein anderes Glied z. B. das Herz gleichgestellt werden kann, so leitet die Autorität des Mannes als Haupt den Organismus der menschlichen Gesellschaft, während das Weib mit ihrer Lebensaufgabe dem Herzen in diesem Körper zu vergleichen ist. Die Frau dem Mann social gleichstellen heißt demnach einem Menschen das Herz nehmen, und dasselbe als zweiten Kopf neben den ersten und einzigen stellen.

2. Sahen wir im Vorausgehenden, daß die Offenbarung dem Weibe seine eigenthümliche Stellung im Interesse der Einheit in der menschlichen Gesellschaft angewiesen hat, so können wir jetzt fragen: Warum hat Gott gerade auf diesem Wege, nämlich durch geschlechtliche Trennung der Menschheit und durch die darauf beruhende Dreiheit von Vater, Mutter und Kind die Entwicklung der einheitlichen Menschheit herbeiführen wollen? Wir finden diese keineswegs unnütze Frage, deren Beantwortung an der Hand der Offenbarung neues Licht über die Stellung der Frau verbreitet, in der heutigen massenhaften Literatur über die Frauenfrage kaum einmal angedeutet. Nur in der Schrift: »Das Unrecht des Stärkeren in der Frauenfrage«,[1]) welche überhaupt ein tieferes Eingehen in die Sache, wenn auch vielfach auf falschem Wege anstrebt, begegnet sie uns in der Form: »Warum hat sich die Natur wohl zur Differenzirung der Geschlechter bequemt?« — Die vom Verfasser selbst gegebene unklare und unrichtige Antwort ist freilich nicht geeignet, den denkenden Menschen zu befriedigen. »Der ewige (!) Dualismus von Geist und Materie und das daraus sich ergebende Gesetz der Duplicität« soll die sexuelle Differenz herbeigeführt haben. Zu dergleichen handgreiflichen Ungereimtheiten führt die pantheistische Weltanschauung, welche weniger roh aber ebenso thöricht wie der Atheismus von einem persönlichen, über der Welt stehenden Gott nichts wissen will.

Die wahre Antwort auf unsere Frage liegt in den Worten der Offenbarung:[2]) »Laßt uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichnisse, damit er herrsche[3]) über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und die Thiere und über die ganze Erde und alles Gewürm, das sich regt auf Erden. Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; nach seinem Bilde schuf er ihn; Mann und Weib schuf er sie.« Wie jeder Mensch sowohl Mann als Weib in seiner unsterblichen, mit Vernunft und freiem Willen begabten Seele von Natur aus ein lebendiges Bild der ewigen allwissenden und heiligsten Wesenheit Gottes ist und dadurch befähigt wird, über die unvernünftige Schöpfung eine Art

[1]) Von Dr. Machetes. Leipzig 1891. S. 11.

[2]) Genes. 1, 25—27.

[3]) Der masoretische Text wie die LXX hat den Plural, wodurch indeß keine Änderung des Sinnes bewirkt wird.

königlicher Herrscherwürde auszuüben; wie diese natürliche Gottähnlichkeit durch die übernatürliche erhöht wird, lassen wir als bekannt bei Seite.[1]) Wir haben in den obigen Worten der Offenbarung nur das hervorzuheben, was für unsere Frage und die Stellung der Frau überhaupt von Bedeutung ist.

Christus hat der Menschheit das in voller Klarheit mitgetheilt, was in der Ansprache Gottes an sich selbst: »Laßt uns den Menschen machen« nur dunkel angedeutet war, daß nämlich die eine und einzige göttliche Natur in drei unterschiedenen und untheilbar miteinander in der Einheit des Wesens verbundenen Personen existirt. Vater, Sohn und heiliger Geist, wie wir gewöhnlich die drei göttlichen Personen nennen, sind ein Gott. Es legt sich also von selbst die Frage nahe: Ist in dem Menschen auch die Dreipersönlichkeit Gottes abgebildet gemäß jenem Worte: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde? Die allgemeine Lehre der Theologie bejaht dies für die geistige Seite des einzelnen Menschen. In der Seele des Menschen finden wir nicht nur die oben angedeutete Aehnlichkeit mit der einen göttlichen Natur; sie kann auch in ihren drei Grundbestimmungen oder Fähigkeiten als ein analoges Bild der drei göttlichen Personen in ihren Unterschieden aufgefaßt werden. »Der Geist des Menschen,« sagt Augustinus, »erkennt sein Dasein, er betrachtet sich selbst (im Selbstbewußtsein) und liebt sich. Hierin sehen wir ein Bild des dreieinigen Gottes.[2]) Allein dieses geistige Ebenbild hat auch an der niedern, leiblichen Seite des Menschen oder vielmehr der Menschheit seine Ausprägung erhalten,[3]) wenn man das Wort in genaue Erwägung zieht: »Mann und Weib schuf er sie«. Der ursprüngliche Hervorgang des Weibes aus dem Manne durch die Liebe und der Ursprung des Kindes aus dem Manne durch die Zeugung sind ein schwaches Bild des Ausganges des Sohnes aus dem Vater und des hl. Geistes aus beiden.

Indem Gott als der Urgrund alles Seins von Ewigkeit sich selbst erkennt, stellt er sich als dem erkennenden Gotte den erkannten Gott, d. h. sich selbst sein eigenes und einziges geistiges Bild gegenüber. Aehnlich tritt dem Menschen die Erkenntniß seiner selbst personificirt gegenüber, wenn er »Ich« spricht; der sprechende und der im Worte »Ich« ausgesprochene Mensch bleibt in der That nur ein und dieselbe Person, obwohl sie dem Begriffe nach verschieden sind. Während nun der Menschengeist durch diese ausgesprochene Selbsterkenntniß wohl einen neuen Namen für sich, aber kein

---

[1]) Vgl. Scheeben, Handbuch der kathol. Dogmatik. II. 125 fg.

[2]) De trinitate XIV c. 8. Vgl. Thomas Aqu. Summa I, qu. 93. Heinrich. Dogmatische Theologie. 6 Bd. 322 fg.

[3]) Der heil. Augustinus (de trin. XII c. 4) und mit ihm der heil. Thomas (I qu. 93. a. 6. ad 2) verhalten sich gegen diese Deutung ablehnend. Auf die Unzulänglichkeit ihrer Gründe hat aber richtig Scheeben, Dogmatik II. 139. hingewiesen.

neues persönliches Wesen hervorbringt, das ihm vollkommen gleich gegenüber stände und mit ihm im Besitze derselben untheilbaren Natur verbunden bliebe, ist dies bei Gott der Fall, weil in Gott Erkennen und Sein dasselbe ist. Wir nennen dieses geistige Wort gleichsam das »Ich« Gottes, wodurch Gott sich selbst erkennt oder den Sohn Gottes und drücken den geistigen Vorgang in der menschlichen Redeweise mit dem Worte aus: Gott als der Vater erzeugt seinen Sohn.

Wie der Mensch aber nicht blos sich selbst erkennt, sondern auch sein eignes erkanntes Ich liebt, also in sich selbst neben einem erkannten auch ein geliebtes Ich wird, so geht auch aus Gott und der göttlichen Erkenntniß seiner selbst die ewige göttliche Liebe hervor. Diese göttliche Liebe verbindet die Person des Vaters oder des erkennenden Gottes mit der Person des Sohnes oder des erkannten Gottes. So wie aber das erkannte Ich in Gott eine eigene Person bildet, so auch das geliebte.[1]) Die persönliche göttliche Liebe, die aus dem Vater und dem Sohne hervorgeht und beide mit einander verbindet, nennen wir den heiligen Geist. Das Ausströmen oder das Hauchen des Athems aus dem Herzen, wie es namentlich im Kusse zweier liebenden Personen sich kundgibt, hat zu dieser Benennung Anlaß gegeben. »Was ist die Liebe anders,« fragt der heil. Augustinus, um einen Begriff von der Stellung des heil. Geistes in der göttlichen Dreifaltigkeit zu geben, »als ein gewisses Leben, das zwei Dinge verbindet oder zu verbinden strebt, den Liebenden nämlich und das, was geliebt wird? Was liebt der Freund im Freunde, wenn nicht den Freund? So sind also drei da: der Liebende, das Geliebte und die Liebe.«[2]) Das ewige Hervorgehen des heil. Geistes aus dem Vater und dem Sohne wird bildlich bezeichnet als ein unendlich kräftiger Liebeshauch, der aus dem einen in den andern hinüber und von beiden ausweht, als der gewaltige Pulsschlag eines unendlichen Herzens, das in der höchsten und reinsten Gluth des Affectes aufwallt, als die auflodernde Flamme eines unendlichen Liebesfeuers. In diesem Strom der unendlichen Liebe zerfließen Vater und Sohn und strömen ihr Wesen in den heil. Geist über.[3]) Wenn wir in den menschlichen Lebensbeziehungen eine Person und einen Namen suchen, wodurch die Stellung der dritten Person in der heil. Dreieinigkeit auf ähnliche Weise anschaulich gemacht werden könnte, wie die der ersten beiden göttlichen Personen durch

---

[1]) Sicut autem intelligere Dei est suum esse, ita et eius amare. S. Thomas. Compend. theol. c. 48.

[2]) Vgl. Scheeben, »Die Mysterien des Christenthums.« 1865. S. 59.

[3]) A. a. O. S. 97. Vgl. Gaume, Traité du Saint-Esprit. 1864. II. 62. Meschler, Die Gabe des heil. Pfingstfestes 1887. S. 40.

die Namen Vater und Sohn, so müßten wir die Person der Braut wählen, die als Gattin und Mutter in der Mittheilung und Darstellung der menschlichen Natur neben Vater und Sohn ebenso wesentlich als drittes Glied der natürlichen Gemeinschaft bezw. als Bindeglied zwischen Vater und Sohn erscheint, wie der heil. Geist in der Gottheit. Dieser Name ist indeß nicht in Uebung, weil er bei dem weiten Abstande des menschlichen Abbildes von dem göttlichen Urbilde zu falschen Auffassungen verleiten könnte, nicht sowohl weil er zu sehr an die sinnliche Seite der menschlichen Beziehung erinnert, was ja bei der Bezeichnung der beiden andern Personen als Vater und Sohn auch zu besorgen ist, als vielmehr deshalb, weil man bei dem Worte Braut zu leicht an ein äußeres Hinzutreten der dritten Person zu den beiden andern denkt, während das Hervorgehen des heil. Geistes ein durchaus innerlicher Vorgang ist. Gleichwohl liegt der Begriff einer jungfräulichen Mutter den Aussprüchen der Väter und Theologen über die Stellung des heil. Geistes zu Grunde. Man kann auch von ihm eine anschauliche Bezeichnung der dritten göttlichen Person ableiten, indem man den heil. Geist nennt den jungfräulich bräutlichen Mitgenossen des Vaters und des Sohnes. »Er ist bräutlicher Mitgenosse, weil er Kraft ihrer Liebe mit ihnen eine wesentliche Einheit bildet; jungfräulicher Mitgenosse, weil er zum Vater so wenig wie zum Sohne zur Ergänzung seiner Bedürftigkeit, sondern blos kraft der Hingabe desselben an ihn hinzutritt; endlich der bräutliche Mitgenosse beider, weil er zum Sohne in demselben Verhältnisse des Ursprungs steht, wie zum Vater.«[1])

Wenn wir demnach im Begriffe stehen, in der Menschenfamilie bestehend aus Vater, Mutter und Kind ein schwaches aber wahres Abbild der himmlischen und göttlichen Dreieinigkeit[2]) nachzuweisen, so ist schon jetzt klar, welche der drei göttlichen Personen dem Weibe in der menschlichen Familie entspricht, nämlich der heil. Geist. Streng genommen bedarf es zum Ausdrucke dieser Analogie keines neuen Namens, da eben die Bezeichnung heiliger Geist den Erguß und den Brennpunkt der rein geistigen, keuschen und jungfräulichen Liebe in der göttlichen Trinität ausdrückt. Im Hebräischen ist der Name für Geist (rû'ch) weiblichen Geschlechts. Wir haben nun die Analogie zwischen der Gottheit und Menschheit, zwischen dem Weibe

---

[1]) Scheeben, Dogmatik I. 878.

[2]) Der Gedanke an sich ist nicht neu; die Ausführung desselben aber verschieden. Dupanloup schreibt: »La famille! cette trinité mystérieuse où apparait un si magnifique et si touchant reflet de la puissance de Dieu qui protège, de sa sagesse qui gouverne, de son amour qui inspire et soutient.« De l'éducation II. liv. 2. ch. 1.

und dem heil. Geiste sammt den daraus sich ergebenden Folgerungen zu begründen und auszuführen.

Nach der unumstößlichen Wahrheit: »Jedes Werk ist nach Möglichkeit seinem Werkmeister ähnlich«[1]) müssen alle Geschöpfe in irgend einer Weise eine Aehnlichkeit mit Gott, dem einzigen Schöpfer offenbaren. Je weiter ein geschaffenes Wesen vom Schöpfer absteht, desto weniger tritt diese Aehnlichkeit hervor und desto größer ist die dem Bilde anhaftende Unvollkommenheit. Die menschliche Natur muß als die vollkommenste nach der der Engel einen hohen Grad von Aehnlichkeit mit Gott an sich tragen, und da die Menschheit erst in der Familie vollkommen sich darstellt, so sind wir berechtigt, zwischen letzterer und Gott, dem Dreieinigen, eine Aehnlichkeit zu suchen. Der Satz der Offenbarung: »Mann und Weib schuf er sie,« der mit den vorausgehenden Worten: »Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde« in innerem Zusammenhange steht, bestätigt diese Berechtigung. Auf zweifache Weise ist es nun möglich, in der idealen menschlichen Familie und in der Erschaffung derselben ein Abbild des Lebens der göttlichen Personen zu finden, das seiner Natur nach freilich ein unvollkommenes sein und bleiben muß.

Wir können erstens die drei menschlichen Personen Vater, Kind, Mutter mit den drei göttlichen Personen in Parallele stellen. Wie aus dem himmlischen Vater der Sohn durch ewige Zeugung und aus dem Vater und dem Sohne der heil. Geist durch ewige Liebeshauchung hervorgeht, so wurde mit dem ersten Manne, als dem ersten Vater der Menschheit, das erste Kind der Idee nach erschaffen, das durch Zeugung aus ihm hervorgehen sollte. Das erste Weib aber nahm durch Gottes Schöpferhand aus der Liebe dieses ersten Vaters und aus seiner Seite, d. h. vom Herzen weg seinen Ursprung, wie oben gezeigt wurde. Von der ewigen Vaterschaft der ersten göttlichen Person nimmt die Einheit in der Dreifaltigkeit ihren Ursprung; ebenso wird der erste Mann als Stammvater das Einheitsprincip der aus ihm hervorgehenden und mit ihm verbundenen Familie. »Vom Vater unseres Herrn Jesu Christi,« sagt deshalb der Apostel[2]) »hat alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden ihren Namen.« Adam wurde so das Abbild des himmlischen Vaters und das Vorbild jedes nach ihm kommenden menschlichen Vaters. Sein Kind wurde nicht unmittelbar wie er selbst erschaffen, sondern ging aus ihm durch Zeugung hervor und wurde so das Abbild des ewigen Sohnes Gottes und das Vorbild jedes nachkommenden Menschenkindes. Alle Kind-

[1]) Necesse est, quod omne agens agat sibi simile secundum quod possibile est. S. Thomas. Comp. theol. c. 72.

[2]) Ephes. 3, 15.

schaft im Himmel und auf Erden, so kann man in Nachbildung des Pauliniſchen Wortes ſagen, wird vom Sohne Gottes genannt. Das Weib endlich, das nicht durch Zeugung, ſondern durch Gottes Schöpferhand im Verein mit Adams Liebesverlangen als jungfräuliche Braut aus Adams Seite, alſo von ſeinem Herzen weg, hervorging, wurde das Abbild des heil. Geiſtes und das Vorbild jeder Jungfrau und Mutter, ſo daß wir berechtigt ſind zu ſagen: »Alle Mutterſchaft als der Inbegriff der Liebe hat ihr Vorbild im heil. Geiſte.« In dieſer Weiſe faßt der heil. Johannes von Damascus[1]) das Bild der Trinität in der idealen erſten Menſchenfamilie auf, indem er ſagt: »Insbeſondere ſind die Menſchen nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen, nach dem Bilde des ungezeugten Vaters, was in Adam erblickt wird, des gezeugten Sohnes in Abel und des ausgegangenen heil. Geiſtes in Eva.«

Wir können zweitens die Schöpfung des erſten Menſchenpaares dem Offenbarungstexte gemäß ſo in Verbindung mit den göttlichen Perſonen bringen, daß wir in dem Hervorgehen Adams aus der Schöpferhand Gottes ein Abbild der ewigen Zeugung des göttlichen Sohnes erblicken, ſo daß Adam ſelbſt als Kind Gottes in dem ewigen Sohne Gottes ſein Vorbild hat. Das erſte Weib aber geht alsdann aus der Schöpferhand Gottes oder des erſchaffenden Menſchenvaters und dem erſten Manne als dem geſchaffenen Sohne Gottes hervor als Abbild des heiligen Geiſtes.[2]) Mit dieſer Auffaſſung ſtimmt überein, wenn in dem Geſchlechtsregiſter bei Lucas (3, 38) »Seth, der Sohn Adams und Adam der Sohn Gottes genannt wird.« Man mag die eine oder die andere Auffaſſung für beſſer halten; in jedem Falle erſcheint in der Verbindung zwiſchen Gott und der Menſchheit, zwiſchen Himmel und Erde der Offenbarung gemäß das Weib als ein Abbild des heil. Geiſtes. Betrachten wir nun die Stellung, welche der heil. Geiſt gegenüber der Schöpfung einnimmt, ſo wird über die Stellung des Weibes in der menſchlichen Geſellſchaft das vollſte Licht verbreitet und die Frage, warum das Weib nicht blos dem Leibe nach, ſondern auch durch eigenthümliche Anlagen und Neigungen des Geiſtes ſich vom Manne trotz der weſentlich gleichen Menſchennatur unterſcheidet, iſt vollkommen gelöſt.

[1]) De duabus voluntat. c. 12. n. 30. Vgl. Scheeben, Dogmatik. II. 139.

[2]) Vgl. Cornel. a lap. in Genes. 2, 22. »Voluit Deus in productione Adae et Evae imitari suam generationem et spirationem aeternam, sicut enim ab aeterno generavit filium et ex filio spiravit Spiritum s., ita in tempore produxit Adam ad imaginem suam itaque eum quasi filium genuit atque ex eo produxit Evam, quae esset amor Adae sicut spiritus s. est amor Dei.«

»Alle Namen und Eigenschaften,« sagt der Karthäuser Dionysius,[1] »die dem heil. Geiste gegeben werden, athmen Lieblichkeit und Süßigkeit und bereiten Trost. Es werden ihm nämlich zugeschrieben die Güte, Frömmigkeit, Freigebigkeit, Friede, Gemeinschaft; er wird genannt Liebe, Kuß, Verbindung, Süßigkeit, Freudigkeit und Umarmung. Das Alles kommt ihm zu in unendlicher Vollkommenheit.« In der heil. Offenbarung erscheint der heil. Geist unter dem Bilde der Taube nicht blos bei der Taufe Christi sondern bereits im Schöpfungsberichte (Genes. 1, 2.). Die Taube gilt als das Symbol der Liebe und Treue, besonders der keuschen, sanften, geduldigen, unschuldigen Liebe und so veranschaulicht sie fast alle die Eigenschaften des Geistes der Weisheit, die im Buche der Weisheit (Cap. 7) geschildert sind. Unter diesem Bilde der Taube wird der heil. Geist auch in seinem jungfräulich-mütterlichen Verhältnisse zur Creatur dargestellt.«[2] Die Liebe Gottes und die daraus fließenden Gaben trägt er aus dem Herzen Gottes auf die Geschöpfe herab und wird so selbst zum Unterpfande der beiderseitigen Liebe zwischen Gott und dem Menschen. Von der hier bereits angedeuteten Heiligung der Menschheit, die dem heil. Geiste zugeschrieben wird, haben wir noch später zu reden.

Christus hat den heil. Geist seinen Aposteln als den »Paraklet« verheißen und gesandt, und wenn die Uebersetzung dieses Wortes mit »Tröster« auch nicht den vollen Sinn ausdrückt, so eignet sie sich doch vorzüglich, um eben die Liebe und Güte der dritten Person der heil. Dreieinigkeit in besonderer Weise zuzuschreiben. »Sowie, wenn eine Mutter (ihre Kinder) liebkoset, so will ich euch trösten, und in Jerusalem werdet ihr getröstet werden; ihr werdet es sehen und euer Herz wird sich freuen.« Diese Worte Gottes durch den größten Propheten[3] des alten Testamentes sind am ersten christlichen Pfingstfeste vollkommen erfüllt worden.

Das christliche Mittelalter hat das Wesen des heil. Geistes sinnig begriffen, da es die Spitäler und Krankenhäuser eigens dem heil. Geiste weihte. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gab es im deutschen Reiche kaum eine nennenswerthe Stadt, welche nicht ein im Namen und zu Ehren des heil. Geistes gestiftetes Hospital besaß.[4] Das vielleicht größte, sicher am besten eingerichtete Hospital Europas war das uralte Santo Spirito in Rom, so lange es unter päpstlicher Regierung stand. Das Heim der

[1] Enarratio in hymnum: »Veni creator« bei Gihr, Die Sequenzen des röm. Meßbuchs dogmatisch und ascetisch erklärt. 1887. S. 221.

[2] Vergl. Scheeben, Dogmatik I. 879.

[3] Isaias 66. 13 fg.

[4] Vgl. Ratzinger, Geschichte der kirchl. Armenpflege. 2 Aufl. 1884. S. 320. »Zur Geschichte der heil. Geist-Spitäler.« Histor.-pol. Bl. 107. S. 787.

tröstenden und pflegenden barmherzigen Schwestern und der Trostbedürftigen wird so als das Haus des heil. Geistes bezeichnet. Wir brauchen diese Andeutungen in ihrer Bedeutung für die Frau nicht auszuführen. Das in den ersten beiden Theilen diesbezüglich Enthaltene genügt, um die Behauptung zu rechtfertigen: Das Wirken der Frau in der Familie und in der Gesellschaft soll ein Abbild der Wirksamkeit des heil. Geistes sein.[1])

3. Ein weiteres Räthsel, das Natur und Geschichte über das Verhältniß zwischen Mann und Weib übrig lassen, ist die auffallende Neigung zur Unordnung in ihren gegenseitigen Beziehungen. Die Offenbarung löst dasselbe, indem sie mittheilt, wie die Sünde, der Tod und das Uebel überhaupt in die Welt gekommen ist. Die widerchristliche naturalistische Lebensanschauung betrachtet den Menschen, wie er gegenwärtig in die Welt eintritt, als gut und unverdorben. »Das Grundprincip aller Moral,« sagt Rousseau, »auf das ich mein Raisonnement in allen meinen Schriften gebaut und welches ich mit aller mir möglichen Klarheit entwickelt habe, ist: daß der Mensch ein von Natur gutes Wesen sei, das Gerechtigkeit und Ordnung liebe, und daß keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen wohne.«[2]) Wollte Rousseau mit diesen und den ähnlichen Worten, womit sein »Emil« beginnt, nur behaupten, der Mensch sei ohne Verkehrtheit ursprünglich aus der Schöpfungshand Gottes hervorgegangen, so lehrte er nur die Wahrheit. Dagegen hat er hiermit ausdrücklich das über das Menschengeschlecht hereingebrochene Verderben leugnen wollen. Ihm zufolge wird jedes Kind heute so unverdorben rein geboren, wie Adam im ersten Augenblicke seines Daseins war. Hieraus ergab sich für ihn die Folgerung, daß die erste Erziehung rein negativ sein, d. h. sich darauf beschränken müsse, Laster und Irrthümer von der an sich reinen Natur des Kindes fern zu halten. Diese Leugnung der Erbsünde beherrscht gegenwärtig die antichristliche Erziehung aller Schattierungen. Basedow und Diesterweg haben hierauf ihre pädagogischen Systeme aufgebaut, wonach die bloße Humanität oder die »reine Menschlichkeit« an die Stelle des Christenthums d. h. jeder geoffenbarten Religion treten soll. Indeß steht die Erfahrung der Menschheit zu allen Zeiten mit dieser Lehre im Widerspruch, und kein einziger Vertheidiger der ganz unverdorbenen Engelsnatur des neugebornen Kindes hat auch die Thatsache, daß das Uebel an der Menschennatur von Geburt an haftet und von selbst sich entwickelt, anders zu erklären vermocht, als durch verlegenes Achselzucken oder durch windige Ausflüchte oder lärmendes Ableugnen des Uebels. Rousseau's Leben steht nach seinem eigenen Geständniß mit seinem »Grundprincip« im Widerspruch, da er bekennt:

[1]) Vgl. die Bezeichnung der Braut im hohen Liede als Taube. 1, 14; 2, 14.

[2]) Vgl. Kellner, Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern II. 32.

»Ich muß trotz der besten Erziehung eine große Neigung zur Ausartung gehabt haben, denn diese entwickelte sich rasch und ohne Mühe.«

Die Offenbarung, welche Christus bestätigt und vollendet hat, führt dagegen den Ursprung der irdischen Uebel auf die Uebertretung des göttlichen Gebotes durch die Stammeltern des Menschengeschlechtes im Paradiese zurück und auf den Fluch, der sie dafür traf. Die Begebenheit selbst ist bekannt genug. Wir haben nur die verschiedene Art und Weise, in der Adam und Eva an dieser unheilvollen That betheiligt waren, sowie die daraus sich ergebenden Folgen namentlich für das Weib hervorzuheben.

Der Apostel Paulus leitet sein Verbot, daß das Weib öffentlich in der Kirche als Lehrerin auftrete und über den Mann eine Herrschaft ausübe, aus zwei Gründen her.[1]) Erstens ist nach seinen Worten Adam zuerst geschaffen worden und dann erst Eva; zweitens ist Adam nicht getäuscht oder verführt worden (vom Satan), wohl aber das Weib. Diese beiden Gründe sind sehr ungleicher Natur. Der erste beruht auf der dem Manne wesentlich verliehenen Autorität, wodurch er die Einheit der Familie zu wahren berufen ist und die an sich keinerlei Beschwerde noch Unehre für das Weib mit sich brachte, weil Vernunft und Liebe sie leiteten. Der zweite dagegen ist durch die Sünde des ersten Weibes blos hinzugekommen und hat der ursprünglichen, nothwendigen und beschwerdelosen socialen Unterordnung unter den Mann einen unangenehmen Beigeschmack gegeben.

Vor Allem ist der Irrthum abzuweisen, als wollte Paulus hier den Mann von der Sünde freisprechen und dem Weibe allein das Verderben des Geschlechtes zuschreiben.[2]) Richtig belehrt uns Augustinus[3]): »Der Apostel sagt nicht: Adam hat nicht gesündigt, sondern: Er ist nicht verführt worden.« Im Gegentheil schreibt Paulus im Römerbriefe (c. 5) dem Manne allein die Erbsünde als solche zu, welche auf das ganze Menschengeschlecht durch Fortpflanzung überging. Wegen Adams Stellung als Stammvater ist erst in seiner Sünde die Ursache des allgemeinen Todes gelegen. Wenn es daher in der alttestamentlichen Ueberlieferung heißt: »Vom Weibe hat die Sünde ihren Anfang genommen und durch sie sterben wir alle,«[4]) so ist hiemit nur gesagt, daß Eva zuerst sündigte und dadurch den Anlaß

[1]) I. Timoth. 2, 12 fg. Vergl. I. Corinth. 14, 34.

[2]) Vgl. Bebel, Die Frau. 42. 145. Daß Bebel hier eine äußerst geringe theologische bezw. philosophische Bildung an den Tag legt, ist an und für sich noch kein Vorwurf für ihn; daß er aber trotz dieses Mangels zur Verführung der Massen zu schreiben sich anmaßt, ist zu verurtheilen und zu beklagen.

[3]) De civ. Dei. l. XIV. c. 11, 2.

[4]) Eccles. 25, 33. Vgl. Simar, Die Theologie des heil. Paulus. 2. Aufl. 1883. S. 58.

zur Sünde Adams gab, in welchem alle gesündigt haben. Dieser seiner Stellung wegen hat Adam auch schwerer gesündigt, während nach anderen Hinsichten die Sünde Evas jene Adams übertraf.[1]) Kurz, auch durch die erste Sünde der Stammeltern trat wie in allen übrigen Punkten die Gemeinschaftlichkeit verbunden mit der Geschlechtsverschiedenheit zu Tage.

Das Eigenthümliche der Sünde Evas, woraus Paulus seinen Grund zu obigem Verbote hernimmt, liegt zunächst darin, daß sie sich täuschen und überreden ließ. Die Leichtgläubigkeit des Weibes offenbarte sich in ihrer Sünde und eben deßhalb erweist sich das Weib im allgemeinen als nicht geeignet zur Lehrerin der ganzen Gemeinde, insbesondere der Männer. »Der Satan,« sagt der hl. Augustin, »hielt den Mann für weniger leichtgläubig und zugänglich.« Indem sodann Eva ihren Mann zur Theilnahme an ihrer Sünde überredete, übte sie eine Art Lehramt aus und zwar so übel, daß der Apostel auch hieraus einen Grund herleitet, das Weib als Lehrerin des Mannes nicht zuzulassen. Adam ist nicht getäuscht worden wie Eva, indem er wie sie glaubte, der Genuß der verbotenen Frucht werde ihm Gottgleichheit verschaffen; er aß vielmehr, weil die Liebe zum Weibe stärker in ihm war, als die Liebe zum Schöpfer. Eben deßhalb sprach er zu Gott: »Das Weib, das Du mir gegeben hast, gab mir und ich aß.« Darin liegt der hervorstechende Charakterzug der ersten Sünde, daß das Weib mit ihrer Liebesanmuth dem Manne der Weg zum Verderben wird, während sie ihm als Helferin zur Erfüllung des göttlichen Willens gegeben ist. Die in sich verkehrte That ging auch in entsprechend verkehrter Weise vor sich. Dem Manne steht es gemäß göttlicher Ordnung zu, schwerwiegende Thaten anzufangen und einzuleiten, die durch die Hilfe des Weibes ihren Fortgang nehmen sollen. Hier beginnt umgekehrt das Weib die Unterhandlung mit dem Verführer, und der Mann hilft dem Weibe die angefangene böse That vollenden. Hierdurch gerieth das gegenseitige Verhältniß, nachdem die Sünde durch Adams schuldvolle Zustimmung vollendet war, im ganzen Menschengeschlechte in Unordnung. Schon in der eben angeführten Antwort Adams macht sich das Bestreben geltend, alle Schuld auf das Weib zu wälzen. Das Grundprincip der göttlichen Strafgerechtigkeit: Womit der Mensch sündigt, damit wird er gestraft, trat in volle Kraft. Ihren Beruf zur Hilfe des Mannes hat das Weib mißbraucht, darum verwandelt sich eben diese ihre Stellung für sie zum Fluche, und weil der Mann diesen Mißbrauch freiwillig gut geheißen hat, bekommt für alle Zukunft die Hilfe des Weibes für den Mann einen gefährlichen Zug. Die ungeordnete Sinnlichkeit ist im Manne durch seine Sünde die kranke, schwache Seite geworden, wodurch er im Verkehr

[1]) Vgl. S. Thomas. II. II. qu. 163. a. 4.

mit dem schwachen Weibe gewöhnlich als der Ueberwundene hervorgeht. Umgekehrt macht sich die Kraft und Autorität des Mannes, die im sündelosen Zustande durch vernünftige Liebe und Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes im Weibe jede Härte verlor, jetzt rücksichtslos zur Unterdrückung des Weibes geltend. Kurz der Mann hat sich selbst zum rohen Tyrannen des Weibes, das Weib zur verführerischen Sirene für den Mann verwandelt. Darauf geht auch das Strafurtheil Gottes über die Stammeltern hinaus, dem wiederum deutlich der verschiedene Berufskreis von Mann und Weib zu Grunde liegt. »In der doppelten Hinsicht, wodurch das Weib mit dem Manne vereinigt ist, wird ihr die Strafe zugemessen,« sagt der engelgleiche, Lehrer,[1]) »nämlich bezüglich der geschlechtlichen Fortpflanzung und bezüglich ihrer häuslichen Arbeiten.« In ersterer Beziehung soll ihr das zur Unlust und zum Schmerze werden, was die Freude des Weibes ausmacht, nämlich die zahlreichen Geburten. In Bezug auf ihre Stellung im Hause wird ihr gesagt: »Nach Deinem Manne hin wird Deine Neigung gehen und er wird über Dich herrschen«.[2]) In den ersten Worten ist das Gefühl der Unselbstständigkeit und damit eine Art krankhaftes Verlangen, einem Manne anzuhangen ausgesprochen, wodurch dem Manne zum Mißbrauch seiner Herrschaft über das Weib durch dieses selbst gleichsam der Anlaß gegeben wird. In der geschlechtlichen Zuneigung aber, welche vordem vorwiegend eine geistige war, tritt die ungeordnete Sinnlichkeit als Tyrann für beide ein. Während sie vorher »nackt waren und sich nicht schämten,« haben sie jetzt Kleider nöthig, um sich gegenseitig zu verhüllen. Die Heiligkeit und Gerechtigkeit, die vor der Sünde ihre Seelen schmückte, verlieh ihnen eine solche Herrschaft über die Sinnlichkeit und einen so keuschen Sinn, daß sie weder gegen ihren Willen Regungen zu ungeordneter Sinnlust verspürten, noch auch in ihrer gegenseitigen geschlechtlichen Beziehung etwas Beschämendes erblicken konnten. Die »zur Strafe gewordene Beschämung«[3]) haftet dagegen seit der Sünde allem an, was auf die Fortpflanzung Bezug hat. Trotz der Heilsamkeit dieses Schamgefühls liegt doch das Bewußtsein der Sündhaftigkeit und der im Menschen vorhandenen Unordnung darin. Alle Bemühungen naturalistischer Philosophen und Pädagogen, dieses Schamgefühl, das alle geschlechtlichen Verhältnisse beherrscht, als Einbildung und bloße anerzogene Gewohnheit zu beseitigen, scheitern an der thatsächlichen inneren Verbindung dieses Gefühles mit der Sittlichkeit.

---

[1]) II. II. qu. 164 a. q.

[2]) Genes. 3, 16. Die lateinische Vulgata setzt mit ihrer Uebertragung: Sub potestate viri eris die Folge für die Ursache.

[3]) Turpitudo poenalis nennt sie der hl. Thomas; (II. II. qu. 144. a. 2. c.) passio poenalis der hl. Bonoventura. (Sent. II. D. 20 qu. 4.)

Viel leichter nimmt die angeborne Schamhaftigkeit, die ein Schutz der Keuschheit, aber keineswegs mit ihr gleichbedeutend ist, in Folge übertriebener Umgangsformen eine unsinnige und unnatürliche Gestalt an, die wir Prüderie zu nennen gewohnt sind. Würde Bebel nur diese Unnatur bekämpfen und zum Schutze der Keuschheit wie zur Regelung des Schamgefühls verlangen, daß Kinder durch discrete und ernste Belehrung über die Geschlechtsbeziehungen vor sittlichen Verirrungen gewarnt werden, so könnte man ihm nur beistimmen. Er würde dann mit Alban Stolz[1]) übereinstimmen, der schreibt: »Es sind mir nicht wenige Fälle bekannt, wo junge Leute auf das Bestimmteste behaupteten, sie würden nicht in ein solches Laster verfallen sein und Jahre darin beharrt haben, wenn ihnen von Seite der Eltern oder Lehrer irgend eine Belehrung oder Warnung gegen diese Sünde zugekommen wäre. Hingegen ist mir kein einziger Fall bekannt, daß je die betreffende Belehrung, wenn sie in ernsten, vorsichtig gewählten Worten gegeben wurde, der jugendlichen Seele Gefahr oder Schaden gebracht hätte. Ich halte es für eine wahrhaft diabolische Verblendung, wenn Geistliche oder Eltern meinen, die anvertraute Jugend werde am sichersten unschuldig bleiben, wenn sie selbst nie von derartigen Versündigungen etwas sagen, wie wenn die Finsterniß der Unwissenheit vor einer Sünde schütze, welche vor Allem die Finsterniß liebt, Finsterniß braucht und am üppigsten darin gedeiht. Es ist wahrhaft merkwürdig, wie besonders Damenmütter die Ohren ihrer Töchter vor jedem Wort sorgfältig zu bewahren suchen, das, wenn auch in ernster, decenter Weise Geschlechtliches berührt, und ungeheuer empört sind, wenn in einer Predigt derartiges besprochen wird. Hingegen dürfen dieselben Töchter aus Gedichten, Romanen und Schauspielen unsittliches Gift zur Genüge und im Ueberfluß genießen, und müssen auf dem Ball auch in dem üblichen, unzüchtigen Anzug erscheinen.« Nach seiner Gewohnheit geht Bebel über diese Wahrheit hinaus zu der extremen Forderung, daß die Kinder ohne geschlechtliche Trennung in der Schule »über die Entstehung und Entwicklung ihres eigenen Geschlechtes« unterrichtet werden sollen.[2])

Gäbe es keine Erbsünde mit ihren Folgen, so könnte vielleicht diese Forderung erfüllt werden; da die gegentheilige Lehre der Offenbarung durch die Erfahrung bestätigt ist, so würde ein solcher Unterricht zur Unverschämtheit führen. Nach Bebel »verschuldet das Christenthum den Antagonismus, der die Geschlechter beständig auseinander und eins über das andere in Dunkelheit erhält, die freie Bewegung, gegenseitiges Vertrauen, gegenseitige Ergänzung der Charaktereigenschaften verhindert.« Die Wahrheit dagegen

[1]) Erziehungskunst. 2. Aufl. 1874. S. 101.

[2]) Die Frau. 223 fg.

ist, daß das Christenthum das Schamgefühl in richtiger Weise regelt. Nirgends findet man ein so tiefes Sittlichkeitsgefühl und daneben eine so unbefangene, natürliche Betrachtungsweise des Geschlechtslebens, als in jenen Familien und Ländern, die vom katholischen Christenthum durchdrungen sind. Die Prüderie ist bekanntlich nicht in Spanien, sondern in England zu Hause. Wahrhaft christliche Mütter haben ihren Kindern auf frühreife verfängliche Fragen noch immer ohne Verletzung des Schamgefühls, aber auch ohne ihnen »die albernsten Märchen aufzubinden«,[1]) zu antworten verstanden und ihnen zur rechten Zeit die nöthige Aufklärung vermittelt.

Kehren wir zur Betrachtung der Folgen der ersten Sünde für die Frau zurück, so ergibt sich, daß die ursprüngliche Stellung des Weibes dadurch nicht aufgehoben, sondern zu einer Carricatur verzerrt worden ist. Ihre Mutterwürde und Mutterfreuden sind herabgedrückt und das Liebesband, das ihre Stellung zum Manne ordnete, ist in unseliger Weise gelockert worden. Im Lichte dieser Offenbarung schwinden alle Räthsel, welche die Geschichte über die unwürdige Behandlung der Frau durch den Mann und über die Schwäche des Mannes gegenüber den Reizen der Frau bietet. Hat Bebel Recht, wenn er den Bericht der heil. Schrift über die erste Sünde »die Verführungsmythe« nennt,[2]) dann muß man billig über das Talent des angeblichen Mythendichters wie über ein Wunder staunen, der mit solcher schmucklosen, den Mythen fremden Einfachheit den passendsten Schlüssel zu den Geheimnissen der Geschichte zu finden wußte. Verglichen mit den ähnlichen ausgeschmückten alten Sagen der Völker erscheint die biblische Erzählung als der Kern derselben.[3]) Den Nachweis, daß dieser Kern »eine Mythe« ist, hat Bebel sich geschenkt. Ebenso unbewiesen ist die von ihm aufgestellte unwahre Behauptung, aus dieser »Verführungsmythe« habe das Christenthum die Folgerung gezogen: »Die Frau ist die große Verführerin, das Gefäß der Sünde«, um den Mann zu entschuldigen. Das Christenthum lehrt, wie gezeigt wurde, daß das Weib verführt wurde und leicht verführbar ist; daß der Mann, anstatt das Weib aufzurichten, durch seine schuldvolle Zustimmung das vom Weibe eingeleitete Verderben vollendete; daß Mann und Weib zusammen strafwürdig wurden; daß endlich seitdem zu jeder Zeit dem Manne und dem Weibe von Natur aus die Neigung innewohnte, sich gegenseitig zum Verderben zu werden.

---

[1]) Vgl. Die Anweisung von Alban Stolz hierüber in seinem »Lehrbüchlein für Kindsmädchen, zugleich für Mütter« 1871. n. 6. (Gesammelte Werke. Bd. 9. S. 342.)

[2]) Die Frau. 145.

[3]) Vgl. Friedlieb, Das Leben Jesu Christi des Erlösers. 2. Aufl. 1887. S. 22 fg. L. Fischer, Heidenthum und Offenbarung. Mainz. 1878. S. 87. 136. 213. 315.

4. Durch das Weib war der Geist der Finsterniß wie durch eine Pforte, um mit Tertullian zu reden, in die Menschheit eingedrungen. Durch das Weib sollte dementsprechend nach dem Plane der göttlichen Weisheit und Barmherzigkeit auch der Anfang des Heiles eintreten. Noch bevor Eva ihr Strafurtheil zugesprochen ward, richtete Gott das gefallene Menschenpaar durch folgende Verheißung auf, die er mit der Strafe über den Satan in Schlangengestalt verband. »Feindschaft setze ich zwischen Dir und dem Weibe, zwischen Deinem Samen und ihrem Samen. Sie wird Dir den Kopf zertreten, und Du wirst ihrer Ferse nachstellen.«[1]) In diesen einfachen Worten der Offenbarung ist die ganze Weltgeschichte enthalten. Mit ihrer Erfüllung ist das Weib zur höchsten Ehre gelangt, und die Menschheit in Christus erneuert worden. Durch eine einfache Erklärung derselben, in der wir das Hauptgewicht auf die dem Weibe zugefallene Rolle legen, haben wir dies nachzuweisen.

Indem die Stammmutter der Menschheit auf die Vorspiegelungen der Schlange einging, schloß sie mit dem Feinde Gottes Freundschaft und gerieth so als die Ueberlistete in dessen Botmäßigkeit. Hiermit war sie selbst eine Feindin Gottes geworden; das Kindesverhältniß zum Schöpfer war zerstört. Dieses Band der Geistesverwandtschaft zwischen dem Weibe und der Hölle soll nun gemäß der göttlichen Verheißung durch Gottes Kraft wieder zerrissen werden. Der Teufel soll sich seines Sieges nicht freuen dürfen; das Weib soll ihm nicht als ihrem Herrn und Besieger in Furcht unterworfen sein, sondern gegen ihn sich zum Kampfe erheben. Darin, daß Gott sich selbst als Gründer dieses Feindschaftsverhältnisses bezeichnet, liegt auch eine tröstliche Zusage des göttlichen Beistandes in diesem Kampfe, welcher in dem vom Teufel abgewandten Willen des Weibes seinen Grund hat. Indirect ist hiermit auch die Wiederherstellung des früheren Kindschafts- und Freundschaftsverhältnisses mit Gott in Aussicht gestellt. Die Abwendung vom bösen Geiste schließt den Anfang einer Zuwendung zu Gott in sich.

Diese Verheißung begann sich zunächst in einer reumüthigen Rückkehr Evas selbst zu erfüllen; aber sie war damit nicht abgeschlossen. Das Feindschaftsverhältniß sollte sich nach den Worten Gottes weiter auf den »Schlangensamen« und den »Weibessamen« ausdehnen. Der Sinn dieser höchst bedeutsamen Worte ist klar. Im biblischen Sprachgebrauch bezeichnet das Wort

[1]) Genes. 3, 15. Nach dem masorethischen Texte, mit dem die LXX übereinstimmen, ist zu übersetzen: »Er (der Weibessame) wird Dir den Kopf zertreten u. s. w. Vom textkritischen Standpunkte ist diese Lesart vorzuziehen. Indeß ist die obige der alten lateinischen Vulgata entsprechende Uebersetzung dem Sinne nach hiervon nicht verschieden, da das Kind nicht ohne die Mutter und die Mutter nicht ohne das Kind für die Schlnage verderblich wird.

»Same« im übertragenen Sinne die menschliche Nachkommenschaft im Ganzen wie im Einzelnen. Sowohl unter dem Schlangensamen wie unter dem Weibessamen haben wir Menschen zu verstehen. Da nun aber alle Menschen der natürlichen Abstammung nach Kinder Evas sind, da ferner dem Teufel nur im uneigentlichen Sinne Nachkommen zugeschrieben werden können, so ist klar, daß in unserer Stelle eine andere Zeugung als die nach Fleisch und Blut gemeint ist. Die ganze Menschheit, welche aus dem ersten Menschenpaare auf dem Wege natürlicher Fortpflanzung hervorgehen sollte, wird hier in zwei Theile geschieden, die sich wie Kriegsheere feindlich gegenüberstehen. Die physische Blutsverwandtschaft der Adamskinder tritt also gegenüber einer Geistesverwandtschaft, die auch eine geistige Zeugung voraussetzt, in den Hintergrund. Der dem Willen nach dem Teufel zugewandte Theil der Menschheit wird den andern bekämpfen, welcher mit Eva von der Sünde sich abgewandt hat. Jeder Zweifel an der Richtigkeit dieser Erklärung schwindet, wenn wir die Redeweise Jesu betrachten. Zu den Juden, die ihm mit dem stolzen Worte: »Unser Vater ist Abraham« den Glauben verweigern, spricht er: »Wenn Ihr Kinder Abrahams seid, so thut Abrahams Werke. Nun aber strebt Ihr mich zu tödten, weil ich Euch die Wahrheit gesagt habe; das hat Abraham nicht gethan. Ihr thut die Werke Eures Vaters.« Als die Gegner, durch die letzten Worte gereizt, noch kühner erklären: »Wir haben nur einen Vater, nämlich Gott,« sagt ihnen Christus ohne Umschweif: »Ihr habt den Teufel zum Vater und wollt das Gelüste Eures Vaters thun. Er war ein Menschenmörder von Anbeginn und hat in der Wahrheit nicht bestanden.«[1])

Steht es also fest, daß in obiger Verheißung von einer geistigen Verwandtschaft zum Unterschiede von der durch Fleisch und Blut die Rede ist, so bleibt Zweierlei auffallend. Zunächst befremdet es, daß den Teufelskindern der »Weibessame« und nicht vielmehr der des Mannes d. h. Adams entgegengesetzt wird. Zweifelsohne stimmte doch Adam in reumüthiger Abkehr von der Sünde mit seinem Weibe überein. Nach biblischem wie nach natürlichem Sprachgebrauch benennt man zudem die Nachkommenschaft nach dem Vater und ohne besondere Gründe nicht nach der Mutter. Wenn gleichwohl hier der Mann unberücksichtigt bleibt, so liegt der Grund in der göttlichen Heilsordnung. Adam hatte der göttlichen Bestimmung nach in seiner Eigenschaft als Stammvater des menschlichen Geschlechtes Gottes Stelle vertreten sollen. Auf die von ihm erzeugten Nachkommen sollte er nicht blos das natürliche Ebenbild Gottes, d. h. die mit Vernunft und freiem Willen ausgestattete Menschennatur vererben, sondern auch die übernatürliche Gottähnlichkeit der Heiligkeit

[1]) Joh. 8, 39 fg.

und Gerechtigkeit. Nicht blos Menschen- sondern zugleich Gotteskinder sollten und konnten durch die Zeugung von ihm ausgehen. Durch die Sünde hatte er seine Bestimmung zur Fortpflanzung der Menschennatur eben so wenig verloren, wie seine Vernunft und seinen freien Willen, wohl aber hatte er durch den Verlust der Gottähnlichkeit die Fähigkeit eingebüßt, die übernatürliche Heiligkeit seinen Nachkommen zu übermitteln. Natur und Gnade sind von nun an nicht mehr verbunden. Adam war als Stammvater des Menschengeschlechtes Sünder geworden. Durch Reue konnte er sich als individuelle Persönlichkeit von der Sünde abwenden. Als Stammvater des Menschengeschlechtes aber vererbte er nur die von der Gnade entblößte, sündige Menschennatur auf seine Nachkommen weiter.[1]) »Als Kinder des Zornes« wurden ohne besonderes Eingreifen Gottes alle geboren, die von ihm durch Zeugung abstammten. Zum Freunde Gottes muß der von dem sündigen Stammvater abstammende sündige Mensch erst werden und die Möglichkeit hierzu sollte »der Same des Weibes,« ein Kind, das ohne die Vermittlung natürlicher Zeugung aus dem Weibe geboren wurde, verschaffen. Weil dagegen als Adamskinder alle Menschen durch die Sünde dem Teufel geistesverwandt waren, deshalb konnte in obiger Verheißung dem »Schlangensamen« nicht der »Mannessame« entgegengestellt werden.

Zweitens ist bemerkenswerth, daß die geistige Zugehörigkeit zu Gott oder zum Teufel gerade durch das Bild der Zeugung dargestellt wird. Dem Weibe wird dadurch neben der physischen, ihrer Ehe mit Adam entspringenden Mutterschaft noch in doppelter Beziehung eine geistige zugeschrieben. Ihr Bund mit dem Teufel erscheint als eine Art geistiger Ehe. Durch die Verführung empfing sie vom Vater der Lüge in ihrem Herzen, und die Frucht dieser Empfängniß war das Abbild des Teufels in ihrer eignen Seele, sowie die Sünde Adams, durch die alle ihre Kinder von Natur aus Kinder des Zornes wurden. Sowie aber der Teufel als Vater des Schlangensamens gedacht wird, so auch erscheint Gott als Vater des »Weibessamens« gemäß dem Worte des Apostels Johannes: »Ein Jeder, der aus Gott geboren ist, thut keine Sünde, weil sein (Gottes) Same in ihm bleibt, und er kann nicht sündigen, da er eben aus Gott geboren ist.«[2]) In den beiden ersten Söhnen Evas, in Kain und Abel sehen wir nun die Teufelskindschaft und Gotteskindschaft einander gegenüber gestellt. Allein es ist aus dieser Nachkommenschaft des ersten Weibes auch klar, daß das Offenbarungswort vom »Weibessamen« in und durch Eva seine volle Erfüllung nicht gefunden hat. Die folgenden Worte der Verheißung klären diese Dunkelheit auf,

[1]) Vgl. Thomas Aqu. I. Compend. theol. c. 198.

[2]) 1. Brief. 3, 9.

indem sie uns auf ein anderes Weib aus den Töchtern Evas hinweisen. Das ist jedoch nach den bisher erklärten Worten zweifellos, daß Gott seiner Verheißung gemäß zur Tilgung des aus der ersten Sünde für das Menschengeschlecht entsprungenen Verderbens neben die natürliche Zeugung und Geburt aus der menschlichen Ehe eine übernatürliche, geistige treten ließ, wobei das Weib in außerordentlicher Weise betheiligt sein sollte.

Im Wesen der Feindschaft liegt es, daß sie sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod zwischen den Gegnern steigert. Auch in unserer Offenbarung gipfelt die Feindschaft zwischen der Schlangenbrut und dem Nachkommen des Weibes in einem Entscheidungskampfe. »Dieser (der Weibessame) wird Dir den Kopf treffen (zertreten) und Du wirst ihm die Ferse treffen«, sagt die Verheißung. In diesen Worten ist nicht mehr von der beiderseitigen feindseligen Nachkommenschaft überhaupt, sondern von einem Einzelkampfe die Rede, in welchem ein einzelner Sprößling des Weibes den Satan selbst besiegen werde. Die Offenbarung der Folgezeit zeigt uns die Erfüllung dieses Wortes in der Menschwerdung des Sohnes Gottes und in seinem siegreichen Todeskampfe auf Golgatha, den er durch seine Kirche bis zum Ende der Zeiten fortsetzt. Durch und in Christus hat die Offenbarung vom »Weibessamen«, der er selbst im eigentlichsten Sinne ist, ihre volle Erklärung gefunden. »Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, geworden (gebildet) aus einem Weibe«.[1] Paulus bringt in diesem Worte einerseits die wahre Menschennatur des im Fleische erschienenen ewigen Gottessohnes und andererseits die Bildung dieser Natur ohne männliches Zuthun aus Maria der Jungfrau zum Ausdruck.

In einer Weise, welche die Tiefe der göttlichen Weisheit offenbart, wirken die beiden Geschlechter bei der Wiederherstellung der verlorenen übernatürlichen Gotteskindschaft für das Menschengeschlecht wieder zusammen, zum Theil entsprechend, zum Theil entgegengesetzt der Art und Weise der ursprünglichen Verleihung dieses Gutes. Bei der Erschaffung des ersten Menschenpaares wurde der Mann als Stammvater des Menschengeschlechtes auch zum Vermittler der Gotteskindschaft erkoren. Er vertrat voll und ganz die Stelle des himmlischen Vaters, von dem alle Vaterschaft kommt. Da nun der Begriff der Kindschaft von dem der Vaterschaft unzertrennbar ist, und die Vaterschaft hinwiederum naturnothwendig dem männlichen Geschlechte zukommt, so nahm der Sohn Gottes, um Adams Sünde zu sühnen und den durch ihn verursachten Verlust wieder herzustellen, eben die Gestalt eines Mannes an. Christus wird als der zweite Adam und als wahrer Menschen-

[1]) Galat. 4, 4 γενόμενον ἐκ γυναικός. Das artikellose γύνη ist hier einfache Geschlechtsbezeichnung. Vgl. Windischmanns's Erklärung zu dieser Stelle.

sohn das zweite Haupt des Menschengeschlechtes, nicht um wie Adam die bloße Menschennatur fortzupflanzen, sondern um die übernatürliche Gottähnlichkeit, die göttliche Natur den Kindern Adams mitzutheilen. Er selbst aber tritt in das Menschengeschlecht ein, nicht gezeugt von dem Manne, sondern geboren aus dem jungfräulichen Weibe. In Maria erhält das Weib bei der Wiederherstellung der übernatürlichen Menschenwürde durch eine größere Annäherung an die dreieinige Gottheit ebenso einen Vorzug vor dem Manne, wie der Mann in Adam bei der Erschaffung durch eine nähere Beziehung zu Gott einen Vorzug vor dem Weibe erhalten hatte. Seiner Natur nach wurde der Mann als Abbild des göttlichen Vaters mit diesem bei der Erschaffung besonders vereinigt. Bei der Erlösung verbindet sich der heilige Geist in wunderbarer Weise mit seinem geschaffenen Abbilde, dem jungfräulichen Weibe, um es zu einer übernatürlichen Mutterschaft ohne jede sinnliche Befleckung zu befähigen. Während durch die Sünde das Weib in eine unwürdige Abhängigkeit vom Manne gekommen war, steigt es durch seine Theilnahme an der Herbeiführung der Erlösung sogar über die Würde empor, die es bei der Erschaffung neben dem Manne erlangt hatte. Nehmen wir noch hinzu, daß auch das menschliche Kindschaftsverhältniß durch die Erlösung eine neue, unbeschreiblich höhere Weihe erhielt, als bei der Gründung der Menschenfamilie durch die Schöpfung, indem der Sohn Gottes selbst ein Menschenkind wurde, so erblicken wir in der Erlösung die Erhebung der ganzen Menschenfamilie auf eine viel höhere Stufe, als sie vor der Sünde einnahm. Erst jetzt kann man voll und ganz sagen: Jede Kindschaft kommt her vom Sohne Gottes, und jede Mutterschaft hat ihr Ideal im hl. Geiste.

Durch das Weib und zwar durch das vom hl. Geiste überschattete Weib *allein* war das Menschengeschlecht in der Menschwerdung der zweiten göttlichen Person mit dem dreieinigen Gott aufs neue inniger wie je vereinigt worden. Durch diese Vereinigung wurde aber eine neue Ehe und eine Familie höherer Art geschaffen, die jetzt in die Mitte trat zwischen die göttliche Dreieinigkeit und deren ursprüngliches Abbild, die Menschenfamilie.[1]) Eben dazu hatte nämlich der Sohn Gottes die menschliche Natur angenommen, um als zweiter und besserer Adam Stammvater der Gotteskinder zu werden. Sein Eintritt in das Menschengeschlecht erscheint daher in der Offenbarung als *eine Vermählung Gottes mit der Menschheit*. Wie die Propheten des alten Bundes mit Vorliebe Gott als den Gemahl des vorbildlichen Volkes Israel bezeichnet hatten, so schildert Paulus die eingetretene Erfüllung dieses Vorbildes in den berühmten Worten, worin er den christlichen Ehegatten die Ehe Christi mit der Kirche als Vorbild aufstellt. »Ihr Männer! liebet eure Weiber, sowie Christus

[1]) Vgl. Bonoventura Sent. II. Dist. 18. a. 1. qu. 1.

die Kirche geliebt und sich selbst für sie hingegeben hat, um sie zu heiligen in der Reinigung durch das Wasserbad im Worte des Lebens; um sich seine Kirche herrlich darzustellen ohne Makel und Runzel... Niemand hat je sein Fleisch gehaßt, sondern er nährt und pflegt es, wie auch Christus die Kirche; denn wir sind Glieder seines Leibes von seinem Fleisch und seinem Gebein. Deshalb wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und es werden zwei in einem Fleische sein. Dies Geheimniß ist groß; ich sage aber in Christus und der Kirche«.[1]) Eine doppelte Ehe stellt der Apostel hier vor Augen, die geistige zwischen Christus und der Kirche und die zwischen Mann und Weib, und auf beide wendet er das Wort an, womit in der Uroffenbarung, wie wir sahen, die Ehe als Abbild der Trinität gegründet wurde. Hierdurch wird neben und über der natürlichen Lebensordnung zwischen Mann und Weib, wie sie in der physischen Ehe besteht, eine neue eingeführt, die der Ehe der einzelnen Menschenseele mit Gott, die ihre Vollkommenheit in einem gottgeweihten, jungfräulichen Leben erreicht. »Wer dem Weibe anhängt,« sagt der Apostel,[2]) »wird ein Leib, wer aber Gott anhängt, wird ein Geist«. Die Vermählung des Sohnes Gottes mit der menschlichen Natur im allgemeinen, wie sie bei seiner Menschwerdung aus der Jungfrau stattfand, ist der ideale Höhepunkt dieser Geistesehe, welche durch ihre Innigkeit und Würde die menschliche Ehe weit übertrifft, weil sie vielmehr ein Abbild des trinitarischen Lebens in Gott ist als letztere. Eben dazu ist nun der Sohn Gottes Menschensohn geworden, um mit jeder Menschenseele ohne Unterschied des physischen Geschlechtes im Rechtfertigungsproceß eine solche geheimnißvolle Ehe einzugehen. Was der Apostel von der Kirche im allgemeinen, d. h. von der ganzen zur Gnadengemeinschaft mit Christus berufenen und aufgenommenen Menschheit sagt, gilt nach seiner Andeutung auch von jedem einzelnen Menschen. Um mit Christus, dem Bräutigam[3]) der Menschheit, verbunden zu werden, muß die Menschenseele, die durch den Glauben sich gleichsam ihm verlobt hat, »aus dem Wasser und dem heiligen Geiste« wiedergeboren werden. Hierdurch mit ihm zu und in einem neuen Leben, das seiner Natur nach ohne Ende ist, verbunden, wird die Seele selbst zu einem vollkommenen Abbilde Christi umgewandelt. In dieser Umwandlung wird sie selbst die Frucht ihrer geistigen Ehe mit Christus. Wie Jesus selbst diese seine Verbindung mit der Menschheit im ganzen und

[1]) Ephes. 5, 25—32.

[2]) 1 Cor. 6, 16. Der Zweck des Apostels, von unlauteren Verbindungen abzumahnen, kommt im obigen Zusammenhange nicht in Betracht, weshalb wir dieselbe auch als Beweisstelle für obige Behauptung anführen können.

[3]) Joh. 3, 29.

mit Christus verbundener Mann mit einer ebensolchen Frau verbindet, dann treten nicht zwei bloße Menschen, nicht zwei einfach begnadigte Menschen, sondern zwei geweihte Glieder des Leibes Christi zusammen, um durch ihre geweihte Vereinigung das Wachsthum dieses Leibes zu befördern. Wo ihre Verbindung überhaupt eine rechtmäßige ist, kann sie keinen andern innern Zweck haben als den, die zu erwartenden Kinder für Christus, dem die Eheleute selbst angehören, zu zeugen, sowie auch andrerseits die von ihnen in dieser Verbindung gezeugten Kinder dazu bestimmt sind, ebenfalls dem Leibe Christi d. i. der Kirche anzugehören und an dem göttlichen Leben desselben theilzunehmen. Bei der Schließung der Ehe können daher die Contrahenten nur handeln im Namen des göttlichen Hauptes, dem sie selbst als Glieder angehören, und über ihren Leib als Zeugungsprincip können sie, da er nicht mehr ihr Fleisch sondern Fleisch Christi ist, nur mit der Bewilligung und im Sinne Christi verfügen. Sie können sich unter einander nur auf Grund ihrer Einheit mit Christus vereinigen. So ist die christliche Ehe nicht einfach ein Symbol der Verbindung Christi mit der Kirche, sondern ein aus dieser gottmenschlichen Vereinigung herauswachsendes, von ihr getragenes und durchdrungenes Nachbild derselben; sie steht in realer innerer Beziehung zum Geheimniß der Einheit Christi mit seiner Kirche; sie wurzelt in demselben, ist organisch mit demselben verschlungen und nimmt daher auch an dem Wesen und dem geheimnißvollen Charakter desselben Theil.« Diese Erhabenheit der christlichen Ehe über die paradiesische beeinträchtigt auch der Umstand nicht, daß bei ersterer die Frucht der Ehe, das Kind, nicht sogleich im Glanze der Gnade mit der Gotteskindschaft ins Leben tritt, wie es bei der paradiesischen der Fall gewesen wäre. Wie dies wegen Adams Schuld nicht der Fall sein kann, sahen wir oben. Allein wenn die christliche Ehe auch selbst ihrer Leibesfrucht die Gnade nicht vermittelt, so wird sie doch die Vermittlerin der Gotteskindschaft dadurch, daß sie das Kind mit der Bestimmung hervorbringt, daß die in ihr selbst lebende Verbindung Christi mit der Kirche ihre himmlische Fruchtbarkeit durch die Wiedergeburt an derselben offenbare.[1])

Somit ist der Ehebund unter Christen, falls er überhaupt rechtmäßig ist, wesentlich unter allen Umständen ein durchaus heiliger geheimnißvoller Bund. Auf Grund ihres Taufcharakters weihen sich die christlichen Eheleute durch ihre gegenseitige Verbindung zu einem heiligen Amte, dessen Bestimmung wir bereits angegeben haben. Durch den Segen des Priesters wird diese Verbindung und dieses Amt nicht erst sowohl herbeigeführt, als in seinem Bestehen anerkannt und bekräftigt. Eine erhabenere Auffassung der

[1] Vgl. Scheeben, »Die Mysterien des Christenthums.« S. 577 fg.

Ehe ist schlechterdings undenkbar. Wegen dieser engen Verbindung der Ehe mit der Kirche hat aber auch die Kirche für die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe mit einem Eifer gekämpft, als handelte es sich um ihre eigene Existenz. Daß die Kirche damit auch in ganz besonderer Weise für das Beste der Frau einen heiligen Streit geführt hat und noch führt, ist aus der Geschichte und der eben dargelegten Lehre offenbar.

Die Stellung der Frau und die Lehre über die Familie, wie sie das Christenthum auffaßt und vorträgt, hängt somit mit den tiefsten Geheimnissen des geoffenbarten Glaubens zusammen. Die christliche und menschliche Familie hat ihren Ursprung bis in den Tiefen des göttlichen Wesens selbst zu suchen. Die christlichen Ehen werden buchstäblich im Himmel geschlossen. Die Familie ist unzerstörbar, weil sie auf und in Gott begründet ist. Mögen wir die Familie als natürliche Einrichtung, oder als geschichtlich gegebene Thatsache, oder als eine durch die geoffenbarte Religion geheiligte Institution ansehen, stets erscheint sie in zunehmendem Grade als die Grundbedingung aller menschlichen Entwicklung. Darum führt aber auch jeder Angriff auf die Ehe und die Familie, der immer am meisten die Stellung der Frau schädigt, mehr oder minder zum Verderben der Völker und der ganzen menschlichen Gesellschaft. Die katholische Kirche müßte sich selbst aufgeben und das Werk des Gottmenschen für bankerott erklären, wenn sie je den revolutionären Ideen über die zeitweilige sog. Ehe, über die gänzliche sociale Gleichstellung der Frau, über die Vernichtung der Familie beistimmen wollte. Natur, Geschichte und Offenbarung verkünden zusammen im harmonischen Dreiklang: »Weder Weib ohne Mann, noch Mann ohne Weib im Herrn; denn wie das Weib aus dem Manne, so ist der Mann durch das Weib; alles aber aus Gott.« (I Cor. 11, fg.)

Schlußwort.

„Gezählt, gewogen, getheilt."

Mit der Frage der Frauenarbeit und der Beantwortung, welche dieselbe jetzt von socialdemokratischer Seite findet (nämlich durch die Forderung gänzlicher, emancipirter Gleichstellung mit dem Manne), ist denen, die heute an der Tafel des Lebens schwelgen, ein letztes Mene Tekel an die Wand geschrieben.« Mit diesen Worten hat der berühmte Socialpolitiker Carl von Vogelsang einen seiner letzten Aufsätze mit der Aufschrift: »Die Frauenarbeit«[1]) geschlossen. Wir glauben in der vorliegenden Arbeit den Beweis für die Wahrheit dieses Satzes geliefert zu haben. Die angestrebte Emancipation der Frau bringt mit sich die Zerstörung der Familie im Princip, die Verdrängung der Ehe durch die »freie Liebe«, die Beseitigung des specifisch weiblichen Charakters, die Abschaffung der Mutterwürde und Mutterrechte, die Zertrümmerung und Vernichtung der historischen Gesellschaft und ihrer Gliederungen. Die Leistungen der Frau sollen durch »sociale Einrichtungen« ersetzt werden. Derjenige von diesen Plänen, welcher alle anderen in sich begreift, ist die Beseitigung der Mutter aus der menschlichen Gesellschaft. »Die socialdemokratischen Kinder«, hat Bebel im deutschen Reichstage am 6. Februar 1893 gesagt, »bekommen die Kleider, das Essen, die Wohnung geliefert; die Mutter hat gar nichts mehr mit ihnen zu thun.« Ein Weib muß aber, um unter Menschen und Christen den Ehrennamen Mutter zu tragen, weitaus mehr thun, als ein Kind gebären und für dessen nothwendigen physischen Unterhalt Sorge tragen. Was die Natur von der Mutter fordert, wie die Geschichte die Mutter für den glücklichen Bestand der Menschheit als unentbehrlich erweist, wie die Offenbarung ihre Würde aus den erhabensten Geheimnissen der Religion herleitet, haben wir im Vorausgehenden gesehen. Es ist nun allerdings jedem Vernünftigen klar, daß die Zukunftsträume der Socialdemokratie namentlich in Bezug auf die Frau Schäume bleiben werden, weil eben der Schöpfer der Natur, der

[1]) Monatsschrift für christl. Social-Reform XII. Jahrg. 1890. S. 23.

Lenker der Geschichte und der Urheber der Offenbarung unabsetzbar ist. Eben deßhalb muß die sociale Revolution den Atheismus oder die Gottlosigkeit zur Grundlage ihrer Zukunftsgesellschaft erklären, um ihren Plänen wenigstens einen Schein der Denkbarkeit zu geben. »Ich glaube fest, daß der Socialismus schließlich zum Atheismus führen wird«, bekannte Bebel 1878 in der Reichstagssitzung vom 16. September. Wir wollen indeß hier keine Nachträge zu den Widerlegungen der socialdemokratischen Frauenemancipation liefern, die wir oben in unsere Arbeit eingeflochten haben. Nur darauf möchten wir schließlich aufmerksam machen, wie der moderne Staat und die jetzige bürgerliche Gesellschaft, soweit sie vom religiösen und socialen Liberalismus beherrscht wird, der Socialdemokratie in die Hände arbeitet, um durch die Zerstörung der Familie und die Emancipation der Frau wenigstens eine furchtbare, in der Geschichte vielleicht noch nicht erlebte Katastrophe herbeizuführen.

Die tiefste Grundlage der Familie und der Stellung der Frau in derselben ist die Religion und zwar die geoffenbarte christliche, die den Glauben an den menschgewordenen Sohn Gottes, sowie an die von ihm als unzerstörbar und unfehlbar gestiftete katholische Kirche zur Grundlage hat. Der Christ kann die Gottheit Christi nicht leugnen, ohne consequent zur völligen Gottlosigkeit geführt zu werden. Welche Stellung nimmt nun der Liberalismus dem Christenthum und der Religion überhaupt gegenüber ein? Bebel konnte mit vollem Rechte in seiner bereits erwähnten Rede vor 15 Jahren den liberalen Mitgliedern des deutschen Reichstages, unter denen er Professor Virchow namentlich anredete, zurufen: »Wer hat denn diese atheistischen Lehren, die Ihnen so viel Sorge und Verdruß machen, wissenschaftlich und philosophisch begründet? Waren das vielleicht Socialdemokraten? Waren die Edgar und Bruno Baur, die Feuerbach, die David Strauß, die Ernst Renan — waren das Socialdemokraten? Das waren Männer der Wissenschaft[1]) ... Wir haben diese atheistischen Ansichten auf Grund unserer wissenschaftlichen (?) Ueberzeugung adoptirt und halten uns für verpflichtet, sie weiter zu verbreiten und in die Massen zu tragen.« Als aber in demselben Reichstage Dr. Porsch am 14. Februar 1893 den Nachweis führte, »daß in einer gewissen nicht unbedenklichen Weise der Unglaube zu Gunsten der Socialdemokratie auf den Hochschulen gezüchtet werde«, und zu diesem Zwecke u. A. auf Professor Jodl in Prag hinwies, der ausdrücklich geschrieben hat, »daß die Bekehrung der Romanen und Franken zum Christenthum für diese Völker einen bedauerlichen Rückschritt bedeute«, antwortete der Cultus-

[1]) »welche die Wissenschaft zur Bekämpfung der Wahrheit mißbraucht haben«, wäre hinzuzusetzen.

minister Bosse: »Ich bin vielmehr der Ueberzeugung, daß in den academischen Kreisen noch ein so lebhaftes religiöses Interesse vorhanden ist, daß dieser weitgehende Pessimismus, wie ihn Porsch dargestellt hat, nicht begründet ist.« Der Minister schien nicht zu wissen, daß aus den Schriften von wenigstens 37 Universitäts-Professoren der protestantischen Theologie der genaue Nachweis erbracht werden kann, daß sie die Gottheit Christi ausdrücklich in Abrede stellen,[1]) während der protestantische Pastor Späth zu Oldenburg im Jahre 1872 schrieb: »Es ist unleugbar: einen Gott, der Menschengestalt annimmt, erträgt die Gegenwart nicht mehr; Jesus ist uns[2]) Mensch, nur Mensch, nicht Gott und Mensch.«

Unzertrennlich von Christus ist seine Braut, die eine katholische und apostolische Kirche. Jeder Kampf gegen die Kirche ist daher auch ein Kampf gegen Christus. Es ist daher aufs höchste zu bedauern, daß auch gelehrte und gläubige Protestanten über ihre Vorurtheile nicht hinauskommen können. Wenn Professor Sohm sein »Kirchenrecht« mit dem Satze beginnt: »Das Kirchenrecht steht mit dem Wesen der Kirche im Widerspruch« und dieses Wesen der Kirche durch ein Wahn- und Jammergebilde[3]) stützt, das er mit dem Aufwande großer Gelehrsamkeit vom Urchristenthum zu zeichnen versucht, so kann dies nur als eine betrübende Verirrung bezeichnet werden. Ist die Kirche nicht das, was sie nach der Stiftung Christi sein soll, dann wird auch die Stellung der Frau in und außer der Ehe eine unchristliche werden.

Männer, die wie der Reichstagsabgeordnete Eugen Richter gegen die Socialdemokratie zu Felde ziehen und dabei den naiven Ausspruch thun: »Was hat denn die Socialdemokratie mit der Religion zu thun? Die Religion zielt auf das Jenseits ab, die Socialdemokratie beschäftigt sich mit dem Diesseits; das sind zwei verschiedene Dinge« — solche Männer gleichen Kämpfern, die mit der linken Hand den Feind angreifen, während sie ihm die rechte zum Bunde reichen.

Der moderne Staat hat sich selbst der Religion gegenüber indifferent, das heißt, nach den Worten Christi: »Wer nicht mit mir ist, der ist wider

---

[1]) Vergl. P. von Hoensbroech, Christ und Widerchrist. Freiburg 1892. S. 34 fg.

[2]) Darum handelt es sich eben in der Wissenschaft nicht, was Jesus »uns« d. h. dem Herrn Späth und Genossen ist, sondern was er objectiv auch ohne Rücksicht auf den »christlichen« Pastor Späth ist. Der Socialdemokratie ist Gott ein pures Nichts, und jeder Kaiser oder König von Gottes Gnaden ist für sie ein Tyrann, der beseitigt werden muß. Diese »Ueberzeugung« der Socialdemokratie hindert trotzdem nicht, daß Gott bleibt, was er von Ewigkeit ist: die Quelle alles Seins, und daß die Monarchen vorläufig als rechtmäßige von Gott gesetzte Obrigkeiten von christlichen Unterthanen angesehen bleiben. Beseitigt die Socialdemokratie aus dem Volksbewußtsein die Existenz Gottes, dann fallen selbstverständlich auch die Könige von Gottes Gnaden.

[3]) Vgl. Archiv für kathol. Kirchenrecht. Bd. 68 (62) S. 449.

mich« für christusfeindlich bezw. für gottlos erklärt. Die confessionslose Schule ist mit der religionslosen im Princip und in den Erfolgen ziemlich gleichbedeutend. Die nach Diesterweg's religionslosen Grundsätzen erzogenen »Volksbildner« dürfen sich mitten unter einer christlichen Bevölkerung rühmen, daß sie ihre Aufgabe darin sehen: aus Christen Menschen zu machen.

Daß die Civilehe und die Mischehe die Familie in jeder Weise ihrem Wesen nach schädigen muß, hat der Protestant Riehl[1]) in classischer Weise geschildert. »Nur auf die Verleugnung des Hauses, auf die Verleugnung nationalen Familiengeistes, (auf die Verleugnung der Kirche, setzen wir bezüglich der Ehen zwischen confessionell geschiedenen Christen hinzu) ist die Möglichkeit einer Ehe zwischen Christen und Juden gegründet. Darum finden solche Ehen auch am meisten Anklang bei den Franzosen als demjenigen Volke, welches es im ganzen christlichen Europa am weitesten gebracht hat in der Verleugnung des Hauses ... Eine wahre Ehe, in welcher dem einen Gatten Trug und Wahn dünkt, was dem andern das Heiligste, eine Ehe des dualistischen Gegensatzes in den tiefsten Bedürfnissen des Gemüthes, in den letzten Quellen des Trostes und der Hoffnung ist wenigstens als vollkommen echte Ehe nicht denkbar.« Welcher Unterschied besteht denn aber dem Wesen nach zwischen der Zwangs-Civilehe des modernen liberalen Staates und der Eheschießung in der zukünftigen, socialdemokratischen Gesellschaft? —

Die bemerkenswertheste Erscheinung ist, daß die meisten neueren Schriften über die Frauenfrage, welche sich gegen die socialdemokratische Emancipation wenden, fast durchweg meisterhaft die gegenwärtige Corruption, die fehlerhafte Mädchenerziehung schildern und es hierin Bebel gleichthun, aber positive Vorschläge zur Besserung entweder gar nicht bringen, oder solche, die von der Religion absehen, wenn nicht ihr zuwiderlaufen.[2]) Wilhelm Fischer schildert höchst ernst und beredt in seiner Broschüre: »Das Weib im Kampfe ums Dasein« die gegenwärtige Zeit. »Es wäre Wahnsinn,« meint er, »etwa behaupten zu wollen, daß unsere Zeit nicht demoralisirt sei«. Durchgreifende Vorschläge zur Besserung sucht man vergebens. Max Wolf kommt ihm in seiner Schrift (vgl. oben S. 7) in der Anklage unserer Zustände mindestens gleich. Worauf setzt er seine Hoffnung auf Besserung? Auf die Fortschritte der medicinischen Wissenschaft und auf die Aufklärung der Frauen durch die Lectüre von Werken von Männern wie David Strauß, Darwin, Moleschott, Carl Vogt u. s. w.

---

[1]) Die Familie. S. 233.

[2]) Zu den rühmlichen Ausnahmen hiervon gehört besonders die oben S. 90 angeführte Schrift von Schaumburg.

Bücher[1]) beurtheilt das oben oft citirte Schriftchen »Zur Frauenfrage« also: »Als rarissima avis unter den zahlreichen Schriftstellerinnen über die Frauenfrage hat neuerdings Sophie von Hardenberg in einer nicht hoch genug anzuerkennenden Weise wieder den natürlichen Beruf der Frauen betont. Ihre kleine Schrift wiegt reichlich ein paar Dutzend der bekannten Frauentagsreden auf«. Wir stimmen freudig diesem Urtheile bei, wenn es sich darum handelt, den edlen und praktischen Sinn der Frau von Hardenberg, ihre scharfe Verurtheilung »der geisttödtenden Schablone unserer Schulerziehung«, ihre vernünftigen Gedanken über die Erziehung der Mädchen u. s. w. anzuerkennen. Wer wollte leugnen, daß sie viel verständiger ist als jene »Männer der so hoch gepriesenen Wissenschaft«, denen sie mit Recht vorhält: es erscheine völlig unverständlich, wie sie sich dazu hergeben können, die oberflächlichste Halbbildung bei den Frauen zu fördern und zu pflegen. Die Einsicht, daß »die Körperlichkeit der Frau sich keineswegs ohne Schaden mit so vielerlei Wissen belasten läßt, als die des Mannes«, könnten die Schulbehörden gleichfalls von Frau von Hardenberg sich aneignen. Was kann endlich mehr zu billigen sein als ihr Wort: »Der Schwerpunkt der weiblichen Ausbildung muß wieder von der Schule in das Haus zurückverlegt werden. Das ist das einzige Mittel zu einer vernünftigen Lösung der Frauenfrage.« — Allein die Angabe des Weges, auf dem diese Zurückverlegung stattfinden soll, suchen wir auch bei Frau von Hardenberg vergebens. Am wenigsten trägt sie bei der Angabe ihrer mangelhaften Heilmittel für die heutigen Uebelstände den alleinstehenden Frauenspersonen Rechnung. Alle sollen Mütter und Hausfrauen im Ehestande werden und nebenbei werden wohl einmal die »segensvoll Dienenden« erwähnt. Trotz ihrer aufrichtigen christlichen Gesinung weiß sie eben in ihrem verstümmelten Christenthum das Recept für die schwere Krankheit nicht zu finden. Auf keinem Theile des socialen Gebietes sind nämlich den gläubigen Protestanten durch Luthers moralische und intellectuelle Verirrungen die Hände so gebunden, als auf dem der Frauenfrage. Dies sahen wir oben an Kötschke, (S. 144 fg.) dies ist auch der Grund der Schwäche in der Hardenberg'schen Schrift.

Der moderne Staat als ein Gebilde der Hegel'schen Philosophie, die ihrerseits im Humanismus und in der Revolution Luthers ihre Wurzeln hat, betrachtet es als eine der Haupterrungenschaften, »wissenschaftliche« Fachlehrer und Lehrerinnen für die Volksschule heranzubilden, in der die Mädchen durch einen Wust von Kenntnissen ihrem natürlichen Beruf entfremdet werden. Hierdurch erzeugt der Staat, der bereits durch Militär- und Schulzwang die Familie nahezu in einer Weise absorbirt, wie es die

[1]) Die Frauenfrage im Mittelalter. S. 63.

Socialdemokratie anstrebt, jene Ueberweiblichkeit, an die nach Riehl[1]) »die Socialisten den Strick knüpfen, womit sie die historische Gesellschaft erwürgen wollen«. »Der moderne Staat hat schon jetzt der Familie die Ueberzeugung beigebracht, daß er ein größeres Recht auf Geist und Körper der Kinder hat, als die Erzeuger der Kinder selbst und darum stößt der socialistische Staat auch nicht auf besondere Hindernisse, wenn er die Gesammt-Erziehung verstaatlichen will.«[2])

Bebel hat in seinem Buche »Die Frau« harte Anklagen gegen die gegenwärtige öffentliche Unsittlichkeit mit Beweisen belegt, die leider nicht zu entkräften sind. Darin hat er freilich Unrecht, daß er dafür die gegenwärtige Gesellschaftsordnung überhaupt und insbesondere die christliche Ehe verantwortlich macht. Kann aber der moderne, unchristliche Staat die Verantwortlichkeit für diese Zustände ablehnen? Daß die Prostitution, welche der Staat zu einem Steuerobject gemacht hat, durch die gegenwärtige Ueberwachung mehr gefördert als gehemmt wird, dürfte schwerlich in Abrede gestellt werden. Wirkt nicht das öffentliche Theater, ohne von Seite der Sittlichkeitspolizei eine Einschränkung zu erfahren, heute vielfach dahin, daß, um mit Riehl[3]) zu reden, »es ist, als gäbe es gar nichts Lustigeres als den Ehebruch«? Fulda's Drama »die Sclavin« ist u. a. eine Illustration des Satzes: »Was der unglücklichen Frau, die von ihrem Manne mißhandelt wird, noth thut, das ist ein Liebhaber.«

Die liberale Presse schämt sich nicht, öffentlich Grundsätze als die Lebensprincipien ihrer Leser auszusprechen, welche die Frau aufs tiefste erniedrigen und der natürlichen, geschweige denn der christlichen Sittlichkeit hohnsprechen. Als im April d. J. von dem deutschen Gymnasium zu Ungarisch-Hradisch 19 Schüler der oberen Classen, darunter 16 jüdische wegen grober Unsittlichkeit in einem verrufenen Locale relegirt werden mußten, schrieb die Wiener »Presse« in einem Artikel mit der Aufschrift »Eine Mahnung an die Eltern«: Die gemaßregelten Schüler hätten Genüssen gefröhnt, »welche nach einer fest eingebürgerten strengen (!) Anschauung ausschließlich der reifen Jugend und den späteren Altersstufen vorbehalten sind«. Ist die Socialdemokratie mit ihrer Anklage der herrschenden Gesellschaft im Unrecht, wenn hier die Prostitution und Unzucht als ein »erlaubter Genuß der reifen Jugend« hingestellt wird?

---

[1]) A. a. O. S. 70.

[2]) Hist. pol. Blätt. Bd. 111 S. 664. In diesem vorzüglichen Aufsatze »Gegenwarts- und Zukunftsstaat« sind alle die Familie auflösenden Mittel der Jetztzeit aufgeführt.

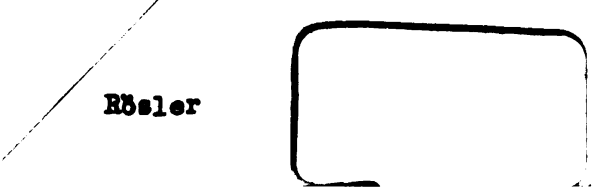
[3]) A. a. O. S. 217.

Was thut der moderne Staat und die herrschende Gesellschaft gegen die Alleinherrschaft des Geldes durch das sog. capitalistische Wirthschaftssystem, welches die unteren Classen des Volkes in Verzweiflung bringt, die Frau des Arbeiters und die alleinstehende Arbeiterin insbesondere zur Sclavin herabwürdigt und den Mann wie das Weib des vierten und dritten Standes der Socialdemokratie in die Arme treibt? — Das Zuströmen zu den Großstädten, welche die Corruption vermehren, wird mit allen Kräften gefördert statt verhindert. So bereitet die bürgerliche Gesellschaft positiv durch Annahme gottloser und widerchristlicher Grundsätze und negativ durch Vermehrung der allgemeinen Unzufriedenheit dem Einzuge der socialdemokratischen Herrschaft die Wege, die, wenn sie auch nur kurze Dauer haben kann, doch namenloses Unheil für die menschliche Gesellschaft in sich birgt. »Die Schatten, welche die Zukunft vorauswirft, werden immer größer und die Wetterzeichen immer untrüglicher. Der Liberalismus hat in seinen verschiedensten Thätigkeiten die meisten Werkzeuge geschmiedet zur allgemeinen Auflösung und Zersetzung. Jetzt geht die Frucht der Reife entgegen, die Wurzel hat ihre Schuldigkeit gethan, sie kann absterben.« Die Bestrebungen, die Frau dem Manne gesellschaftlich durchaus gleichzustellen, übertreffen an Gefährlichkeit alle andern, und doch konnte Bebel in diesem Jahre am 6. Februar im Reichstage sich rühmen: »Wir sehen also, wie die Frauen mehr und mehr zur Socialdemokratie übergehen.«

»Dreiviertel meiner Schrift« sagt Bebel[1]) »sind der Kritik der bürgerlichen Gesellschaft gewidmet, deren Mängel und Schäden ich Schritt vor Schritt nachweise, und daraus leite ich im letzten Viertel meiner Schrift die Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der gesellschaftlichen Ordnung ab.« Uns kann Bebel nicht, wie andern Kritikern seines Buches, den Vorwurf machen, daß diese »Dreiviertel« für uns nicht existiren. Wir haben zwar nachgewiesen, daß ein großer Theil seiner Kritik nicht gerecht ist, und daß Bebel zumeist wegen totaler Unkenntniß des Christenthums der bürgerlichen Gesellschaft Mängel vorwirft, die überhaupt auf dieser Erde nie beseitigt werden können. Wir gestehen aber mit Bebel die unbedingte Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der Gesellschaft zu, nur ist diese neue Ordnung ganz entgegengesetzt der von der Socialdemokratie geträumten. Was beweist nämlich Bebel, soweit er in jenen »Dreiviertel« seines Buches wirklich unleidliche Verhältnisse unserer Zeit schildert? Nichts Anderes, als daß die moderne Gesellschaft im öffentlichen wie im Privatleben vielfach vom Christenthum abgefallen ist. Strauß hat in seinem berüchtigten Buche: »Der alte und der neue Glaube« die liberalen Prote-

[1]) Die »Frau«. Vorrede zur 9. Auflage. XII.

stanten aufgefordert, offen zu bekennen: »Wir sind keine Christen mehr«. Wenn es sich um die praktische Bethätigung des Christenglaubens handelt, sind zu diesem Bekenntnisse vielleicht ebenso viele liberale Katholiken verpflichtet. Darum liegt die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht in den Phantasiebildern der Socialdemokratie sondern in der Rückkehr zu den unveränderlichen Grundsätzen des katholischen Christenthums. Auch die Frauenfrage wird glücklich nur gelöst werden durch die Anerkennung der Stellung, welche Christus der Frau im öffentlichen wie im Privatleben, in und außer der Ehe angewiesen hat, und welche die katholische Kirche durch achtzehn Jahrhunderte vertheidigt hat. Die Zahl der überaus ernsten Tage, welche der heutigen Gesellschaft noch übrig sind, um sich mit der katholischen Kirche für oder mit der socialen Revolution gegen Christus zu entscheiden, dürfte sehr bescheiden sein. Die Anstrengungen, welche die Leiter der Völker und ihre Regierungen zu einer Neugestaltung der socialen Ordnung machen, werden auf der Wage einer auch milden Kritik kaum anders als zu leicht befunden werden, weil es Halbheiten sind und nichts als Halbheiten. Wenn nicht an Stelle dieser Halbheiten der volle und ganze Ernst einer christlichen Reform tritt, zu der Leo XIII. so dringend gemahnt hat, so muß die Folge davon sein, daß nicht blos die Völker im Nationalitätenhader zertheilt, sondern daß durch den Egoismus der materialistischen Weltanschauung und die socialdemokratische Frauenemancipation das Familienleben vernichtet, die Gesellschaft in einzelstehende Menschen atomisirt und die Menschheit wenigstens im Bereiche dieser antichristlichen Bestrebungen dem Verderben nahegebracht wird. Der letzte Damm aber, den der Strom der Revolution mit seinen verherenden Wogen zu durchbrechen haben wird, wird der Opfermuth und das Gebet der christlichen Frau sein. Wenn dann die trüben Fluthen der socialen Revolution sich verlaufen haben werden, dürften die gestürzten Machthaber und Millionäre unter den Trümmern der Herrscherthrone und den Resten der christlichen Civilisation zu spät erkennen, daß weder die stehenden Heerlager noch das Geld die Grundpfeiler eines glücklichen Reiches bilden. Die enttäuschten Völker werden auch überzeugt sein, daß die socialdemokratischen Zukunftspläne Wahngebilde waren. Dann aber wird die weder durch Tyrannei noch durch Revolution zerstörbare eine heilige, katholische Kirche mit ihrer mütterlichen Liebe wie heute die Menschheit belehren, daß »kein anderer Name den Menschen unter dem Himmel gegeben ist, durch den sie Glück und Heil finden können«[1]), als der ihres gottmenschlichen Bräutigams Jesus Christus.

[1]) Apgesch. 4, 12.

396
R71